

JEFFREY  
ARCHER  
— DAS —  
ELEFTE  
GEBOT

ROMAN · LÜBBE

JEFFREY ARCHER

D A S  
E L F T E  
G E B O T

Roman  
Aus dem Englischen von  
Lore Straßl

GUSTAV LÜBBE VERLAG

ISBN 3-7857-0994-3

Für Neil und Monique

## **INHALT**

<b>ERSTES BUCH</b>	
Der Mannschaftsspieler	
11	
<b>ZWEITES BUCH</b>	
Der Einzelgänger	
129	
<b>DRITTES BUCH</b>	
Der Profikiller	
252	
<b>VIERTES BUCH</b>	
Die Lebenden und die Toten	
367	

## **DANKSAGUNGEN**

Die nachstehenden Personen waren mir eine große Hilfe bei den Recherchen für diesen Roman:

The Hon. William Webster, ehemals Direktor der CIA und des FBI

The Hon. Richard Thornburgh, ehemals United States Attorney-General

The Hon. Samuel Berger, United States National Security Advisor

Patrick Sullivan, United States Secret Service, Washington Field Office

Special Agent J. Patrick Durkin, United States Diplomatic Secret Service

Melanee Verveer, Chief of Staff to Hillary Rodham Clinton

John Kent Cooke Jr. Besitzer der Washington Redskins

Robert Petersen, Superintendent, United States Senate Press Gallery

Jerry Gallegos, Superintendent, House Press Gallery

King Davis, Chief of Police, Sierra Madre, California

Michail Piotrowskij, Direktor der Eremitage und des Winterpalasts in St. Petersburg

Dr. Galina Andreewa, Kuratorin der Abteilung für Gemälde des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts an der staatlichen Galerie Tretjakow in Moskau

Alexander Novoselow, Assistent des Botschafters in der Botschaft der russischen Föderation in Washington, D. C.

Andrej Titow

Drei Angehörige der Mafya in St. Petersburg, die eine Erwähnung ihrer Namen nicht gestattet haben

Malcolm Van de Riet und Timothy Rohrbaugh, Nicole Radner, Robert Van Hoek, Phil Hochberg, David Gries, Judy Löwe und Philip Verveer, Nancy Henrietta, Lewis K. Loss, Darreil Green, John Komlos, Natascha Maximowa, John Wood und Chris Ellis

Und vor allem Janet Brown von der Commission on Presidential Debates und Michael Brewer von der Brewer Consulting Group

## ERSTES BUCH

Der Mannschaftsspieler

Als er die Tür öffnete, schrillte die Alarmglocke.

Ein solcher Fehler durfte einem Amateur unterlaufen, nicht aber Connor Fitzgerald, der in seinen Kreisen als das unübertroffene As galt.

Fitzgerald hatte damit gerechnet, daß mehrere Minuten verstreichen würden, bevor die *policia* auf einen Einbruch im Stadtteil San Victorina reagierte. Das alljährliche Freundschaftsspiel gegen Brasilien fing erst in zwei Stunden an, doch gut die Hälfte der Fernsehgeräte hier in Kolumbien waren gewiß schon eingeschaltet. Wäre Fitzgerald nach Beginn des Spiels in der Pfandleihe eingebrochen, hätte die *policia* sich bestimmt nicht vor dem Schlußpfiff bequemt, der Alarmmeldung nachzugehen. Es war allgemein bekannt, daß die hiesigen Ganoven sich während des Freundschaftsspiels beinahe zwei Stunden uneingeschränkter krimineller Bewegungsfreiheit erfreuen konnten. Doch Fitzgeralds Vorkehrungen für diese Zeitspanne würden dafür sorgen, daß die *policia* hinter Schatten herjagte. Und es würden Wochen, wenn nicht Monate vergehen, ehe irgendjemand den wahren Grund für den Einbruch an diesem Samstagnachmittag herausfand.

Der Alarm schrillte immer noch, als Fitzgerald die Hintertür schloß und durch das kleine Lager zum Laden an der Straßenseite eilte. Er beachtete die Reihen von Uhren auf ihren Halterungen ebensowenig wie die Smaragde in ihren Zellophanhüllen oder den Goldschmuck aller Art und Größe, der hinter einem eleganten und zugleich soliden Schutzgitter ausgestellt war. Sämtliche Artikel waren sorgfältig mit Namen und Datum ausgezeichnet, damit die vielleicht nur zeitweilig in finanzielle Verlegenheit geratenen Besitzer ihre Familienerbstücke binnen sechs Monaten auslösen konnten. Aber das taten nur wenige.

Fitzgerald schob den Vorhang aus Holzperlenschnüren zwischen Lager und Laden rasch zur Seite. Hinter dem Verkaufstisch blieb er stehen und blickte auf einen leicht ramponierten ledernen Aktenkoffer auf einem Tischchen in der Mitte des Schaufensters. Am

Verschluß waren die Initialen D.V R. in abgewetzter Goldprägung zu erkennen. Fitzgerald rührte sich nicht, bis er sicher war, daß niemand hereinschaute.

Er hatte das handgefertigte Meisterwerk erst am heutigen Tag zum Pfandleiher gebracht und diesem versichert, daß er nicht die Absicht habe, jemals nach Bogota zurückzukehren, um es wieder auszulösen; deshalb dürfe es sofort verkauft werden. Fitzgerald wunderte sich daher nicht, daß der Koffer bereits ins Schaufenster gestellt worden war. Einen zweiten wie ihn gab es zweifellos in ganz Kolumbien nicht.

Er wollte soeben über den Tresen steigen, als ein junger Mann am Schaufenster vorüberschlenderte. Fitzgerald erstarnte, doch der Mann interessierte sich ausschließlich für das kleine Radio, das er sich ans linke Ohr drückte. Fitzgerald beachtete er ebensowenig, wie er auf eine Schneiderpuppe achteten würde. Als der junge Bursche nicht mehr zu sehen war, schwang Fitzgerald sich über den Ladentisch und ging zum Fenster. Er blickte die Straße hinauf und hinunter, ob irgend jemand ihn möglicherweise beobachten konnte, und stellte erleichtert fest, daß niemand zu sehen war. Mit einer raschen Bewegung griff er nach dem Koffer und hob ihn auf. Er sprang zurück über den Tresen; dann drehte er sich um und blickte aus dem Fenster, um sich zu vergewissern, daß kein neugieriges Auge den Diebstahl beobachtet hatte.

Fitzgerald schob den Perlenvorhang zur Seite und ging zu der geschlossenen Tür. Er schaute auf die Uhr. Die Alarmglocke schrillte seit nunmehr achtundneunzig Sekunden. Auf der Gasse blieb er kurz stehen und lauschte. Hätte er das Heulen einer Polizeisirene vernommen, wäre er nach links abgebogen und in dem Labyrinth von Straßen hinter der Pfandleihe verschwunden. Doch vom Alarm in dem Laden abgesehen, blieb alles still. So wandte er sich nach rechts und spazierte scheinbar gleichmütig in Richtung Carrera Septima.

Als Connor Fitzgerald den Bürgersteig erreichte, blickte er nach links, dann nach rechts und schlängelte sich durch den mäßigen Verkehr zur gegenüberliegenden Straßenseite, ohne einen Blick

zurückzuwerfen. Er betrat ein fast bis zum letzten Platz gefülltes Restaurant, wo eine Gruppe lautstarker Fußballfans vor einem riesigen Fernseher hockte.

Niemand beachtete ihn. Das ausschließliche Interesse der Anwesenden galt den endlosen Wiederholungen der drei Tore, die Kolumbien im vergangenen Jahr geschossen hatte. Fitzgerald setzte sich an einen Ecktisch. Zwar konnte er den Bildschirm nicht allzu gut sehen, dafür aber die andere Straßenseite. Ein ramponiertes Schild mit der Aufschrift *J. Escobar. Monte de Piedad, establecido 1946* schaukelte in der nachmittäglichen Brise über dem Pfandhaus.

Mehrere Minuten vergingen, bevor ein Polizeiwagen mit quietschenden Reifen vor dem Laden hielt. Sobald Fitzgerald gesehen hatte, daß die beiden uniformierten Polizisten das Haus betraten, verließ er seinen Tisch und schritt scheinbar unbekümmert durch die Hintertür auf eine weitere ruhige Samstagnachmittagsstraße. Er hielt das erste fahrgärtlose Taxi an und sagte mit breitem südafrikanischem Akzent: »El Belvedere am Plaza de Bolivar, *par favor.*« Der Fahrer nickte knapp, als wolle er deutlich machen, daß er keine Lust hatte, sich zu unterhalten. Nachdem sein Fahrgast es sich lässig auf der Rückbank des arg mitgenommenen gelben Taxis bequem gemacht hatte, stellte er das Radio lauter.

Fitzgerald warf einen neuerlichen Blick auf die Uhr: siebzehn Minuten nach eins. Er war mit seinem Plan etwa zwei Minuten im Rückstand. Die Rede mußte soeben begonnen haben, doch da sie bestimmt gut vierzig Minuten dauern würde, blieb ihm noch immer mehr als genug Zeit, sich dem wahren Grund seines Aufenthalts in Bogota zu widmen. Er ruckte ein paar Zentimeter nach rechts, damit der Fahrer ihn auch deutlich im Innenspiegel sehen konnte.

Sobald die *policia* ihre Untersuchung begann, würde jeder, der Fitzgerald an diesem Tag gesehen hatte, in etwa die gleiche Beschreibung geben: Weißer, um die fünfzig, gut einsachtzig groß, ungefähr hundert Kilo, unrasiert, dunkles, widerspenstiges Haar, wie ein Ausländer gekleidet und mit fremdem, aber nicht amerika-

nischem Akzent. Fitzgerald hoffte, daß wenigstens einer der Befragten die nasale südafrikanische Aussprache erkennen würde. Er hatte sich immer schon gut darauf verstanden, Akzente nachzuahmen. An der High School hatte er sich oft genug in Schwierigkeiten gebracht, indem er die Lehrer nachäffte.

Im Radio des Taxis meldete sich weiterhin ein Fußballexperte nach dem anderen zu Wort und gab seine mehr oder weniger fundierte Meinung zum heutigen Länderspiel ab. Fitzgerald hörte gar nicht hin, verschloß sich gegen die Sprache, die zu beherrschen er wenig Interesse hatte – auch wenn er erst kürzlich seinem beschränkten Wortschatz die Begriffe *falta*, *fuera* und *gol* hinzugefügt hatte.

Als der kleine Fiat siebzehn Minuten später vor dem El Belvedere hielt, gab Fitzgerald dem Fahrer eine Zehntausendpesonote und war aus dem Wagen, ehe der Mann ihm für ein so großzügiges Trinkgeld danken konnte. Nicht daß die Taxifahrer von Bogota die Worte »*muchas gracias*« allzu häufig in den Mund nähmen.

Fitzgerald rannte die Hoteltreppe hinauf, vorbei am livrierten Portier und durch die Drehtür. Im Foyer eilte er geradewegs zu den Fahrstühlen, die dem Empfangstresen unmittelbar gegenüberlagen. Er brauchte nicht lange zu warten, bis einer der vier Lifts ins Parterre herunterkam. Nachdem die Tür aufgeglitten war, stieg er ein und drückte sogleich auf den Knopf mit der »8« und unmittelbar danach auf den mit der Aufschrift »Schließen«, um niemandem die Gelegenheit zu geben, zu ihm in den Lift zu steigen. Als er im achten Stock zu Zimmer 807 eilte, sanken seine Schuhe in den dichten Teppichboden. Er schob eine Plastikkarte in den Türschlitz und wartete, bis das grüne Licht aufleuchtete, bevor er den Türknauf drehte. Kaum war die Tür offen, hängte er das Schild *Favor de no molestar* außen an den Knauf; dann schloß er die Tür und verriegelte sie. Er blickte auf sein Handgelenk: dreizehn Uhr sechsunddreißig. Die Polizisten dürften inzwischen die Pfandleihe verlassen haben. Zweifellos gingen sie wieder einmal von einem falschen Alarm aus.

Inzwischen hatten die Beamten Mr. Escobar bestimmt schon in

seinem Landhaus angerufen und ihm mitgeteilt, daß offenbar alles in Ordnung war. Aber er möge bitte nachsehen, ob irgend etwas fehle, wenn er am Montag in die Stadt zurückkehre. Falls ja, solle er die *policia* benachrichtigen. Das einzige, das Escobar am Montag vormittag als gestohlen melden konnte, wurden mehrere Päckchen ungeschliffene Smaragde sein, welche die *policia* beim Verlassen des Ladens hatte mitgehen lassen. Wie lange wird es dauern, fragte sich Fitzgerald, bis Escobar bemerkt, daß noch etwas anderes fehlt? Einen Tag? Eine Woche? Einen Monat? Fitzgerald hatte bereits beschlossen, Escobar durch einen kleinen Wink darauf aufmerksam zu machen, damit es schneller ging.

Fitzgerald zog die Jacke aus und hängte sie über den nächsten Stuhl. Mit der Fernbedienung auf dem Nachttisch schaltete er den Fernseher ein; dann setzte er sich auf das Sofa davor. Ricardo Guzmans Gesicht nahm den Bildschirm ein.

Fitzgerald wußte, daß Guzman auf die Fünfzig zuging, doch mit seinen eins fünfundachtzig, dem vollen schwarzen Haar und der sportlichen Figur hätte die begeisterte Menge ihm auch die Vierzig abgekauft. Schließlich erwarteten nur wenige Kolumbianer, daß ihre Politiker ihnen die Wahrheit sagten, schon gar nicht über ihr Alter.

Ricardo Guzman, Favorit bei der bevorstehenden Präsidentschaftswahl, war der Boß des Cali-Kartells, das achtzig Prozent des New Yorker Kokainhandels beherrschte und jährlich mehr als eine Milliarde Gewinn machte. Darüber hatte Fitzgerald in keiner der drei nationalen Zeitungen Kolumbiens auch nur eine Zeile gefunden – was vermutlich daran lag, daß sie alle von Guzman kontrolliert wurden und nur veröffentlichen durften, was ihm in den Kram paßte.

»Als euer Präsident werde ich als erstes jedes Unternehmen verstaatlichen, von dem Amerikaner die Aktienmehrheit besitzen.«

Die kleine Menge, die sich um die Freitreppe des Kongreßgebäudes an der Plaza de Bolívar versammelt hatte, jubelte begeistert. Ricardo Guzmans Berater hatten ihn immer wieder gewarnt, daß es Zeitverschwendungen wäre, am Tag des Länderspiels eine

Rede zu halten, doch Guzman hatte nicht auf sie gehört, weil er sich sagte, daß Millionen von Fernsehzuschauern auf der Suche nach dem Sender mit der Direktübertragung des Fußballspiels durch die Kanäle zappen und ihn auf den Schirm bekommen würden, und sei es auch nur für einen Augenblick. Diese Leute würden dann überrascht sein, ihren Präsidentschaftskandidaten schon eine Stunde später ins überfüllte Stadion stolzieren zu sehen. Fußball langweilte Guzman, aber er wußte, daß sein Erscheinen, kurz bevor die eigene Mannschaft aufs Spielfeld lief, die Aufmerksamkeit der Menge von Antonio Herrera ablenken würde, dem kolumbianischen Vizepräsidenten und Guzmans Hauptrivalen bei der Wahl. Herrera saß in der Ehrenloge, aber er, Guzman, stand in der Menge hinter einem der Tore. Er wollte, daß die Leute ihn als einen der ihnen betrachteten, als Mann aus dem Volk.

Fitzgerald schätzte, daß die Rede noch etwa sechs Minuten dauern würde. Er hatte sie mindestens schon sechsmal gehört: in überfüllten Foyers, in halbleeren Bars, an einer Straßenecke, sogar in einem Busbahnhof. Er zog den Lederkoffer vom Bett auf seinen Schoß.

»... Antonio Herrera ist nicht der Kandidat der Liberalen«, schimpfte Guzman, »sondern der Amerikaner. Er ist nichts weiter als die Puppe eines Bauchredners, die lediglich die Worte des Mannes im Oval Office wiederholt.« Die Menge jubelte erneut.

Noch fünf Minuten, vermutete Fitzgerald. Er öffnete den vermeintlichen Aktenkoffer und starnte auf die Remington 700, die sich lediglich ein paar Stunden außerhalb seiner Sichtweite befunden hatte.

»Immer gehen die Amerikaner davon aus, daß wir mit allem einverstanden sind, was günstig für sie ist!« donnerte Guzman. »Was für eine Dreistigkeit! Was für eine Anmaßung! Und das nur wegen ihres allmächtigen Dollars! Zur Hölle mit diesem allmächtigen Dollar!« Die Menge jubelte mit noch mehr Begeisterung, als der Kandidat einen Dollarschein aus seiner Brieftasche zog und die George-Washington-Prägung zerriß.

»Ihr dürft mir eines glauben«, fuhr Guzman fort und verstreute die winzigen Fetzen grünen Papiers wie Konfetti über die Menge.

»Gott ist kein Amerikaner...«, murmelte Fitzgerald.

»Gott ist kein Amerikaner!« rief Guzman.

Behutsam hob Fitzgerald die McMillan-Fiberglasstütze aus dem Koffer.

»In zwei Wochen werden die Bürger Kolumbiens die Gelegenheit bekommen, ihre Meinung der ganzen Welt kundzutun!« brüllte Guzman.

»Vier Minuten«, murmelte Fitzgerald, während er zum Bildschirm blickte und das Lächeln des Kandidaten nachäffte. Er nahm den Lauf aus gehärtetem Edelstahl aus seinem Fach und schraubte ihn fest an den Schaft. Er paßte wie angegossen.

»Bei zukünftigen Gipfeltreffen wird Kolumbien wieder mit am Konferenztisch sitzen und nicht erst am nächsten Tag durch die Medien informiert werden. In nur einem Jahr, meine geliebten Mitbürger, habe ich die Amerikaner so weit, daß sie uns nicht mehr als eine ihrer Kolonien der Dritten Welt behandeln, sondern als Ebenbürtige!«

Die Menge tobte vor Begeisterung. Fitzgerald nahm das Leupold-10-Power-Zielfernrohr aus dem Koffer und schob es in die zwei kleinen Führungen auf dem Lauf.

»Es wird keine hundert Tage dauern, bis ihr Veränderungen in unserem Land erlebt, die Herrera nicht einmal in hundert Jahren für möglich gehalten hätte. Denn wenn ich erst euer Präsident bin...«

Fitzgerald legte den Schaft der Remington 700 an seine Schulter. Sie war wie ein alter Freund. Aber wie könnte es auch anders sein? Jedes Teil war nach seinen exakten Angaben maßgefertigt.

Er deutete mit dem Zielfernrohr auf das Fernsehbild und richtete die kleine Strichreihe aus, bis sie etwa einen Zoll über das Herz des Kandidaten zeigte.

»... Kampf gegen die Inflation...

Noch drei Minuten.

»... Kampf gegen die Arbeitslosigkeit...«

Fitzgerald atmete aus.

»... und auch erfolgreich gegen die Armut kämpfen!«

Fitzgerald zahlte: *drei... zwei... eins*. Dann drückte er den Abzugshebel. Über dem Lärm der Menge war das Klicken kaum zu hören.

Er senkte das Gewehr, erhob sich vom Sofa und legte den leeren Koffer auf den Fußboden. Es wurden noch neunzig Sekunden vergehen, ehe Guzman zu seiner schon zum Ritual gewordenen Schmähung von US-Präsident Lawrence kam.

Fitzgerald nahm das Hohlmantelgeschoß aus dem speziell dafür gefertigten kleinen Lederfach innen im Kofferdeckel. Dann öffnete er den Lauf und schloß ihn wieder, nachdem er die Patrone in die Kammer geschoben hatte.

»Burger von Kolumbien, es ist eure letzte Chance, die katastrophalen Fehler der Vergangenheit ungeschehen zu machen. Laßt uns die Zukunft in Angriff nehmen«, rief Guzman, und seine Stimme hob sich mit jedem Wort. »Deshalb müssen wir für eines sorgen. Wir dürfen uns...«

»Eine Minute«, murmelte Fitzgerald. Er hätte die letzten sechzig Sekunden von Guzmans Rede im Schlaf aufsagen können. Er wandte sich vom Fernseher ab und schritt bedächtig durch das Zimmer zu dem großen, zweiflügeligen Fenster.

»... diese einzigartige Chance nicht entgehen lassen...«

Fitzgerald zog den feinen Spitzensstore zur Seite und spähte über die Plaza de Bolívar zum Kongreßgebäude, wo der Präsidentschaftskandidat von der obersten Stufe der Eingangstreppe hinunter auf die Menge schaute. Nur noch wenige Augenblicke, dann würde sein *coup de grâce* kommen.

Fitzgerald wartete geduldig. Nur nichts übereilen!

»*Viva la Colombia!*« rief Guzman. »*Viva la Colombia!*« brüllte der Mob frenetisch, wenngleich viele bezahlte Handlanger und Claqueure darunter waren, die strategisch günstige Positionen in der Menge eingenommen hatten.

»Ich liebe mein Vaterland!« rief der Kandidat mit gespieltem Enthusiasmus. Noch dreißig Sekunden bis zum Ende der Rede.

Fitzgerald öffnete das Fenster. Der Lärm der Menge, die jedes Wort des Kandidaten wiederholte, schlug ihm entgegen.

Guzman senkte die Stimme nun fast zu einem Wispern: »Eines möchte ich noch klarstellen. Es gibt nur einen Grund, weshalb ich euch als Präsident dienen möchte – die Liebe zu meinem Heimatland!«

Zum zweitenmal hob Fitzgerald den Schaft der Remington 700 langsam an die Schulter. Aller Augen ruhten auf dem Kandidaten, als dieser hinausdonnerte: »*Dios guarde a la Colombia!*« Der Lärm wurde ohrenbetäubend, als seine Anhänger die Worte wiederholten: »*Dios guarde a la Colombia!*« Guzmans Hände blieben ein paar Sekunden lang triumphierend erhoben, wie am Ende einer jeden Rede. Und wie immer verhielt er sich für einen Augenblick vollkommen still.

Fitzgerald richtete die winzigen Striche des Zielfernrohrs einen Zoll über das Herz des Kandidaten. Einen Moment hielt er den Atem an, während er die Finger der Linken um den Schaft spannte. »Drei... zwei... eins«, murmelte er, ehe er kurz auf den Abzug drückte.

Guzman lächelte noch, als die Kugel in seine Brust schlug. Eine Sekunde später sackte er zu Boden wie eine Marionette, deren Fäden mit einem einzigen Schnitt durchtrennt worden waren. Blut spritzte über seine Vasallen, die neben ihm standen und nicht begriffen, was da vor sich ging. Fitzgerald sah vom Kandidaten nur noch, wie dieser die Arme ausstreckte, als würde er sich einem unbekannten Feind ergeben.

Connor Fitzgerald senkte das Gewehr und schloß rasch das Fenster. Er hatte seinen Auftrag erledigt.

Nun mußte er nur noch darauf achten, daß er auf keinen Fall gegen das elfte Gebot verstieß.

»Ob ich ~~seiner~~ Witwe und der Familie mein Beileid bekunden soll?« überlegte Tom Lawrence laut.

»Nein, Mr. President«, riet ihm der Außenminister ab. »Das sollte besser ein Staatssekretär für inneramerikanische Angelegenheiten übernehmen. Es dürfte nun so gut wie sicher sein, daß Antonio Herrera der nächste Präsident Kolumbiens wird, also ist er derjenige, mit dem Sie offiziell zu tun haben werden.«

»Würden Sie mich bei den Begräbnisfeierlichkeiten vertreten? Oder soll ich den Vizepräsidenten schicken?«

»Ich würde sagen, es genügt, wenn unser Botschafter in Bogota Sie vertritt. Da die Beerdigung bereits an diesem Wochenende stattfindet, kann man nicht erwarten, daß wir so kurzfristig Zeit haben.«

Der Präsident nickte. Er hatte sich an die unverblümte Art gewöhnt, mit der Larry Harrington alles kommentierte, sogar den Tod. Unwillkürlich fragte er sich, wie Larry reagieren würde, wenn er, das Staatsoberhaupt der Vereinigten Staaten, einem Anschlag zum Opfer fiele.

»Wenn Sie einen Augenblick Zeit hätten, Mr. President. Ich glaube, ich sollte Sie ein bißchen eingehender über unsere derzeitige Politik in Kolumbien informieren. Die Medien werden Sie vermutlich über die möglichen Auswirkungen...«

Der Präsident wollte seinen Außenminister soeben unterbrechen, als an die Tür geklopft wurde und Andy Lloyd ins Zimmer trat.

Es muß elf Uhr sein, dachte Lawrence. Er hatte keine Uhr mehr gebraucht, seit er Lloyd zu seinem Stabschef ernannt hatte.

»Später, Larry«, sagte er zum Außenminister. »Ich werde jetzt eine Pressekonferenz über den Gesetzentwurf zur Beschränkung nuklearer, biologischer, chemischer und konventioneller Waffen geben. Ich kann mir nicht vorstellen, daß sich allzu viele Journalisten für den Tod des Präsidentschaftskandidaten eines Landes interessieren, von dem der Großteil unserer Bürger nicht einmal weiß, wo genau es liegt. Seien wir doch mal ehrlich.«

Harrington schwieg. Er hielt sich nicht dafür zuständig, den Präsidenten darauf hinzuweisen, daß die meisten Amerikaner selbst jetzt noch keine Ahnung hatten, wo Vietnam auf einer Weltkarte zu finden war. Doch als Andy Lloyd das Zimmer betreten hatte, war Harrington klar, daß höchstens eine Weltkriegserklärung ihm den Vorrang gegeben hätte. Er nickte Lloyd knapp zu und verließ das ovale Zimmer, das weltweit als Oval Office bekannt war.

»Warum habe ich diesen Mann überhaupt ernannt?« Lawrence blickte auf die geschlossene Tür.

»Larry hat Texas bei den Wahlen auf deine Seite gebracht, als unsere Prognosen darauf hindeuteten, daß die Mehrheit der Südstaatenwähler dich für einen Schwächling aus dem Norden hielt, der imstande wäre, sogar einen Homosexuellen zum Häuptling der Stabschefs im Verteidigungsministerium zu ernennen.«

»Würde ich einen Schwulen als den Richtigen für diesen Job betrachten, würde ich's vielleicht sogar tun.«

Nach dreißigjähriger Freundschaft hatten die beiden keine Geheimnisse voreinander. Das war einer der Gründe, weshalb Tom Lawrence seinem alten Collegefreund den Posten des Stabschefs im Weißen Haus angeboten hatte. Andy drückte die Dinge so aus, wie er sie sah, ohne jegliche Bosheit oder Arglist. Dieser liebenswerte Charakterzug stand jedoch einer politischen Karriere im Weg. Aber Andy strebte ohnehin keine bedeutenden höheren Ämter an und würde deshalb auch nie zum Rivalen werden.

Der Präsident schlug den blauen Ordner mit der Aufschrift SOFORT auf, den Andy ihm bereits früher an diesem Vormittag gebracht hatte. Er vermutete, daß sein Freund die halbe Nacht, wenn nicht länger, damit verbracht hatte, die Unterlagen zusammenzustellen. Er las die Fragen, die nach Andys Meinung bei der mittäglichen Pressekonferenz am ehesten gestellt würden.

*Wie viele Steuergelder glauben Sie durch diese Maßnahme zu sparen?*

»Ich vermute, daß Barbara Evans wie üblich die erste Frage stellen wird.« Lawrence blickte auf. »Haben wir eine Ahnung, mit welchen Problemen sie mich diesmal konfrontieren wird?«

»Nein.« Andy Lloyd schüttelte den Kopf. »Aber seit du Al Gore in New Hampshire geschlagen hast, ist sie hinter dem Abrüstungs-Gesetzentwurf her, den du damals angekündigt hast. Jetzt, wo du dazu bereit bist, hat sie wohl kaum noch einen Grund, dich weiter mit Fragen zu löchern.«

»Das stimmt schon. Aber glaub mir, die Frau hat ein ganz besonderes Talent, mir auf die Nerven zu fallen.«

Andy nickte, als der Präsident auf die nächste Frage und damit auf das nächste Problem blickte.

*Wie viele Amerikaner werden dadurch ihre Jobs verlieren?*

Wieder blickte Lawrence auf. »Gibt es jemand Besonderen, dem ich deiner Meinung nach aus dem Weg gehen sollte?«

»Dem Rest der Meute.« Andy grinste. »Ruf Phil Ansanch aufs Podium, wenn du zum Ende kommst.«

»Warum Ansanch? «

»Er hat den Gesetzentwurf in jedem Stadium befürwortet. Außerdem ist er heute unter deinen Dinnergästen.«

Der Präsident lächelte und nickte, während sein Zeigefinger die Liste der zu erwartenden Fragen hinunterglitt. Bei Nummer sieben hielt er inne.

*Ist das nicht ein weiteres Beispiel dafür, daß Amerika von seinem geraden Kurs abkommt?*

Wieder blickte der Präsident zu seinem Stabschef hoch.

»So, wie gewisse Kongreßabgeordnete auf diesen Gesetzentwurf reagiert haben, könnte man wirklich meinen, daß wir immer noch im Wilden Westen leben.«

»Da kann ich dir leider nicht widersprechen. Aber wie du weißt, halten vierzig Prozent der Amerikaner die Russen nach wie vor für unsere größte Bedrohung. Und fast dreißig Prozent rechnen damit, daß es zu ihren Lebzeiten einen Krieg mit Rußland gibt.«

Lawrence fluchte und fuhr mit der Hand durch sein dichtes, vorzeitig ergrautes Haar, ehe er sich wieder der Fragenliste zuwandte. Bei Nummer neunzehn hielt er erneut inne.

»Wie lange wird man mich denn noch fragen, warum ich damals meinen Wehrpaß verbrannt habe?«

»Ich nehme an, solange du Oberbefehlshaber der Streitkräfte bist.«

Der Präsident murmelte irgend etwas Unverständliches und las die nächste Frage. Wieder blickte er auf. »Viktor Zerimskij? Der wird wohl kaum der nächste russische Präsident werden, oder?«

»Wahrscheinlich nicht. Aber bei der letzten Umfrage ist er immerhin auf dem dritten Platz gelandet. Zwar besteht weiterhin ein ziemlicher Abstand zu Premierminister Tschernopow und General Borodin, aber Zerimskij's Kampfansage an das organisierte Verbrechen wird ihm sicher nützen, vor allem deshalb, weil die meisten Russen überzeugt sind, daß Tschernopow von der russischen Mafia bezahlt wird.«

»Was ist mit dem General?«

»Er verliert immer mehr Boden unter den Füßen, da die russische Armee seit Monaten keinen Sold mehr gesehen hat. Den Pressemeldungen zufolge verkaufen die Soldaten ihre Uniformen auf der Straße an Touristen.«

»Gott sei Dank sind es noch Jahre bis zur übernächsten russischen Präsidentschaftswahl. Denn wenn die Befürchtung bestünde, daß dieser Faschist Zerimskij Rußlands nächster Präsident wird, hätte unser Abrüstungsentwurf weder im Repräsentantenhaus noch im Senat die geringste Chance.«

Lloyd nickte, als Lawrence weiterblätterte. Bei der neunundzwanzigsten Frage auf der nächsten Seite hielt er aufs neue inne.

»Wie viele Kongreßabgeordnete haben Waffenfabriken und militärische Einrichtungen in ihren Wahlkreisen?«

»Zweiundsiebzig Senatoren und zweihundertelf Mitglieder des Repräsentantenhauses«, antwortete Lloyd, ohne in seinen noch zugeschlagenen Unterlagen nachzuschauen zu müssen. »Du mußt wenigstens sechzig Prozent von ihnen dazu bringen, dich zu unterstützen, um sicherzugehen, daß die Mehrheit in beiden Häusern gegeben ist. Und immer vorausgesetzt, wir können mit Senator Bedells Unterstützung rechnen.«

»Frank Bedell hat schon eine allgemeine Abrüstung gefordert, als ich noch in Wisconsin zur High School ging«, entgegnete der

Präsident. »Er hat gar keine Wahl, als uns zu unterstützen.«

»Er mag ja immer noch für das Gesetz sein, aber er ist der Meinung, du gehst damit nicht weit genug. Er hat eben erst gefordert, den Verteidigungshaushalt um die Hälfte zu kürzen.«

»Und wie soll ich das seiner Meinung nach zustande bringen?«

»Indem wir uns aus der NATO zurückziehen und den Europäern die Verantwortung für ihre Verteidigung allein überlassen.«

»Das ist völlig unrealistisch!« protestierte Lawrence. »Sogar die erzkonservativen Nationalisten würden sich in dem Fall querstellen!«

»Das weißt *du*, und ich weiß es auch. Und ich vermute, daß selbst der gute Senator es weiß. Nur hält ihn das nicht davon ab, in jedem Fernsehsender zwischen Boston und Los Angeles aufzutreten und zu behaupten, daß eine fünfzigprozentige Reduzierung der Verteidigungsausgaben über Nacht sämtliche finanzielle Probleme der amerikanischen Renten- und Gesundheitsvorsorge lösen würde.«

»Ich wünschte, Bedell würde sich auch ein wenig Sorgen um die Verteidigung unseres Landes machen und seine Zeit nicht mit unlösbaren sozialen Problemen vergeuden«, sagte Lawrence. »Wie soll ich reagieren?«

»Überhäufe ihn mit Lob für seinen unermüdlichen Einsatz für unsere älteren Bürger. Und dann mach ihm klar, daß die Vereinigten Staaten niemals nachlassen werden, Freiheit und Demokratie zu verteidigen, solange du Oberbefehlshaber der Streitkräfte bist. Für dich wird immer vorrangig sein, daß Amerika die mächtigste Nation der Welt bleibt und bla, bla, bla Auf diese Weise dürfte es uns gelingen, Bedells Stimme *zu* bekommen. Außerdem die des einen oder anderen Wackelkandidaten.«

Der Präsident warf einen Blick auf die Uhr, ehe er zur dritten Seite blätterte. Bei der einunddreißigsten Frage seufzte er tief.

*Wie können Sie darauf hoffen, daß der Gesetzentwurf ratifiziert wird, wo die Demokraten doch weder in dem einen noch im anderen Haus die Mehrheit haben?*

»Okay, Andy. Und wie lautet die Antwort darauf?«

»Du erklärst, daß besorgte Amerikaner den von ihnen gewählten Abgeordneten deutlich machen, daß dieses Gesetz längst überfällig ist und daß jeder mit halbwegs gesundem Menschenverstand dafür stimmen muß.«

»Das habe ich schon beim letztenmal behauptet, Andy. Beim Gesetzentwurf zur Drogenbekämpfung. Erinnerst du dich?«

»O ja, ich erinnere mich sehr gut. Und alle haben ausreichend gesunden Menschenverstand bewiesen.«

Wieder stieß Lawrence einen tiefen Seufzer aus. »Wie schön es doch wäre, ein Land zu regieren, in dem nicht alle zwei Jahre Parlamentswahlen stattfinden. Und in dem es kein Pressekorps gibt, das davon überzeugt ist, alles besser machen zu können als eine demokratisch gewählte Regierung.«

»Sogar die Russen müssen sich an das Phänomen der Presse gewöhnen und versuchen, damit fertig zu werden«, erinnerte ihn Lloyd.

»Wer hätte gedacht, daß wir das je erleben?« Lawrence las die letzte Frage. »Ich gehe jede Wette ein, daß Tschernopow siegen würde, wenn er den Wählern verspräche, der erste Präsident zu sein, der mehr für die Gesundheitsfürsorge ausgibt als für die Verteidigung.«

»Da magst du recht haben. Aber genauso sicher ist, daß Zerimskij, falls er gewählt wird, Rußlands Kernwaffenarsenal neu aufbaut, ehe er auch nur an den Bau neuer Krankenhäuser *denkt*.«

»Daran besteht kein Zweifel.« Der Präsident nickte. »Aber da keine Gefahr besteht, daß dieser Fanatiker die Wahl gewinnt...«

Andy Lloyd schwieg.

Fitzgerald wußte, daß die nächsten zwanzig Minuten über sein Schicksal entscheiden würden.

Er schritt rasch durchs Zimmer und warf einen flüchtigen Blick auf den Fernseher. Die Menge flüchtete in alle Richtungen vom Platz. Aus wilder Begeisterung war wilde Panik geworden. Zwei von Ricardo Guzmans Beratern beugten sich über das, was von seiner Leiche übrig war.

Fitzgerald hob die Patronenhülse auf und steckte sie in ihr Fach im Koffer zurück. Ob der Pfandleiher bemerken würde, daß eine Patrone benutzt worden war?

Auf der anderen Seite des Platzes erhob sich unverwechselbar das Heulen einer Polizeisirene über den Lärm der schreienden Menschenmenge. Diesmal hatte die Polizei viel schneller reagiert.

Fitzgerald zog das Zielfernrohr ab und verstaute es in dem genau angepaßten Hartplastikfach des Lederkoffers. Anschließend schraubte er den Lauf ab und steckte auch ihn an seinen Platz. Zum Schluß verstaute er den Schaft der Waffe im Lederkoffer.

Ein letztes Mal schaute Fitzgerald auf den Bildschirm und sah, wie die *policia* auf den Platz stürmte. Er griff nach dem Lederkoffer, nahm ein Streichholzheftchen aus einem Aschenbecher, der auf dem Fernseher stand, und öffnete die Zimmertür.

Nachdem er sich auf dem leeren Flur umgeschaut hatte, ging er mit schnellen Schritten zum Lastenaufzug. Mehrmals drückte er auf den kleinen weißen Knopf an der Wand neben dem Lift. Das Fenster zur Feuertreppe hatte er bereits geöffnet, ehe er zur Pfandleihe gegangen war, doch ihm war klar, daß ihn wahrscheinlich ein ganzer Polizeitrupp am Fuß der wackligen Metalltreppe erwarten würde, falls er auf seinen Ausweichplan zurückgreifen mußte. Für ihn gab es keinen Hubschrauber wie in den Rambo-Filmen, der mit wirbelnden Rotoren wartete und ihm einen glorreichen Abgang verschaffte, während ihm die Kugeln um die Ohren pfiffen und alles und jeden trafen – nur ihn nicht. Dies hier war Realität.

Als die schweren Aufzugtüren langsam auseinanderglitten, sah

Fitzgerald sich einem jungen Zimmerkellner in roter Jacke mit hochbeladenem Lunchtablett gegenüber. Offenbar hatte der Junge den kürzeren gezogen und nicht freibekommen, so daß er das Fußballspiel nicht sehen konnte.

Sein Erstaunen war unverkennbar, als er den Gast vor dem Lasteraufzug stehen sah. »*No, señor, perdón, no puede entrar*«, versuchte er zu erklären, als Fitzgerald sich an ihm vorbeischob. Doch der Gast hatte bereits auf den Knopf gedrückt, auf dem *Planta Baja* stand, und die Türflügel hatten sich geschlossen, bevor der Junge ihm sagen konnte, daß dieser Aufzug in der Küche endete.

Dort angekommen, eilte Fitzgerald geschickt zwischen den Edelstahlischen hindurch, auf denen bereits zahllose Tabletts mit Hors d'oevres und Sektflaschen darauf warteten, serviert zu werden, falls die kolumbianische Mannschaft siegte. Er hatte die Küche durchquert und war durch die Schwingtüren hindurch und außer Sichtweite, bevor irgend jemand vom weißbekittelten Personal es richtig mitbekam. Er rannte den spärlich beleuchteten Flur entlang – am Abend zuvor hatte er die meisten Glühbirnen herausgeschraubt – zu einer massiven Tür, die zum Souterrain und in die Garage des Hotels führte.

Fitzgerald zog einen großen Schlüssel aus seiner Jackentasche und schloß die Tür hinter sich zu. Dann eilte er zu einem schwarzen Volkswagen, der in der dunkelsten Ecke geparkt war. Mit einem kleineren Schlüssel aus seiner Hosentasche öffnete er die Tür, rutschte hinters Lenkrad, schob den Lederkoffer unter den Beifahrersitz und drehte den Zündschlüssel. Der Motor sprang sofort an, obwohl der Wagen die letzten drei Tage nicht benutzt worden war. Fitzgerald ließ ihn kurz warmlaufen, bevor er den ersten Gang einlegte.

Ohne Hast lenkte er den VW durch die Reihen geparker Wagen und fuhr die steile Rampe hinauf zur Straße. Oben hielt er kurz an. Die Polizisten brachen soeben einen geparkten Wagen auf und blickten nicht einmal in seine Richtung. Er bog links ein und verließ langsam die Plaza de Bolívar.

Plötzlich hörte er die Polizeisirenen hinter sich. Er blickte in den Rückspiegel und sah zwei Polizisten auf Motorrädern mit eingeschalteten Scheinwerfern auf sich zukommen. Fitzgerald fuhr an den Straßenrand und ließ diese Begleiter der Ambulanz mit Guzmans Leichnam vorüberjagen.

Erneut bog er links ab und fuhr auf Umwegen zur Pfandleihe, wobei er mehrmals denselben Weg hin und zurück nahm. Vierundzwanzig Minuten später parkte er in einer Gasse hinter einem Lastwagen. Er zog den ramponierten Lederkoffer unter dem Beifahrersitz hervor und stieg aus, ohne abzuschließen, denn in spätestens zwei Minuten wollte er wieder hinter dem Lenkrad sitzen.

Rasch blickte er die Gasse hinauf und hinunter. Niemand war zu sehen.

Wieder betrat Fitzgerald das Haus, wobei er augenblicklich den Alarm auslöste. Diesmal machte er sich jedoch keine Sorgen darüber, daß vielleicht ein Streifenwagen herbeieilen würde – fast die gesamte *policia* wurde entweder am Stadion eingesetzt, wo das Spiel in einer halben Stunde angepfiffen wurde, oder war zur Plaza de Bolivar geeilt, um jeden im Umkreis von anderthalb Kilometern zur Vernehmung mitzunehmen.

Fitzgerald schloß die Hintertür der Pfandleihe, kaum daß er sie betreten hatte. Zum zweitenmal an diesem Tag eilte er durch das Büro und blieb hinter dem Ladentisch stehen. Er vergewisserte sich, daß keine Passanten sich in der Nähe des Schaufensters befanden; dann stellte er den Koffer an seinen vorherigen Platz zurück. Am Montagmorgen kam Escobar in die Pfandleihe zurück. Wie lange würde es dauern, bis er bemerkte, daß jemand eine der sechs Magnumpatronen abgefeuert hatte und nur noch die leere Hülse übrig war? Würde Escobar es überhaupt für nötig erachten, die Polizei davon zu unterrichten?

In nicht ganz neunzig Sekunden saß Fitzgerald wieder hinter dem Lenkrad des Volkswagens. Als er auf die Hauptstraße fuhr und den Wegweisern zum Aeropuerto El Dorada folgte, hörte er immer noch den gellenden Alarm. Niemand zeigte das geringste Interesse an ihm. Schließlich wurde das Spiel gleich beginnen.

Außerdem, welche Verbindung könnte es zwischen einem Alarm in einer Pfandleihe in der San Victorina und dem Anschlag auf einen Präsidentschaftskandidaten auf der Plaza de Bolívar geben?

Als Fitzgerald die Schnellstraße erreicht hatte, hielt er sich auf der mittleren Spur und blieb unter dem vorgeschriebenen Tempolimit. Mehrere Streifenwagen jagten in Richtung Stadt an ihm vorbei. Selbst wenn man ihn zur Überprüfung angehalten hätte – bei Connor Fitzgerald wäre alles in Ordnung gewesen. Der volle Koffer auf dem Rücksitz enthielt nichts Ungewöhnliches für einen Geschäftsmann, der Kolumbien besuchte, um Bergbaumaschinen zu verkaufen.

An der Ausfahrt zum Flughafen bog Fitzgerald von der Schnellstraße ab und fuhr zum Parkplatz des Hotels San Sebastian. Er griff ins Handschuhfach und holte einen Reisepaß mit vielen Stempelintragungen heraus. Mit dem Streichholzheftchen aus dem El Belvedere setzte er Dirk van Rensberg in Flammen. Erst als seine Finger in Gefahr gerieten, öffnete er die Wagentür, warf die Überreste des Reisepasses auf den Boden und trat die Flammen aus, achtete jedoch darauf, daß das Wappen der Republik Südafrika noch zu erkennen war. Er legte die Streichhölzer auf den Beifahrersitz, nahm seinen Koffer von der Rückbank und schmetterte die Tür zu, ließ die Schlüssel aber im Zündschloß stecken. Dann schritt er zum Hoteleingang und warf die Überreste von Dirk van Rensbergs Reisepaß und einen großen, schweren Schlüssel in den Papierkorb am Fuß der Freitreppe.

Hinter einer Gruppe Japaner trat Fitzgerald durch die Drehtür und schloß sich ihnen an, als sie zu einem wartenden Fahrstuhl geführt wurden. Er war der einzige Gast, der im dritten Stock ausstieg. Er begab sich geradewegs zu Zimmer 347, das unter einem anderen Namen gebucht war, und schloß die Tür mit der dazugehörenden Plastikkarte auf. Den Koffer schleuderte er aufs Bett und blickte auf die Uhr. Noch eine Stunde und siebzehn Minuten bis zum Abflug.

Nachdem er die Jacke ausgezogen und über den einzigen Stuhl geworfen hatte, öffnete er den Koffer, nahm ein Reisenecessaire

heraus und verschwand damit im Badezimmer. Es dauerte eine Zeitlang, bevor das Wasser warm genug für seine Zwecke war. Während er wartete, schnitt er sich die Nägel und schrubpte die Hände so gründlich wie ein Chirurg vor einer Operation.

Fitzgerald brauchte zwanzig Minuten, bis er jede Spur seines einen Woche alten Bartes entfernt hatte, und eine halbe Tube Shampoo, das er sich unter der heißen Dusche kräftig ins Haar rieb, bis es wieder die Naturwellen und die sandbraune Farbe zurückgewonnen hatte.

Mit dem dünnen Hotelhandtuch trocknete Fitzgerald sich ab, so gut es möglich war. Dann kehrte er ins Schlafzimmer zurück und schlüpfte in frische Shorts. Er zog die dritte Schublade der Kommode auf der anderen Seite des Zimmers heraus und tastete darin herum, bis er das Päckchen fand, das er an die Lade darüber gehetet hatte. Obwohl er mehrere Tage nicht mehr in dem Zimmer gewesen war, stand nicht zu befürchten, daß jemand sein Versteck entdeckt hatte.

Fitzgerald riß den bräunlichen Umschlag auf und überprüfte dessen Inhalt: ein Reisepaß, der wiederum auf einen anderen Namen ausgestellt war, fünfhundert Dollar in gebrauchten Scheinen und ein Ticket erster Klasse nach Kapstadt. Attentäter auf der Flucht reisen nicht erster Klasse. Fünf Minuten später verließ er Zimmer 347. Seine alte Kleidung ließ er auf dem Boden verstreut liegen, und das Schild *Favor de no molestar* hängte er außen an den Türknauf.

Fitzgerald nahm den Gästefahrstuhl ins Erdgeschoß. Er war sicher, daß niemand einem Einundfünfzigjährigen in blauem Jeanshemd, gestreifter Krawatte, Sportjackett und grauer Flanellhose einen zweiten Blick gönnen würde. Er stieg aus dem Fahrstuhl und schlenderte durchs Foyer, ohne sich am Empfang auszuchecken. Als er vor acht Tagen eingetroffen war, hatte er im voraus für das Zimmer bezahlt. Die ganze Zeit hatte er die Minibar verschlossen gelassen, hatte den Zimmerservice nicht in Anspruch genommen, hatte nicht einen einzigen Anruf getätigter oder sich einen Film angeschaut. Deshalb gab es keine zusätzlichen Kosten.

Er brauchte nur noch die paar Minuten zu warten, bis der Shuttlebus am Eingang hielt. Seine Uhr verriet ihm, daß bis zum Abflug dreiundvierzig Minuten blieben. Er hatte keine Angst, daß er Flug 63 der Aeoroperu nach Lima versäumen könnte. Heute würde in Kolumbien sowieso keine Maschine rechtzeitig starten.

Als der Bus ihn am Flughafen abgesetzt hatte, schlenderte Fitzgerald gemächlich in Richtung Check-in-Schalter, wo er erfuhr, daß der Flug nach Lima mit einer Stunde Verspätung starten würde, was ihn nicht im mindesten verwunderte. Mehrere Polizisten in der überfüllten, chaotischen Abflughalle beäugten argwöhnisch jeden Fluggast. Fitzgerald wurde zwar mehrmals angehalten und befragt, und sein Koffer wurde zweimal durchsucht, doch man erlaubte ihm schließlich, sich zu Flugsteig 47 zu begeben.

Er ging noch langsamer, als er sah, wie zwei Fluggäste mit Rucksäcken vom Sicherheitsdienst des Flughafens abgeführt wurden. Müßig fragte er sich, wie viele unschuldige, bartstoppelige Weiße seiner Tat wegen jetzt in Zellen geworfen und nächtelang verhört wurden.

Als Fitzgerald sich der Schlange zur Paßkontrolle anschloß, wiederholte er lautlos seinen neuen Namen. Es war immerhin sein dritter an diesem Tag. Der Blauuniformierte am Gate öffnete Fitzgeralds neuseeländischen Paß und studierte sorgfältig das Foto, das unleugbare Ähnlichkeit mit dem leger gekleideten Herrn vor ihm aufwies. Der Beamte reichte den Paß zurück und gestattete Alistair Douglas, dem Ingenieur aus Christchurch, in der Abflughalle Platz zu nehmen. Nach einer weiteren Verzögerung wurde der Flug endlich aufgerufen. Eine Stewardess führte Mr. Douglas zu seinem Platz in der ersten Klasse.

»Darf ich Ihnen ein Glas Sekt bringen, Sir?«

Fitzgerald schüttelte den Kopf. »Nein, danke. Aber ein Glas Mineralwasser ohne Kohlensäure hätte ich gern«, sagte er und probierte bei dieser Gelegenheit gleich seinen neuseeländischen Akzent aus.

Er schnallte sich an, lehnte sich zurück und tat so, als würde er sich in eine Zeitschrift vertiefen, während der Flieger langsam auf

der holprigen Landebahn anrollte. Der langen Reihe von Maschinen wegen, die auf ihre Starterlaubnis warteten, hatte Fitzgerald reichlich Zeit, sein Essen an Bord auszusuchen und sich für den Film zu entscheiden, den er sich anschauen wollte, bevor die 727 auf der Startbahn beschleunigte. Als das Fahrwerk schließlich vom Boden abhob, entspannte sich Fitzgerald zum erstenmal an diesem Tag.

Sobald die 727 ihre Flughöhe erreicht hatte, entledigte er sich der Zeitschrift, schloß die Augen und dachte darüber nach, was er tun mußte, sobald er in Kapstadt eingetroffen war.

»Hier spricht Ihr Kapitän«, erklang eine ernste Stimme. »Ich habe eine Durchsage, die mich ebenso schmerzlich bewegt wie alle meine Landsleute.« Fitzgerald richtete sich abrupt auf. Die einzige Möglichkeit, die er nicht in Betracht gezogen hatte, war eine unplanmäßige Rückkehr nach Bogota.

»Zu meinem größten Bedauern muß ich Ihnen mitteilen, daß es in Kolumbien heute beinahe zu einer nationalen Tragödie gekommen wäre.«

Fitzgerald umklammerte die Armstützen seines Sitzes und konzentrierte sich darauf, ruhig und gleichmäßig zu atmen. Was meint der Kerl mit »beinahe«, schoß es ihm durch den Kopf.

Der Kapitän zögerte kurz. »Meine Freunde«, verkündete er dann betrübt. »Kolumbien hat einen furchtbaren Tiefschlag erlitten.« Er legte eine Pause ein. »Unsere Nationalmannschaft wurde von Brasilien zwei zu eins geschlagen.«

Als Reaktion auf diese niederschmetternde Nachricht erklang ein enttäuschtes Aufstöhnen, als hätten die kolumbianischen Patrioten an Bord einen Absturz ihrer Maschine in den Bergen dieser Katastrophe auf dem Fußballplatz vorgezogen. Fitzgerald gestattete sich den Hauch eines Lächelns.

Die Flugbegleiterin blieb wieder bei ihm stehen. »Darf ich Ihnen jetzt, da wir unterwegs sind, einen Drink anbieten, Mr. Douglas?«

»Vielen Dank«, erwiderte Fitzgerald. »Ja, ich glaube, ich hätte jetzt gern das Glas Sekt.«

Als Tom Lawrence den überfüllten Saal betrat, erhob sich das Pressekorps wie ein Mann.

»Der Präsident der Vereinigten Staaten«, verkündete der Presse-  
sprecher für den Fall, daß mögliche Besucher aus dem All anwe-  
send waren.

Lawrence stieg die eine Stufe aufs Podium und legte Andy Lloyds blauen Ordner auf das Pult. Er bedeutete den versammelten Journalisten mit seiner inzwischen vertrauten Geste, wieder Platz zu nehmen.

»Ich freue mich, Ihnen mitteilen zu können«, begann er schein-  
bar entspannt, »daß ich dem Kongreß die Vorlage für ein Gesetz  
zukommen lasse, das ich dem amerikanischen Volk im Wahl-  
kampf versprochen habe.«

Wenige der erfahreneren Korrespondenten des Weißen Hauses, die vor dem Rednerpult saßen, notierten sich auch nur ein Wort. Die meisten wußten, daß es erst während der Frage-und-Antwort-Stunde zu einer veröffentlichten Story kommen würde – falls überhaupt – und nicht während einer sorgfältig vorbereiteten Erklärung. Außerdem würden die einleitenden Worte des Präsidenten im Presseordner enthalten sein, der jedem Journalisten beim Verlassen des Saales ausgehändigt wurde. Die alten Hasen verwendeten nur dann Teile des Textes, wenn sie ein paar Worte als Spaltenfüller benötigten.

Was den Präsidenten aber nicht davon abhielt, die Pressevertre-  
ter daran zu erinnern, daß ein Abrüstungsgesetz es ihm ermögli-  
chen würde, mehr Steuergelder für ein langfristiges Gesundheits-  
programm zur Verfügung zu stellen, um den Lebensstandard von  
Senioren im Ruhestand zu verbessern.

»Das ist eine Gesetzesvorlage, die jeder anständige, sozial den-  
kende Bürger willkommen heißt, und ich bin stolz darauf, daß ich  
der Präsident sein darf, der dem Kongreß diese Vorlage unterbrei-  
ten wird.« Lawrence blickte auf und lächelte hoffnungsvoll.

Wenigstens seine einleitenden Worte waren gut aufgenommen worden.

»Mr. President!« erklang es von überall im Saal, als Lawrence den blauen Ordner aufschlug und einen Blick auf die einunddreißig voraussichtlichen Fragen warf. Er schaute auf und bedachte ein vertrautes Gesicht in der vordersten Reihe mit einem Lächeln. »Barbara«, er deutete auf die altgediente UPI-Journalistin, der es als Doyen des Pressekorps zustand, die erste Frage zu stellen.

Barbara Evans erhob sich gemächlich von ihrem Sitz. »Danke, Mr. President.« Sie legte eine kurze Pause ein, bevor sie fragte: »Können Sie uns versichern, daß die CIA nichts mit dem Attentat auf den kolumbianischen Präsidentschaftskandidaten Ricardo Guzman in Bogota am Sonnabend zu tun hat?«

Allgemeine Spannung knisterte plötzlich im Saal. Lawrence starre auf die ausführlichen einunddreißig Fragen und Antworten in seinem Ordner und wünschte, er hätte Larry Harringtons Angebot, ihn näher zu informieren, nicht so leichtfertig übergangen.

»Ich bin froh, daß Sie diese Frage gestellt haben, Barbara«, behauptete er, ohne zu stocken. »Ich möchte betonen, so lange ich Präsident bin, wird diese Regierung sich unter keinen Umständen in die internen Belange der Demokratiebestrebungen eines souveränen Staates einmischen. Tatsächlich habe ich erst heute morgen den Außenminister angewiesen, Mr. Guzmans Witwe mein persönliches Beileid auszusprechen.«

Lawrence war erleichtert, daß Barbara Evans den Namen des Toten erwähnt hatte, denn er hätte sich nicht daran erinnert. »Es interessiert Sie möglicherweise auch, Barbara, daß ich den Vizepräsidenten bereits gebeten habe, mich bei der Beisetzung zu vertreten, die an diesem Wochenende in Bogota stattfinden soll, wie mir mitgeteilt wurde.«

Pete Dowd von der Abteilung des Secret Service, die für den Schutz des Präsidenten zuständig war, verließ sofort den Saal, um den Vizepräsidenten vorzuwarnen, ehe die Presse sich an ihn wandte.

Barbara Evans wirkte nicht gerade überzeugt, doch bevor sie mit einer zweiten Frage nachhaken konnte, hatte der Präsident sich einem Journalisten in der letzten Reihe zugewandt, von dem er hoffte, er habe kein Interesse an der Präsidentschaftswahl in Kolumbien. Doch kaum hatte dieser seine Frage gestellt, bereute er seine Wahl. »Haben Ihre Abrüstungspläne im Kongreß überhaupt die Chance auf eine Mehrheit, wenn der nächste Präsident Russlands Viktor Zerimskij heißt?«

Während der nächsten vierzig Minuten beantwortete Lawrence mehrere Fragen über die Vorlage zur Beschränkung nuklearer, biologischer, chemischer und konventioneller Waffen, aber immer wieder wollten Journalisten zwischendurch mehr über die derzeitige Rolle der CIA in Südamerika wissen und eine klare Stellungnahme über die Haltung Washingtons gegenüber einem möglichen russischen Präsidenten namens Viktor Zerimskij erfahren. Als allzu offensichtlich wurde, daß Lawrence weder in dieser noch in der anderen Sache mehr wußte als die Journalisten selbst, machten sie sich daran, dem Präsidenten damit einzuheizen, und ließen sämtliche anderen Fragen außer acht, einschließlich der zum Abrüstungsgesetz. Als Phil Ansanch aus Mitgefühl für Lawrence endlich eine Frage über den entsprechenden Gesetzentwurf stellte, erwiderte der Präsident sie eingehend und beendete die Pressekonferenz übergangslos, indem er auf die durcheinanderrufenden Journalisten hinunterlächelte und sagte: »Vielen Dank, meine Damen und Herren, es war mir wie immer ein Vergnügen.« Ohne ein weiteres Wort drehte er sich um und verließ den Saal in Richtung Oval Office.

Kaum hatte Andy Lloyd ihn eingeholt, brummte Lawrence: »Ich muß sofort mit Larry Harrington sprechen. Sobald du ihn gefunden und ihm Bescheid gegeben hast, ruf bitte Langley an. Richte der Direktorin der CIA aus, daß sie in spätestens einer Stunde in meinem Büro sein soll!«

»Ich frage mich, ob es nicht klüger wäre...«, wandte der Stabschef ein.

»In spätestens einer Stunde, Andy!« betonte der Präsident, ohne

ihm auch nur einen Blick zu gönnen. »Falls ich herausfinde, daß die CIA auf irgendeine Weise an dem Anschlag in Kolumbien beteiligt war, drehe ich Dexter den Hals um!«

»Ich werde den Außenminister ersuchen, sofort zu dir zu kommen«, versicherte Lloyd. Er verschwand in einem angrenzenden Büro und wählte Larry Harringtons Nummer im Außenministerium. Selbst übers Telefon war unverkennbar, daß der Texaner seine Genugtuung darüber nicht verhehlen konnte, wie rasch er doch recht behalten hatte.

Nach dem Telefonat kehrte Lloyd in sein eigenes Büro zurück, schloß die Tür und saß für kurze Zeit still an seinem Schreibtisch. Sobald er sich die Worte gründlich überlegt hatte, wählte er die Nummer eines Telefons, das nur eine einzige Person je abhob.

»Direktorin«, meldete Helen Dexter sich lediglich.

Connor Fitzgerald reichte dem australischen Zollbeamten seinen Reisepaß. Es wäre Ironie gewesen, hätte der Beamte etwas daran zu bemängeln gehabt, denn zum erstenmal seit drei Wochen benutzte Fitzgerald seinen richtigen Namen. Der Beamte tippte Namen und Daten ein und studierte kurz den Computermonitor; dann tippte er auf ein paar weitere Tasten.

Auf dem Monitor erschien nichts Ungewöhnliches, und der Beamte stempelte das Touristenvišum in den Paß und sagte: »Einen angenehmen Aufenthalt in Australien, Mr. Fitzgerald.«

Connor dankte und schritt durch die Gepäckhalle, wo er gegenüber der Konsole Platz nahm und auf das Erscheinen seines Koffers wartete. Er achtete stets darauf, nicht als erster durch den Zoll zu gehen, selbst wenn er nichts anzugeben hatte.

Als er am Tag zuvor in Kapstadt gelandet war, hatte sein alter Freund und Kollege Carl Koeter ihn am Flughafen abgeholt. Carl hatte die beiden nächsten Stunden damit verbracht, alles mit Fitzgerald zu besprechen; dann erst hatten sie sich zu einem ausgiebigen Lunch zusammengesetzt, bei dem sie sich über Carls Scheidung unterhielten und darüber, was Maggie und Tara wohl im Schilde führten. Wegen der zweiten Flasche 1982er Rustenberg

Cabernet Sauvignon wäre es fast so weit gekommen, daß Connor seinen Flug nach Sydney verpaßt hätte. Im Duty-free-Shop erstand er für seine Frau und die Tochter noch in aller Eile Mitbringsel, auf denen deutlich die Prägung »Made in South Africa« zu erkennen war. Nichts verriet, daß er über Bogota, Lima und Buenos Aires nach Kapstadt gekommen war.

Während Fitzgerald in der Gepäckhalle daraufwartete, daß das Förderband sich in Bewegung setzte, dachte er über das Leben nach, das er seit achtundzwanzig Jahren führte.

Connor Fitzgerald war in einer Familie aufgewachsen, in der Recht und Ordnung großgeschrieben wurden.

Oscar, sein Großvater väterlicherseits, ebenfalls nach einem irischen Dichter benannt, war zur Jahrhundertwende von Kilkenny nach Amerika ausgewandert. Von Ellis Island, wo das Schiff angelegt hatte, war er sofort nach Chicago gefahren, um wie sein Vetter zur Polizei zu gehen.

Während der Prohibition hatte Oscar Fitzgerald zu den wenigen Polizisten gehört, die sich nicht vom Mob bestechen ließen. Aus diesem Grund hatte er es auch nicht weiter als bis zum Sergeanten gebracht. Doch Oscar hatte fünf gottesfürchtige Söhne gezeugt, und er hätte sich munter weiter vermehrt, hätte der Gemeindepfarrer ihm nicht gesagt, es sei der Wille des Allmächtigen, daß er und Mary keine Tochter bekommen würden. Oscars Frau war Vater O'Reilly dankbar für seine klugen Worte – es war schwierig genug, fünf kräftige Jungs vom Gehalt eines Polizeisergeanten großzuziehen. Wehe, wenn Oscar ihr von seinem kärglichen Entgelt auch nur einen Cent mehr gegeben hätte, als ihr zustand! Mary hätte peinlichst genau wissen wollen, woher er ihn hatte.

Nach Verlassen der High School waren drei von Oscars Jungs zur Polizei von Chicago gegangen, wo sie rasch die Beförderung erlangten, die ihr Vater verdient hätte. Der vierte entschloß sich, Priester zu werden, sehr zur Freude Marys. Und der jüngste, Connors Vater, nutzte das Privileg, das er sich als Kriegsveteran erworben hatte und studierte Strafrecht. Nach der erfolgreich bestan-

denen Abschlußprüfung wurde er beim FBI aufgenommen. Er heiratete 1949 Katherine O'Keefe, die in seiner nächsten Nachbarschaft in der South Lower Street wohnte. Aus ihrer Ehe ging nur ein Kind hervor, ein Sohn, den sie Connor tauften.

Connor erblickte am 8. Februar 1951 im General Hospital von Chicago das Licht der Welt. Noch ehe er alt genug war, die örtliche katholische Schule zu besuchen, war offensichtlich, daß er ein großartiger Football-Spieler werden würde. Connors Vater war begeistert, als sein Sohn es sogar zum Mannschaftskapitän an der Mount Carmel High School brachte. Trotzdem duldeten seine Mutter nicht, daß Connor seine Hausaufgaben vernachlässigte, auch wenn dies bedeutete, daß er bis spät in die Nacht darüberaß. »Du kannst nicht den Rest deines Lebens Football spielen«, erinnerte sie ihn immer wieder.

Connors Erziehung durch einen Vater, der sich stets erhob, wenn eine Frau das Zimmer betrat, und eine Mutter, die beinahe einer Heiligen das Wasser reichen konnte, führte schließlich dazu, daß Connor trotz seiner sportlichen Leistungen in Anwesenheit des anderen Geschlechts schüchtern blieb. Mehrere Mädchen an der Mount Carmel High machten kein Hehl daraus, was sie für ihn empfanden, doch erst im letzten Schuljahr verlor Connor seine Unschuld an Nancy. Sie hatte ihn eines Nachmittags im Herbst, nach einem weiteren grandiosen Sieg über eine gegnerische Mannschaft, hinter die Tribüne gezerrt und verführt. Beinahe hätte Connor bei dieser Gelegenheit zum erstenmal im Leben eine nackte Frau gesehen, wäre es Nancy nicht zu umständlich gewesen, sich auszuziehen.

Etwa einen Monat später fragte ihn Nancy, ob er nicht Lust habe, es mit zwei Mädchen gleichzeitig zu treiben.

»Ich hatte noch keine zwei Mädchen, geschweige denn zur selben Zeit«, entgegnete er. Von da an fand Nancy ihn uninteressant.

Als Connor ein Stipendium für die Universität Notre Dame in Indiana bekam, entzog er sich den zahlreichen Annäherungsversuchen, von denen keiner seiner Mannschaftskameraden verschont blieb. Im Gegensatz zu Connor kritzeln sie mit großer Begeiste-

rung die Namen der Mädchen, die sie vernascht hatten, innen an die Tür ihrer Spinde. Brett Coleman, einer der Place-Kicker, hatte am Ende des ersten Semesters bereits siebzehn Namen aufzuweisen. Er zeigte Connor die Liste und erklärte, daß es jedesmal richtiger Sex gewesen sei und nicht nur Petting; hätte er das auch noch mitgerechnet, brauchte er drei Spindtüren. Am Ende des ersten Jahres war Nancy immer noch der einzige Name an Connors Tür. Eines Abends, nach dem Training, schaute er sich die Spinde seiner Mannschaftskameraden an und fand Nancys Namen an fast jeder Tür, hin und wieder verbunden mit dem eines zweiten Mädchens. Connors Mitspieler hätten sich seiner Zurückhaltung wegen zweifellos über ihn lustig gemacht, wäre er nicht der beste Erstsemester-Quarterback gewesen, den Notre Dame seit mehr als einem Jahrzehnt gehabt hatte.

Anfang seines zweiten Studienjahres änderte sich mit einem Schlag alles für Connor.

Als er zur wöchentlichen Versammlung des Irish Dance Club erschien, schlüpfte sie gerade in ihre Schuhe. Ihr Gesicht konnte er nicht sehen, aber das spielte keine Rolle, denn er vermochte den Blick nicht von diesen langen schlanken Beinen zu nehmen. Als Football-Star war er es gewöhnt, von Mädchen angehimmelt zu werden, aber für dieses eine Mädchen, auf das er so gern Eindruck gemacht hätte, schien er Luft zu sein. Und es kam noch schlimmer. Connor mußte feststellen, daß der Tanzpartner des Mädchens Declan O’Casey war, der beste Tänzer weit und breit. Beide hielten den Rücken vollkommen gerade, und ihre Füße bewegten sich mit einer Anmut, wie Connor – davon war er überzeugt – sie nie zu stande bringen würde.

Der Tanz endete, ohne daß Connor den Namen des Madchens erfahren hatte. Schlimmer noch, sie und Declan waren gegangen, ehe er eine Möglichkeit gefunden hatte, sich dem Mädchen vorstellen zu lassen. In seiner Verzweiflung beschloß er, den beiden zu den Women’s Dorms, dem Studentinnenwohnheim, zu folgen. Er blieb ungefähr fünfzig Meter hinter ihnen und hielt sich in den Schatten verborgen, genau wie sein Vater es ihn gelehrt hatte. Er

verzog das Gesicht, weil die beiden sich an der Hand hielten und vergnügt plauderten. Als sie Le Mans Hall erreichten, hauchte das Mädchen Declan einen Kuß auf die Wange und verschwand im Haus. Warum, fragte sich Connor, habe ich mich nicht eingehender mit Tanzen und dafür weniger mit Football beschäftigt?

Kaum hatte Declan sich in Richtung der Men's Dorms entfernt, schlenderte Connor auf dem Bürgersteig vor dem Studentinnenheim auf und ab, unter den Fenstern des Schlafsaals, und überlegte, ob es nicht irgend etwas gäbe, was er tun könne. Schließlich hatte er Glück und sah sie flüchtig im Bademantel, als sie die Vorhänge eines der Fenster zuzog. Selbst dann brauchte Connor noch ein paar Minuten, bis er endlich beschloß – wenngleich widerstreitend –, zu seinem Zimmer zurückzukehren. Dort setzte er sich ans Fußende seines Bettes und schrieb einen Brief an seine Mutter. Er berichtete ihr, er habe das Mädchen gesehen, das er heiraten würde, obwohl er noch nicht mit ihr gesprochen hätte, ja, und daß er, wie er zugeben müsse, noch nicht einmal ihren Namen kannte. Als er den Umschlag zuklebte, redete er sich ein, daß Declan O'Casey nichts weiter als ihr Tanzpartner war.

Im Lauf der Woche bemühte er sich, so viel wie nur möglich über das Mädchen zu erfahren, fand aber lediglich heraus, daß sie Maggie Burke hieß, ein Stipendium für St. Mary's hatte und im ersten Jahr Kunstgeschichte studierte. Connor verfluchte sich selbst, daß er noch nie im Leben eine Kunstmalerie betreten hatte. Und mit dem Malen hatte er nur insoweit zu tun gehabt, als sein Vater ihm mehrmals aufgetragen hatte, den Zaun ihres Gartchens an der South Lowe Street zu streichen. Zu allem Elend erfuhr er, daß Declan *seine* Maggie bereits seit ihrem letzten Schuljahr verehrte und nicht bloß der beste Tänzer des Clubs war, sondern auch als brillanter Mathematiker der Uni betrachtet wurde. Schon jetzt, noch ehe das Ergebnis seines Abschlußexamens bekannt war, boten Universitäten ihm Forschungsstipendien an. Connor konnte nur hoffen, daß Declan schnellstens das Angebot einer Uni bekam – so weit wie möglich von South Bend entfernt –, das er nicht ausschlagen konnte.

Am folgenden Donnerstag war Connor der erste im Tanzclub, und als Maggie in ihrer cremefarbenen Baumwollbluse und dem kurzen schwarzen Rock aus dem Umkleideraum erschien, sah er sich nur dem einen Problem gegenüber, ob er in ihre wunderschönen grünen Augen oder auf ihre langen Beine blicken sollte. Wieder blieb Declan den ganzen Abend ihr einziger Tanzpartner, und Connor saß stumm auf einer Bank und versuchte so zu tun, als wäre er sich Maggies Anwesenheit gar nicht bewußt. Nach dem letzten Tanz verließen die beiden den Club, und wieder folgte Connor ihnen auf dem Rückweg zur Le Mans Hall. Diesmal fiel ihm auf, daß Maggies Hand nicht hielt.

Nach einem langen Gespräch und einem auf die Wange ge hauchten Kuß, verschwand Declan in Richtung des Studentenwohnheims. Connor ließ sich auf die Bank gegenüber von Maggies Fenster fallen und starrte hinauf zum Balkon des Studentinnen-Wohnheims. Er beschloß zu warten, bis Maggie den Vorhang ihres Zimmers zuzog, doch ehe es soweit war, döste er ein.

Als nächstes erinnerte er sich, daß er geträumt hatte, Maggie stünde in Schlafanzug und Bademantel vor ihm.

Er fuhr hoch, starrte sie ungläubig an und streckte ihr die Hand entgegen. »Hi, ich bin Connor Fitzgerald.«

»Ich weiß«, erwiderte sie und schüttelte ihm die Hand. »Ich bin Maggie Burke.«

»Ich weiß«, erwiderte er.

»Ist noch Platz auf der Bank?« fragte sie.

Von diesem Moment an blickte Connor nie wieder auf eine andere Frau.

Am folgenden Sonnabend besuchte Maggie zum erstenmal in ihrem Leben ein Football-Spiel und sah, wie Connor durch die gegnerischen Reihen pflügte – in einem überfüllten Stadion, in dem es für ihn nur eine einzige Zuschauerin gab.

Am nächsten Donnerstag tanzten Maggie und Connor den ganzen Abend, und Declan saß trostlos in einer Ecke. Er wirkte noch trostloser, als die beiden den Club gemeinsam verließen und Händchen haltend davonspazierten. Als sie Le Mans Hall erreicht

ten, küßte Connor Maggie zum erstenmal; dann fiel er auf ein Knie und machte ihr einen Heiratsantrag. Maggie lachte, wurde dann aber tiefrot und stürmte ins Haus. Auf dem Rückweg zum Studentenwohnheim lachte auch Connor, aber nur, weil er Declan bemerkte, der sich hinter einem Baum versteckte.

Von da an verbrachten Connor und Maggie jeden Augenblick ihrer Freizeit miteinander. Maggie erfuhr alles über Touchdowns, Endzonen und Querpässe. Connor lernte alles über Bellini, Bernini und Luini. In den nächsten drei Jahren fiel Connor jeden Donnerstagabend vor Maggie aufs Knie und wiederholte seinen Heiratsantrag. Jedesmal, wenn Mannschaftskameraden ihn fragten, wieso er Maggies Namen nicht auf die Spindtür gekritzelt hatte, antwortete er: »Weil ich sie heiraten werde.«

Am Ende von Connors letztem Jahr auf dem College gab Maggie ihm endlich ihr Jawort. Aber sie wollte ihn erst heiraten, wenn sie ihre Prüfungen abgeschlossen hatte.

»Ich habe dir hunderteinundvierzig Anträge gemacht, bis du schließlich zur Vernunft gekommen bist«, sagte er triumphierend.

»Mach dich nicht lächerlich, Connor Fitzgerald«, entgegnete sie. »Ich wußte von dem Augenblick an, als ich mich zu dir auf die Bank setzte, daß ich den Rest meines Lebens mit dir verbringen will.«

Zwei Wochen nachdem Maggie ihr Studium summa cum laude abgeschlossen hatte, wurden sie getraut. Neun Monate später kam Tara auf die Welt.

»Erwarten Sie etwa, daß ich das glaube? Die CIA soll nicht mal von einem geplanten Anschlag *gewußt* haben?«

»So ist es aber, Sir«, entgegnete die Direktorin der CIA gelassen. »In dem Moment, als wir davon erfuhren – was innerhalb von Sekunden nach dem Anschlag der Fall war –, habe ich mich mit dem Beauftragten für nationale Sicherheit in Verbindung gesetzt, der es Ihnen sofort in Camp David gemeldet hat, wie man mir versicherte.«

Der Präsident ging im Zimmer auf und ab. Er war der Ansicht, daß es ihm einerseits mehr Zeit zum Nachdenken verschaffte und andererseits seine Besucher verunsicherte. Nervös waren die meisten ohnehin, wenn sie das Oval Office betraten. Lawrence' Sekretär hatte ihm einmal erzählt, daß vier von fünf Besuchern erst rasch noch die Toilette aufsuchten, wenn sie zum Präsidenten hereingebeten wurden. Doch Lawrence bezweifelte, daß die Frau, die nun vor ihm saß, auch nur wußte, wo sich hier die nächste Toilette befand. Wäre im Rose Garden eine Bombe explodiert – Helen Dexter hätte wahrscheinlich allenfalls eine gepflegte Braue in die Höhe gezogen. Ihre Karriere hatte bereits drei Präsidenten überlebt, von denen, wie Gerüchte besagten, jeder zu irgendeinem Zeitpunkt Dexters Rücktritt gefordert hatte.

»Und als Mr. Lloyd mir telefonisch mitteilte, daß Sie nähere Einzelheiten benötigten«, fuhr Dexter fort, »habe ich meinen Stellvertreter Nick Gutenburg beauftragt, sich sofort nach dem Anschlag mit unseren Leuten vor Ort in Bogota in Verbindung zu setzen und sie anzuweisen, mir genauestens Bericht zu erstatten, was dort am Sonnabend nachmittag geschehen ist. Gutenburg hat seinen Bericht bereits gestern fertiggestellt.« Helen Dexter tippte auf den Ordner auf ihrem Schoß.

Lawrence hielt inne und blieb unter einem Porträt Abraham Lincolns stehen, das über dem Kamin hing. Er schaute hinunter auf Helen Dexters Nacken. Sie blickte stur geradeaus.

Die Chefin der CIA trug ein elegantes, maßgeschneidertes dunkles Kostüm mit schlichter cremefarbener Hemdbluse. Sie verzichtete weitgehend auf Schmuck und machte auch bei feierlichen Anlässen nur hin und wieder eine Ausnahme. Daß sie im Alter von zweiunddreißig Jahren von Präsident Gerald Ford zur Stellvertretenden CIA-Direktorin ernannt wurde, war eigentlich nur als Notbehelf geschehen, um den weiblichen Teil der Wählerschaft bei der anstehenden Wiederwahl zu besänftigen. Wie sich bald herausstellen sollte, war Ford selbst der Notbehelf. Nach einer Reihe von kurzzeitigen Direktoren, die entweder zurücktraten oder in den Ruhestand gingen, endete Mrs. Dexter schließlich selbst auf dem begehrten Posten.

In der Treibhausatmosphäre Washingtons zirkulierten viele Gerüchte über ihre extrem rechten politischen Ansichten, doch kein Senatsmitglied wagte es, ihre Ernennung in Frage zu stellen. Sie war summa cum laude von Bryn Mawr abgegangen und hatte anschließend an der Universität von Pennsylvania Jura studiert, ehe sie bei einer führenden New Yorker Anwaltskanzlei einstieg. Nach einer Reihe von Meinungsverschiedenheiten mit dem Vorstand über die Frage, ob und wann Frauen die Chance haben sollten, Karriere zu machen und Partner einer Kanzlei zu werden, kam es zum Rechtsstreit, der allerdings außergerichtlich entschieden wurde. Doch bevor es soweit war, hatte Dexter das Angebot angenommen, zur CIA zu gehen.

Sie begann ihre Karriere im Büro der Spezialabteilung, wo sie zur stellvertretenden Leiterin aufstieg. Bis zur Ernennung hatte sie sich bereits mehr Feinde als Freunde gemacht, doch im Lauf der Jahre schienen ihre Widersacher zu verschwinden oder wurden gefeuert oder gingen vorzeitig in den Ruhestand. Dexter war gerade vierzig geworden, als sie zur Direktorin ernannt wurde. Die *Washington Post* schilderte es so, daß sie ein Loch durch die gläserne Decke gesprengt habe – was die Buchmacher jedoch nicht davon abhielt, Wetten mit hohen Einsätzen darauf anzunehmen, wie viele Tage Dexter im Amt überleben würde. Die Tage verwandelten sich in Wochen, die Wochen in Monate. Inzwischen

nahm man Wetten darauf an, ob Dexter als Chefin der CIA sogar die Amtszeit von J. Edgar Hoover beim FBI übertreffen würde.

Schon in den ersten Tagen nach Tom Lawrence' Umzug ins Weiße Haus war ihm klargeworden, wie weit Dexter zu gehen bereit war, falls er es wagte, sich in ihre Angelegenheiten zu mischen. Wenn er bei ihr um Berichte über heikle Themen ersuchte, dauerte es häufig Wochen, ehe sie auf seinem Schreibtisch landeten, und dann erwiesen sie sich regelmäßig als umständlich, weit-schweifig, langweilig und überholt. Rief er die Direktorin ins Oval Office, um noch offene Fragen zu erörtern, brachte sie es durchaus fertig, daß ein Taubstummer im Vergleich zu ihr wie eine Quassel-strippe wirkte. Wenn er sie zu sehr drängte, versuchte sie Zeit zu schinden, weil sie offenbar überzeugt davon war, daß sie ihren Posten noch lange innehaben würde, wenn die Wähler Lawrence längst aus seinem Amt katapultiert hatten.

Von welch tödlicher Wirksamkeit Helen Dexter sein konnte, wurde dem Präsidenten jedoch erst deutlich, als er eine freigewordene Stelle am Obersten Bundesgericht besetzen wollte. Binnen kürzester Zeit hatte Dexter vertrauliche Akten auf seinem Schreibtisch aufgetürmt, in denen ausführlich dargelegt wurde, weshalb der Mann, der zur Ernennung vorgeschlagen worden war, nicht für das Amt in Frage kam.

Lawrence hatte trotzdem nicht aufgegeben, seinen Kandidaten – einen seiner ältesten Freunde – zu protegieren, doch einen Tag bevor der Mann sein Amt antreten sollte, fand man ihn erhängt in seiner Garage. Lawrence kam später dahinter, daß eine Kopie der vertraulichen Akte an jedes Mitglied des Senatskomitees gesandt worden war, das die Entscheidung über den zukünftigen Amtsinhaber fällte. Doch Lawrence konnte nie beweisen, wer dafür verantwortlich gewesen war.

Falls er je versuchen sollte, Dexter ihres Amtes zu entheben, hatte Andy Lloyd den Präsidenten schon mehrmals gewarnt, müsse er für Beweise sorgen, welche die Öffentlichkeit gleichermaßen schockierten wie überzeugten. Es sei allerdings einfacher, hatte Lloyd hinzugefügt, den Nachweis zu erbringen, daß Mutter Teresa

ein Nummernkonto bei einer Schweizer Bank eröffnet hätte und regelmäßig vom organisierten Verbrechen geschmiert würde.

Lawrence war so klug gewesen, den Rat seines Stabschefs ernst zu nehmen. Doch jetzt hatte er das Gefühl, Dexter binnen weniger Tage aus dem Amt entfernen zu können, falls er den Beweis zu erbringen vermochte, daß die CIA an der Ermordung Ricardo Guzmans beteiligt gewesen war, ohne ihn, den Präsidenten, davon zu unterrichten.

Er kehrte zu seinem Sessel zurück und drückte unbemerkt auf den Knopf unter dem Schreibtischrand. Das würde es Andy ermöglichen, das Gespräch zu belauschen oder sich die mitgeschnittene Kassette später anzuhören. Lawrence bezweifelte jedoch nicht, daß Dexter wußte, was er vorhatte. Deshalb vermutete er, daß die legendäre Handtasche, die Dexter stets bei sich trug, nicht das enthielt, was man bei einer Frau für gewöhnlich erwartete – Lippenstift, Parfüm und Make-up-Dose –, sondern einen Mikrorekorder, der bereits jede Silbe ihres Gesprächs aufgenommen hatte. Trotzdem benötigte auch Lawrence für seine Unterlagen eine Aufzeichnung des Gesprächs und vor allem seiner Version der Ereignisse.

»Da Sie so gut unterrichtet zu sein scheinen«, der Präsident setzte sich, »können Sie mich vielleicht genauer darüber informieren, was in Bogota tatsächlich geschehen ist.«

Helen Dexter ignorierte seinen sarkastischen Tonfall und griff nach einer Akte auf ihrem Schoß. Auf dem weißen Ordner mit dem CIA-Emblem stand in Großbuchstaben: VERTRAULICH – NUR FÜR DEN PRÄSIDENTEN. Lawrence fragte sich, wie viele Akten mit der Aufschrift VERTRAULICH – NUR FÜR DIE DIREKTORIN sie in ihrem Geheimarchiv in Langley aufbewahrte, am anderen Ufer des Flusses.

Sie schlug den Ordner auf. »Von verschiedenen Quellen wurde bestätigt, daß ein einzelner Schütze das Attentat verübt«, las sie.

»Nennen Sie mir eine dieser Quellen«, befahl der Präsident.

»Unser Kulturattaché in Bogota«, antwortete die Direktorin.

Lawrence zog eine Braue hoch. Die Hälfte der Kulturattachés an

den US-Botschaften rund um die Welt war nicht vom Präsidenten, sondern von der CIA entsandt worden, um Helen Dexter ohne den Umweg über den jeweiligen Botschafter, geschweige das Außenministerium, direkt Bericht zu erstatten. Vermutlich würden die meisten von ihnen Don Giovanni nicht für eine Oper, sondern für ein italienisches Restaurant halten.

Der Präsident seufzte. »Und wer, glaubt er, steckt hinter diesem Attentat?«

Dexter blätterte in der Akte, zog ein Foto heraus und schob es über den ovalen Schreibtisch. Der Präsident blickte auf das Bild eines gutgekleideten, offenbar wohlhabenden Mannes mittleren Alters.

»Wer ist das?«

»Carlos Velez. Er führt das zweitgrößte Drogenkartell in Kolumbien. Guzman war natürlich der Boß des größten Kartells.«

»Wird dieser Velez wegen Mordes vor Gericht gestellt?«

»Nur wenige Stunden nachdem die Polizei einen Haftbefehl erwirkt hatte, wurde er bedauerlicherweise ermordet.«

»Wie passend.«

Die Direktorin errötete nicht. Das kann sie ja auch gar nicht, überlegte der Präsident, denn zum Erröten braucht man Blut.

»Und hat dieser einsame Attentäter einen Namen? Oder starb auch er, kurz nachdem der Haftbefehl ausgestellt war?«

»Nein, Sir, er erfreut sich offenbar bester Gesundheit«, antwortete die Direktorin. »Er heißt Dirk van Rensberg.«

»Was ist über ihn bekannt?« erkundigte sich Lawrence.

»Er ist Südafrikaner und hat bis vor kurzem in Durban gewohnt.«

»Bis vor kurzem?«

»Ja. Er ist sofort nach dem Attentat untergetaucht.«

»Das dürfte jemandem, der nie zuvor aufgetaucht ist, nicht schwergefallen sein«, meinte der Präsident. Er wartete auf eine Reaktion der Direktorin, doch diese blieb aus. Schließlich fragte er: »Teilen die kolumbianischen Behörden Ihre Meinung über das Attentat, oder ist unser Kulturattaché Ihre einzige Quelle?«

»Nein, Mr. President. Den Großteil dieser Information verdanken wir dem Polizeichef von Bogota. Er konnte sogar einen der Komplizen van Rensbergs festnehmen, der sich eine Stelle als Ober im Hotel El Belvedere beschafft hatte. Und aus dem Belvedere ist der tödliche Schuß gefallen. Der Mann wurde verhaftet, kurz nachdem er dem Attentäter geholfen hatte, im Lastenaufzug zu entkommen.«

»Und wissen wir etwas darüber, was van Rensberg nach dem Attentat unternommen hat?«

»Offenbar hat er unter dem Namen Alistair Douglas einen Flug nach Lima genommen und ist dann mit demselben Reisepaß nach Buenos Aires weitergeflogen. Danach verliert sich seine Spur.«

»Und ich bezweifle, daß Sie diese Spur jemals wiederfinden.«

Dexter ignorierte Lawrence' Tonfall. »Oh, so pessimistisch wäre ich da nicht, Mr. President. Profikiller sind für gewöhnlich Einzelgänger, die nach einem Job dieser Größenordnung meist untertauchen. Sobald ein bißchen Gras über die Sache gewachsen ist, tauchen diese Leute wieder auf.«

»Nun«, sagte der Präsident, »diesmal werde ich gar nicht erst warten, bis das Gras zu sprießen beginnt. Es ist durchaus möglich, daß *ich* bei unserem nächsten Treffen einen Bericht für Sie habe.«

»Ich freue mich jetzt schon, ihn zu lesen.« Dexter hörte sich an wie ein schwererziehbarer Schüler, der keinen Respekt vor dem Rektor hatte.

Der Präsident drückte erneut auf einen Knopf unter seinem Schreibtisch. Einen Augenblick später klopfte es an der Tür, und Andy Lloyd trat ein.

»Mr. President, Sie haben in wenigen Minuten eine Besprechung mit Senator Bedell«, erinnerte er Lawrence, ohne Helen Dexter auch nur die geringste Beachtung zu schenken.

»Dann werde ich mich jetzt zurückziehen, Mr. President.« Dexter erhob sich. Sie legte die Akte auf den ovalen Schreibtisch, griff nach ihrer Handtasche und verließ das Zimmer ohne ein weiteres Wort.

Erst nachdem die CIA-Direktorin die Tür hinter sich geschlossen

hatte, wandte der Präsident sich seinem Stabschef zu. »Ich glaube kein einziges Wort davon«, murmelte er und warf die Akte in die Ablage. Lloyd beschloß, sie an sich zu nehmen, sobald sein Chef das Zimmer verlassen hatte. »Ich halte es für das beste, Dexter ein bißchen Angst einzujagen und zu hoffen, daß sie nicht auf die Idee kommt, noch einmal eine solche Operation abzuziehen, solange ich im Weißen Haus das Sagen habe.«

»Wenn ich daran denke, wie sie dich behandelt hat, als du noch Senator warst, würde ich nicht darauf wetten.«

»Was rätst du mir dann? Ich kann ja schlecht einen Killer auf sie ansetzen.«

»Ich würde sagen, sie hat dir zwei Möglichkeiten gelassen. Du kannst sie entweder ihres Amtes entheben und dich dem Untersuchungsausschuß des Senats stellen, oder du tust so, als würdest du Dexter ihre Version der Geschehnisse in Bogota abkaufen, und mußt darauf hoffen, daß *du* das nächste Mal die Oberhand behältst.«

»Es könnte eine dritte Möglichkeit geben«, sagte der Präsident nachdenklich.

Lloyd hörte aufmerksam zu, ohne seinen Chef zu unterbrechen. Es wurde rasch deutlich, daß der Präsident eingehend darüber nachgedacht hatte, wie er es bewerkstelligen konnte, Helen Dexter ihres Postens als Direktorin der CIA zu entheben.

Connor verscheuchte seine Müdigkeit, während er auf das Laufband blickte, auf dem nun das Gepäck der Maschine aus Kapstadt heranrollte. Einige Passagiere traten bereits näher, um nach den ersten Koffern und Taschen zu greifen.

Er bedauerte es jetzt noch, daß er bei der Geburt seiner Tochter nicht hatte dabeisein können. Er bezweifelte zwar, daß die Vietnampolitik der Vereinigten Staaten sonderlich klug gewesen war, teilte jedoch den Patriotismus seiner Familie und hatte sich freiwillig zum Militärdienst gemeldet. Während Maggie für ihren Studienabschluß büffelte, absolvierte Connor die Offiziersanwärterschule. So kam es, daß sie gerade Zeit genug für die Hochzeit und

viertägige Flitterwochen hatten, bevor Second Lieutenant Fitzgerald im Juli 1972 an die Front geschickt wurde.

Diese zwei Jahre in Vietnam waren für Connor nur noch eine verschwommene Erinnerung. Beförderung zum First Lieutenant, Gefangennahme durch den Vietkong, Flucht, bei der er das Leben eines Kameraden rettete – das alles erschien ihm so unendlich fern in der Vergangenheit zu liegen, daß es ihm nicht schwerfiel, sich einzureden, es wäre gar nicht geschehen. Fünf Monate nach seiner Heimkehr in die USA wurde Connor durch den Präsidenten die höchste militärische Auszeichnung verliehen, die Ehrenmedaille, doch nach achtzehn Monaten als Kriegsgefangener in Vietnam war er vor allem glücklich darüber, daß er noch lebte und bei seiner Frau sein konnte, die er liebte. Und in dem Moment, als er Tara zum erstenmal sah, verliebte er sich ein zweites Mal.

Innerhalb einer Woche nach seiner Rückkehr suchte Connor nach einer Anstellung. Er hatte bereits ein Einstellungsgespräch bei der CIA geführt, um in deren Chicagoer Außenstelle einzutreten, als Captain Jackson, der Hauptmann seines Zuges in Vietnam, ihn unangemeldet besuchte und ihm vorschlug, sich einer Spezialabteilung anzuschließen, die in Washington zusammengestellt wurde. Er machte Connor jedoch von vornherein darauf aufmerksam, daß er über bestimmte Bereiche dieses Jobs mit niemandem reden dürfe, nicht einmal mit seiner Frau. Als Connor erfuhr, was man von ihm erwartete, erbat er sich Bedenkzeit. Er besprach das Problem mit Father Graham, dem Priester der Familie, der ihm riet: »Tu nie etwas, das du für unehrenhaft hältst, selbst wenn es im Auftrag der Regierung deines Landes ist.«

Als Maggie eine Stelle in der Verwaltung der Georgetown University angeboten wurde, erkannte Connor, wie entschlossen Jackson war, ihn zu rekrutieren. Am nächsten Tag schrieb er seinem alten Zugführer, er würde sich freuen, in die »Versicherungsgesellschaft« Maryland Insurance zur Ausbildung für die gehobene Laufbahn einzutreten.

Und damit hatte die Zeit der Täuschung und Verstellung angefangen.

Wenige Wochen später zogen Connor, Maggie und Tara nach Georgetown. Sie kauften ein kleines Haus am Avon Place. Maggie beglich die Anzahlung vom gesparten Sold ihres Mannes, den sie jeden Monat auf sein Konto hatte überweisen lassen; daß Connor in Vietnam ums Leben gekommen sei, hatte Maggie einfach nicht glauben wollen.

Während der ersten Jahre in Washington waren die zwei Fehlgeburten Maggies die einzigen Wermutstropfen im Glück der Familie. Außerdem sagte der Gynäkologe zu Maggie, sie könne keine weiteren Kinder bekommen. Maggie glaubte ihm aber erst nach einer dritten Fehlgeburt.

Und obwohl sie nunmehr dreißig Jahre verheiratet waren, gelang es Maggie immer noch, Connors Lust zu entfachen. Es genügte schon, wenn sie lächelte und ihm mit der Hand über den Rücken strich. Connor wußte, wenn er jetzt aus der Zollabfertigung kam und Maggie in der Ankunftshalle auf ihn warten sah, würde es genauso sein wie beim ersten Mal. Er lächelte bei dem Gedanken, daß sie bestimmt mindestens eine Stunde vor seiner planmäßigen Ankunft am Flughafen erschienen war.

Sein Koffer kam. Connor nahm ihn vom Förderband und ging damit zum Zoll. Er machte sich keine Sorgen. Selbst wenn sein Gepäck durchsucht wurde, würden die Zollbeamten sich nicht für einen holzgeschnitzten südafrikanischen Springbock interessieren, der unverkennbar mit »Made in RSA« gekennzeichnet war.

Kaum hatte er die Ankunftshalle betreten, entdeckte er sofort seine Frau und seine Tochter in der wartenden Menge. Er schritt schneller aus und lächelte jene Frau an, die er abgöttisch liebte. Wieso hatte sie ihm je einen zweiten Blick gegönnt, ja, sich sogar einverstanden erklärt, ihn zu heiraten? Sein Lächeln wurde noch strahlender, als er sie in die Arme nahm.

»Wie geht es dir, mein Liebling?« erkundigte er sich.

»Ich werde immer erst ein ganzer Mensch, wenn du sicher von einem Auftrag zurück bist«, wisperte sie. Connor versuchte das Wort »sicher« zu ignorieren, als Maggie sich von ihm löste und Connor sich der anderen Frau in seinem Leben zuwandte. Sie war

eine etwas größere Version des Originals, besaß die gleichen langen roten Haare und die blitzenden grünen Augen, aber ein etwas ausgeglicheneres Temperament. Connors einziges Kind drückte ihm einen stürmischen Kuß auf die Wange, daß er sich um Jahre jünger fühlte.

Bei Taras Taufe hatte Father Graham zum Allmächtigen gebetet, dem Kind die Schönheit Maggies zu schenken und die Intelligenz – Maggies. Als Tara groß geworden war, bewiesen ihre Noten an der High School und die Art und Weise, wie junge Männer sich den Kopf nach ihr verrenkten, daß Father Graham nicht nur ein Priester war, sondern obendrein ein Prophet. Connor hatte es bald aufgegeben, gegen den Strom von Verehrern anzukämpfen, die an die Tür ihres kleinen Hauses in Georgetown klopften, oder sich noch die Mühe zu machen, den Hörer des Telefons abzunehmen: Der Anrufer war fast immer ein schüchterner junger Mann, der hoffte, Tara auf diese Weise zu einem Rendezvous überreden zu können.

»Wie war Südafrika?« erkundigte sich Maggie, während sie sich im Arm ihres Mannes einhakte.

»Seit Mandelas Tod ist die Lage dort noch prekärer geworden.« Connor hatte sich bei ihrem langen Lunch von Carl Koeter ausführlich über Südafrikas Probleme informieren lassen; außerdem hatte er auf dem Flug nach Sydney den Stoß Zeitungen von einer ganzen Woche gelesen, die Carl ihm besorgt hatte. »Die Verbrechensrate ist in den meisten größeren Städten so hoch, daß es gar nicht mehr geahndet wird, wenn man die Ampel bei Rot überfährt. Mbeki tut sein Bestes, aber ich fürchte, ich werde empfehlen müssen, daß die Firma ihre finanziellen Interessen in diesem Teil der Welt drastisch reduziert – wenigstens so lange, bis wir davon ausgehen können, daß die bewaffneten Unruhen unter Kontrolle sind.«

»Alles fällt auseinander, das Zentrum hält nicht Stand, Anarchie befällt die Welt«, zitierte Maggie.

»Ich glaube nicht, daß Yeats je in Südafrika war«, entgegnete Connor.

Wie oft er hatte Maggie die ganze Wahrheit gestehen wollen! Wie oft hatte er ihr erklären wollen, weshalb er so viele Jahre ein erlogen Leben hatte führen müssen! Aber so einfach war das nicht. Maggie war zwar die Herrin seines Herzens, aber die anderen waren seine Herrscher – sie befahlen, und er gehorchte. So schwer es Connor manchmal auch fiel, stets hatte er den Kodex des völligen Schweigens eingehalten. Im Lauf der Jahre hatte er sich einzureden versucht, daß es besser für Maggie sei, nicht die ganze Wahrheit zu kennen. Doch wenn sie, ohne zu überlegen, Worte benutzte wie »Auftrag« und »sicher«, ahnte Connor, daß sie mehr wußte, als sie zugab. Redete er im Schlaf? Na ja, bald würde er sie sowieso nicht mehr täuschen müssen. Maggie wußte es noch nicht, doch Bogota war Connors letzte Mission gewesen. Während des Urlaubs würde er Andeutungen über eine mögliche Beförderung machen, die ihm einen ruhigeren und auch besser bezahlten Job einbrachte, der keine ständigen Reisen mehr erforderte.

»Und die Geschäfte?« fragte Maggie. »Hattest du Erfolg?«

»O ja. Alles ist mehr oder weniger nach Plan verlaufen«, antwortete Connor. Damit kam er der Wahrheit so nahe, wie er es Maggie gegenüber verantworten konnte.

Connor dachte daran, sich die nächsten zwei Wochen in der Sonne zu aalen. Als sie an einem Zeitungsstand vorüberkamen, fiel ihm die kleine Überschrift einer Spalte rechts auf der Titelseite des *Sydney Morning Herald* auf.

#### AMERIKANISCHER VIZEPRÄSIDENT NIMMT AN BEISETZUNG IN KOLUMBIEN TEIL

Als sie aus der Ankunftshalle hinaus in die warme Sommerluft traten, ließ Maggie den Arm ihres Mannes los.

»Wo warst du, als die Bombe in Kapstadt explodierte?« fragte Tara ihren Vater.

Koeter hatte keine Bombe in Kapstadt erwähnt. Würde er sich denn nie entspannen können?

Er wies seinen Chauffeur an, ihn zur Nationalgalerie zu fahren.

Als der Wagen vom Eingang des Weißen Hauses losfuhr, öffnete ein Beamter des uniformierten Secret Service im Wachhaus das Eisentor und winkte den Fahrer durch. Der Chauffeur bog auf den State Place ein, fuhr zwischen den South Grounds und der Ellipse hindurch und am Handelsministerium vorüber.

Vier Minuten später hielt der Wagen am Osteingang der Nationalgalerie. Der Fahrgast schritt rasch über das Kopfsteinpflaster der Einfahrt und stieg die Steintreppe hinauf. Auf der obersten Stufe blickte er über die Schulter zu der riesigen Henry-Moore-Skulptur auf der gegenüberliegenden Seite des Platzes und hielt gleichzeitig verstohlen Ausschau, ob jemand ihm gefolgt war. Er konnte nicht sicher sein, aber er war ja auch kein Profi.

Er betrat das Gebäude und stieg die breite Marmortreppe hinauf, die zu den Galerien im ersten Stock führte, wo er in seiner Jugend ungezählte Stunden zugebracht hatte. Viele Schulkinder schauten sich in den riesigen Räumen um – nicht ungewöhnlich für diese Zeit an einem Wochentag. In der Galerie 71 blickte er auf die vertrauten Homers, Bellows und Hoppers. Hier fühlte er sich zu Hause. Im Weißen Haus kam er sich stets wie ein Fremder vor. Er schlenderte weiter zur Galerie 66, um wieder einmal Augustus Saint-Gaudens *Memorial to Shaw and the 54th Massachusetts Regiment* zu bewundern. Als er diesen schweren, lebensgroßen Fries zum erstenmal gesehen hatte, war er wie verzaubert gewesen und hatte mehr als eine Stunde wie gebannt zu ihm aufgeblickt. Heute durfte er sich nur ein paar Sekunden dafür gönnen.

Weil er es nicht lassen konnte, immer wieder stehenzubleiben, brauchte er eine weitere Viertelstunde, um die Rotunde zu erreichen, das Zentrum des Gebäudes. Er schritt rasch an der Merkurstatue vorbei und die Treppe hinunter, rannte durch die Buchhandlung und zurück, dann eine weitere Treppe hinunter und einen unterirdischen Gang entlang, bis er schließlich zum Ostflügel gelangte. Er stieg eine Treppe hinauf, ging unter dem großen Mobile

von Calder weiter und durch die Drehtür wieder hinaus auf das Kopfsteinpflaster der Einfahrt. Inzwischen war er ziemlich sicher, daß niemand ihm folgte. Er setzte sich in das vorderste der wartenden Taxis und schaute aus dem Fenster zur gegenüberliegenden Seite des Platzes, wo sein Wagen mit dem Chauffeur stand.

»A.V.s an der New York Avenue«, wies er den Fahrer an.

Das Taxi bog nach rechts auf die Pennsylvania Avenue ab und fuhr dann die Sixth Street nordwärts. Er bemühte sich, seine Gedanken zu sammeln, und war froh, daß der Fahrer offenbar nicht vom redseligen Typ war oder gar versuchte, seine Meinung über die Regierung oder den Präsidenten an den Mann zu bringen.

Nachdem sie nach links auf die New York Avenue eingebogen waren, fuhr das Taxi sofort langsamer. Er reichte dem Fahrer einen Zehndollarschein, noch ehe sie angehalten hatten; dann stieg er aus und schlug die Tür des Wagens zu, ohne auf das Wechselgeld zu warten.

Er ging unter einer rot-weiß-grünen Markise hindurch, die keinen Zweifel an der Abstammung des Besitzers erlaubte, und öffnete die Tür. Er brauchte ein paar Sekunden, bis seine Augen sich an das Licht gewöhnt hatten – genauer gesagt, an dessen Nichtvorhandensein. Schließlich stellte er erleichtert fest, daß das Lokal leer war, abgesehen von einem einsamen Gast, der am hinteren Ende des Raums ein halbleeres Glas Tomatensaft vor sich stehen hatte. Der elegante, gutgeschnittene Anzug verriet nicht, daß sein Träger arbeitslos war. Der Mann besaß noch immer die Statur eines Sportlers, doch eine Glatze ließ ihn älter erscheinen, als man seinem Geburtsdatum in der Akte nach hätte vermuten können. Ihre Blicke trafen sich, und der Mann nickte. Er ging zu dem anderen hinüber und setzte sich zu ihm an den Tisch.

»Ich bin Andy...«, begann er.

»Das Rätsel besteht nicht darin, wer Sie sind, Mr. Lloyd, sondern weshalb der Stabschef des Präsidenten mit mir reden will«, entgegnete Chris Jackson.

»Und was ist Ihr Spezialgebiet?« fragte Stuart McKenzie. Maggie blickte ihren Mann rasch an. Ihr war durchaus bewußt, daß ihm Fragen über sein Berufsleben nicht willkommen waren.

Connor erkannte, daß Tara ihre neueste Eroberung nicht hatte warnen können, den Beruf ihres Vaters gar nicht erst zur Sprache zu bringen.

Bis zu diesem Augenblick hatte Connor, solange er sich erinnern konnte, keinen Lunch so sehr genossen wie diesen. Fisch, der erst Stunden, ehe sie sich an den Ecktisch in dem kleinen Strandcafe bei Cronulla gesetzt hatten, aus dem Wasser gezogen worden war. Früchte, chemisch unbehandelt und völlig frei von Schadstoffen. Und ein Bier, von dem er nur hoffen konnte, es würde nach Washington exportiert. Connor nahm einen Schluck Kaffee, bevor er sich zurücklehnte und die Surfer beobachtete, die keine hundert Meter entfernt waren. Das war ein Sport, den er vor zwanzig Jahren gern ausgeübt hätte! Stuart war überrascht gewesen, wie fit Taras Vater war, als dieser das Surfboard zum erstenmal ausprobiert hatte. Connor bluffte, indem er Stuart versicherte, daß er zwei- bis dreimal die Woche Bodybuilding mache. Zwei- bis dreimal am Tag wäre der Wahrheit näher gekommen.

Obwohl es vermutlich nie einen Mann geben würde, den Connor als gut genug für seine Tochter erachtete, mußte er doch zugeben, daß er die Gesellschaft des jungen Anwalts in den letzten paar Tagen genossen hatte.

»Ich bin in der Versicherungsbranche tätig«, antwortete er. Natürlich war ihm klar, daß seine Tochter es Stuart bereits erzählt haben mußte.

»Ja, Tara sagte, Sie sind leitender Angestellter, aber Näheres hat sie nicht erwähnt.«

Connor lächelte. »Das liegt daran, daß ich auf Entführungen und Erpressungen spezialisiert bin und sämtliche Fälle vertraulich behandle. Genau wie ein Anwalt. Aber das wissen Sie ja besser als ich.« Er fragte sich, ob diese Antwort den jungen Australier vom Thema abbringen würde. Leider war das nicht der Fall.

»Hört sich viel interessanter an als die meisten Fälle, mit denen

ich es zu tun bekomme.« Stuart wollte offenbar noch mehr von Connor hören.

»Neunzig Prozent meiner Arbeit ist langweilige Routine«, behauptete Connor. »Ich vermute, daß ich es sogar mit noch mehr Papierkram zu tun habe als Sie.«

»Aber bei mir sind keine Reisen nach Südafrika drin.«

Tara blickte besorgt zu ihrem Vater. Er war bestimmt nicht erfreut darüber, daß sie einem nahezu Fremden davon erzählt hatte. Doch Connor schien nicht verärgert zu sein.

»Ja, ich muß zugeben, daß mein Job auch die eine oder andere schöne Seite hat.«

»Wäre es Ihren Mandanten gegenüber ein Vertrauensbruch, wenn Sie mir von einem typischen Fall erzählen würden?«

Maggie wollte schon mit einer Standardunterbrechung kommen, derer sie sich schon oft bedient hatte, als Connor entgegnete: »Die Gesellschaft, bei der ich beschäftigt bin, vertritt diverse Firmen, die größere Überseeinteressen haben.«

»Warum wenden diese Unternehmen sich dann nicht an Versicherungsgesellschaften im eigenen Land? Die kennen sich doch bestimmt besser dort aus.«

»Con«, mischte Maggie sich ins Gespräch, »du sitzt schon viel zu lange in der Sonne. Vielleicht sollten wir ins Hotel zurück, ehe du wie ein Hummer aussiehst.«

Connor amüsierte sich über den nicht sehr überzeugenden Einwurf seiner Frau. Schließlich hatte sie während der vergangenen Stunde darauf beharrt, daß er einen Hut trug.

»So einfach ist es nie«, antwortete Connor dem jungen Anwalt. »Nehmen Sie zum Beispiel ein Unternehmen wie Coca-Cola – das wir allerdings nicht vertreten, wie ich betonen möchte. Coca-Cola hat Niederlassungen auf der ganzen Welt, mit Abertausenden von Angestellten und Arbeitern. Und in jedem Land haben sie ihre eigenen Führungskräfte, die meisten mit Familie.«

Maggie konnte kaum glauben, daß Connor das Gespräch so weit hatte kommen lassen. Sie näherten sich jetzt der Frage, die jede weitere verhindern mußte.

»Aber wir haben gut qualifizierte Leute, die eine solche Arbeit in Sydney erledigen können.« Stuart beugte sich vor, um Connor Kaffee nachzuschenken. »Schließlich sind auch in Australien Kidnapping und Erpressungen nicht unbekannt.«

Connor bedankte sich für den Kaffee und nahm einen Schluck, während er über seine nächsten Worte nachdachte.

»Nun, es ist so, daß ich nur hinzugezogen werde, wenn sich Komplikationen ergeben.«

»Komplikationen?«

»Ja. Angenommen, eine Firma hat eine größere Außenstelle in einem Land, in dem die Verbrechensrate hoch ist und Entführungen und Erpressungen an der Tagesordnung sind. Nehmen wir weiter an, der Leiter dieser Außenstelle – oder, was noch wahrscheinlicher ist, seine Frau, weil man viel leichter an sie herankommt – wird gekidnappt.«

»Dann werden Sie hinzugezogen?«

»Nicht unbedingt. Die Polizei des Gastlandes hat wahrscheinlich Erfahrung in solchen Dingen, und nicht viele Firmen begrüßen eine Einmischung von außerhalb, schon gar nicht von den Vereinigten Staaten. Ich tue häufig nichts weiter, als in die betreffende Hauptstadt zu fliegen und private Ermittlungen vorzunehmen. Falls ich schon einmal in diesem Land gewesen bin und Beziehungen zur dortigen Polizei aufgebaut habe, informiere ich sie unter Umständen von meiner Anwesenheit. Aber selbst dann würde ich warten, bis die Polizei mich offiziell um Unterstützung bittet.«

»Und wenn sie es nicht tut?« fragte Tara, und Stuart wunderte sich, daß sie ihrem Vater diese Frage bisher offenbar noch nie gestellt hatte.

»Dann muß ich es allein angehen«, erwiderte Connor, »was mein Vorgehen erschwert.«

»Aber wenn die Polizei nicht weiterkommt, warum sollte sie dann nicht über Ihr Angebot erfreut sein?« fragte Stuart.

»Weil es durchaus nicht selten vorkommt, daß die Polizei auf die eine oder andere Weise in der Sache mit drinsteckt.«

»Ich weiß nicht, ob ich das richtig verstehe«, gestand Tara.

»Die Polizei des betreffenden Landes könnte einen Teil des Losgelds erhalten«, meinte Stuart, »und wäre deshalb nicht erfreut über eine Einmischung von außen, vor allem wenn die Beamten der Meinung sind, daß die ausländische Firma einen Aderlaß durchaus verkraften kann.«

Connor nickte. Es wurde immer offensichtlicher, weshalb Stuart seine Stelle bei einer der angesehensten Anwaltskanzleien in Sydney bekommen hatte.

»Was tun Sie, wenn Sie vermuten, daß die Polizei sich einen Anteil unter den Nagel reißt?« fragte Stuart.

Tara wünschte sich allmählich, sie hätte Stuart gewarnt, mit seinen Fragen nicht zu weit zu gehen, obwohl sie mehr und mehr zu dem Ergebnis kam, daß Australier überhaupt nicht wußten, was »zu weit gehen« bedeutete.

»Dann muß man selbst Unterhandlungen mit den Entführern anstreben. Denn falls der Mandant getötet wird, ist damit zu rechnen, daß die darauffolgende polizeiliche Untersuchung nicht gerade gründlich ausfällt, so daß es ziemlich unwahrscheinlich ist, daß die Kidnapper jemals gefaßt werden.«

»Und wenn Sie beschlossen haben, als Unterhändler zu fungieren? Wie sieht dann Ihr erster Schritt aus?«

»Nehmen wir mal an, der Entführer verlangt eine Million Dollar – Kidnapper fordern immer eine runde Summe, für gewöhnlich in US-Dollar. Jeder offizielle Unterhändler ist verpflichtet, den Preis zu drücken, ohne dabei die Kidnapper zu verunsichern. Und für mich ist es in einem solchen Fall das Wichtigste, dafür zu sorgen, daß dem Firmenangehörigen nichts zustößt. Aber wenn ich das Gefühl habe, mein Mandant könnte freikommen, ohne daß seine Firma auch nur einen Penny bezahlen muß, lasse ich es gar nicht erst bis zur Unterhandlung kommen. Denn je mehr bezahlt wird, desto größer ist die Wahrscheinlichkeit, daß der Kidnapper ein paar Monate später noch einmal eine Entführung versucht, manchmal mit demselben Opfer.«

»Wie oft treten Sie als Unterhändler auf?«

»In ungefähr fünfzig Prozent der Fälle. Wenn man an dem Punkt

angelangt ist, an dem man erkennt, ob man es mit Profis zu tun hat oder nicht. Je länger man die Unterhandlungen hinziehen kann, desto wahrscheinlicher ist es bei Amateuren, daß sie Angst davor kriegen, geschnappt zu werden. Außerdem kommt es bei Amateuren häufig vor, daß sie Sympathie für den Entführten entwickeln, was es ihnen nahezu unmöglich macht, ihren ursprünglichen Plan zu Ende zu führen. Als Terroristen die amerikanischen Botschaftsangehörigen in Peru als Geiseln nahmen, kam es sogar so weit, daß Geiselnehmer und Geiseln eine Schachmeisterschaft austrugen. Übrigens haben die Terroristen gewonnen.«

Alle drei lachten, und Maggie entspannte sich ein wenig.

»Sind es die Profis oder die Amateure, die Ohren mit der Post schicken?« fragte Stuart mit schiefem Lächeln.

»Ich bin froh, daß nicht ich die Versicherungsgesellschaft vertreten mußte, die damals die Unterhandlungen für Mr. Gettys Enkel führte. Aber selbst wenn ich es mit einem Profi zu tun habe, habe ich noch einige Trümpfe im Ärmel.« Connor war nicht aufgefallen, daß seine Frau und seine Tochter ihren Kaffee hatten kalt werden lassen.

»Bitte, erzählen Sie uns mehr«, sagte Stuart.

»Der Großteil der Entführungen wird von Tätern begangen, für die Kidnapping etwas Einmaliges oder zumindest Neues ist. Selbst wenn sie in anderen kriminellen Bereichen Profis sind, fehlt ihnen bei einem Entführungsfall die Erfahrung beim Unterhandeln. Profis sind fast immer zu selbstsicher. Sie bilden sich ein, mit jedem Problem fertig zu werden – vergleichbar mit einem Anwalt, der glaubt, ein Restaurant eröffnen zu können, nur weil er drei Mahlzeiten am Tag zu sich nimmt.«

Stuart lächelte. »Womit geben diese Leute sich denn zufrieden, wenn ihnen erst klargeworden ist, daß sie die verlangten Millionen nicht bekommen?«

»Das kann ich nur aus meiner eigenen Erfahrung beantworten«, erwiderte Connor. »Meist läuft es auf etwa ein Viertel der geforderten Summe hinaus, die ich ihnen in benutzten Scheinen aus-

händige – Scheine, die man jedoch zurückverfolgen kann. Ein paarmal konnte ich die Entführer lediglich auf die Hälfte herunterhandeln. Nur ein einziges Mal mußte ich mich einverstanden erklären, den Gesamtbetrag zu überbringen. Zu meiner Verteidigung sei gesagt, daß in diesem einen Fall sogar der Premierminister des Inselstaates seinen Anteil einsteckte.«

»Wie viele Entführer kommen ungestraft davon?«

»In den Fällen, mit denen ich in den vergangenen siebzehn Jahren zu tun hatte, waren es nur drei. Grob geschätzt, entspricht das acht Prozent.«

»Kein schlechtes Ergebnis. Und wie viele Mandanten wurden ermordet... – haben Sie verloren?«

Damit begab Stuart sich in einen Bereich, in den nicht einmal Maggie sich je vorgewagt hatte. Sie rutschte nervös auf ihrem Stuhl.

»Verliert man einen Mandanten, steht die Gesellschaft voll hinter einem.« Connor machte eine Pause. »Aber sie duldet nicht, daß einem das öfter passiert.«

Maggie stand auf, wandte sich Connor zu und sagte: »Ich gehe jetzt schwimmen. Hat jemand Lust mitzukommen?«

»Nein, aber ich würde es gern noch einmal mit dem Surfboard probieren«, erwiederte Tara, die durchaus bereit war, den Versuch ihrer Mutter zu unterstützen, der Fragerei endlich ein Ende zu machen.

»Wie oft bist du heute vormittag denn schon ins Wasser gefallen?« Damit gab Connor zu erkennen, daß auch er genug hatte.

»Ein dutzendmal oder mehr«, gestand Tara. »Das hier war der schlimmste Sturz.« Stolz deutete sie auf einen großen Bluterguß am rechten Oberschenkel.

»Warum haben Sie Tara ein solches Risiko eingehen lassen, Stuart?« fragte Maggie tadelnd und schaute sich den Bluterguß genauer an.

»Weil es mir die Gelegenheit verschafft hat, den Helden zu spielen und sie zu retten.«

Connor lachte. »Machen Sie sich daraufgefaßt, Stuart, daß Tara

in Kürze besser surft als Sie. Es könnte so weit kommen, daß Sie von ihr gerettet werden.«

»Das ist mir schon klar«, versicherte ihm Stuart. »Aber sobald das passiert, werde ich sie mit Bungeespringen vertraut machen.«

Maggie wurde bleich und blickte rasch in Connors Richtung.

»Keine Angst, Mrs. Fitzgerald«, fügte Stuart rasch hinzu, »bis es soweit ist, sind Sie alle längst wieder in Amerika.« Daran wollte eigentlich niemand erinnert werden.

Tara faßte Stuart am Arm. »Gehen wir, Superman! Zeit, wieder eine Welle zu finden, vor der du mich retten kannst.«

Stuart sprang auf. Er wandte sich an Connor. »Falls Sie erfahren, daß Ihre Tochter entführt wurde, kennen Sie den Täter. Aber ich werde kein Lösegeld fordern und mich auch nicht auf einen Vergleich einlassen – weder in US-Dollar noch einer anderen Währung.«

Tara errötete. »Komm schon!« Sie rannte ihm voraus den Strand hinunter.

»Und zum erstenmal glaube ich, daß ich gar nicht verhandeln möchte«, sagte Connor zu Maggie. Er streckte sich und lächelte.

Maggie nahm Connors Hand. »Er ist ein sehr netter junger Mann, nur leider kein Ire.«

»Es hätte schlimmer kommen können.« Connor erhob sich. »Zum Beispiel, wenn er Engländer wäre.«

Maggie lächelte, als sie zur Brandung hinunterstapften. »Weißt du, daß Tara erst um fünf Uhr früh nach Hause gekommen ist?«

»Sag bloß nicht, daß du immer noch nicht schlafen kannst, wenn deine Tochter eine Verabredung hat!« Connor grinste.

»Nicht so laut, Connor Fitzgerald! Denk lieber daran, daß sie unser einziges Kind ist.«

»Sie ist kein Kind mehr, Maggie. Sie ist eine erwachsene Frau. Und in nicht ganz einem Jahr hat sie ihren Doktor in der Tasche.«

»Und du machst dir ihretwegen natürlich keine Gedanken.«

»Du weißt genau, daß das nicht stimmt.« Connor nahm sie in die Arme. »Aber wenn sie eine Affäre mit Stuart hat, geht mich das nichts an. Sie hätte eine viel schlechtere Wahl treffen können.«

»Ich habe vor unserem Hochzeitstag nicht mit dir geschlafen. Und selbst nachdem man mir mitgeteilt hatte, daß du in Vietnam wahrscheinlich gefallen wärst, habe ich nie einen anderen Mann auch nur angeschaut. Das lag aber bestimmt nicht daran, daß kein anderer Mann sich für mich interessierte.«

»Ich weiß, Liebling.« Connor grinste »Aber da hattest du ja auch schon erkannt, daß ich unersetzlich bin.«

Er ließ sie los und rannte auf die Wellen zu. Dabei achtete er darauf, daß er Maggie stets einen Schritt voraus war. Als er schließlich stehenblieb und sie zu ihm aufschloß, war sie außer Atem.

»Declan O'Casey hat mir einen Heiratsantrag gemacht, lange ehe du...«

»Ich weiß, Liebling.« Er blickte hinunter in ihre grünen Augen und strich ihr eine vorwitzige Strähne aus der Stirn. »Und es vergeht kein Tag, an dem ich nicht dankbar dafür bin, daß du auf mich gewartet hast. Dieses Wissen hat mich damals in Vietnam nach meiner Gefangennahme am Leben erhalten. Und der Gedanke, meine Tochter zu sehen.«

Connors Worte erinnerten Maggie an die Trauer nach ihren Fehlgeburten und daran, daß sie keine Kinder mehr bekommen konnten. Sie war in einer großen Familie aufgewachsen und sehnte sich danach, selbst viele Kinder zu haben. Die schlichte Philosophie ihrer Mutter – es ist Gottes Wille – konnte sie nicht akzeptieren.

Als Connor in Vietnam gewesen war, hatte Maggie viele glückliche Stunden mit Tara verbracht. Doch kaum war er heimgekehrt, hatte das kleine Ding über Nacht ihre ganze Zuneigung auf ihn übertragen. Und obwohl Maggie ihrer Tochter immer naheblieb, wußte sie, daß sie nie eine so innige Beziehung zu Tara haben könnte wie Connor.

Maggie hatte sich über Connors Entscheidung gewundert, als er bei der Maryland Insurance eine Ausbildung begann. Sie hatte erwartet, er würde in die Fußstapfen seines Vaters treten und zur Polizei gehen. Natürlich hatte Maggie zu dem Zeitpunkt noch

nicht gewußt, für wen Connor *tatsächlich* arbeiten würde. Er ging zwar nicht in Einzelheiten, sagte ihr aber zumindest, von wem er sein Gehalt bekam, und machte ihr die Bedeutung klar, daß er *non-official cover officer* sein würde, kurz NOC, ein Geheimagent besonderer Art. Maggie bewahrte sein Geheimnis all die Jahre, obwohl es sie manchmal verlegen machte, daß sie mit Freundinnen und Kolleginnen nicht über den Beruf ihres Mannes reden konnte. Aber das, sagte sie sich, ist wohl das kleinste Problem, verglichen mit der Geschwätzigkeit anderer Männer, die ihren Frauen täglich in sämtlichen Einzelheiten von ihrer Arbeit vorlabern, alles andere aber verschweigen.

Maggie hoffte nur, daß ihre Tochter eines Tages den Mann finden würde, der bereit war, die ganze Nacht auf einer Parkbank zu sitzen, nur um zu sehen, wie sie den Vorhang ihres Zimmers zog.

Jackson zündete sich eine Zigarette an und horte aufmerksam zu, was der Mann aus dem Weißen Haus zu sagen hatte. Er machte keine Anstalten, ihn zu unterbrechen.

Nachdem Lloyd schließlich zum Ende seiner vorbereiteten Rede gekommen war, nahm er einen Schluck Mineralwasser und wartete gespannt darauf, wie die erste Frage des ehemaligen Stellvertretenden CIA-Direktors lauten würde.

Jackson drückte seine Zigarette aus. »Darf ich fragen, weshalb Sie mich als den Richtigen für diesen Auftrag betrachten?«

Lloyd war nicht überrascht. Er hatte bereits beschlossen, Jackson die Wahrheit zu sagen, falls er diese Frage stellte. »Wir wissen, daß Sie von Ihrem Posten bei der CIA zurückgetreten sind, weil Sie eine ›Meinungsverschiedenheit‹ – er betonte dieses Wort – »mit Helen Dexter hatten. Wir wissen überdies, daß Ihr persönlicher Einsatz und Ihre Loyalität stets beispielhaft gewesen sind und eigentlich jeder damit gerechnet hatte, daß Sie Mrs. Dexters Nachfolger werden. Aber seit Sie... sagen wir, unter recht eigenartigen Umständen gekündigt haben, waren Sie offenbar nicht in der Lage, eine Ihren Qualifikationen entsprechende Stelle zu bekommen. Wir vermuten, daß Mrs. Dexter damit zu tun hat.«

»Ein Anruf genügt«, entgegnete Jackson, »vertraulich selbstverständlich, und plötzlich muß man feststellen, daß man anscheinend nirgendwo mehr erwünscht ist. Ich habe mich immer davor gehütet, andere anzuschwärzen, aber in Helen Dexters Fall mache ich nur zu gern eine Ausnahme.« Er zündete sich eine weitere Zigarette an. »Sie müssen wissen, Dexter ist der Ansicht, daß Tom Lawrence nur den zweitwichtigsten Posten in Amerika hat. Sich selbst hält sie für den wahren Verteidiger des amerikanischen Glaubens und für das letzte Bollwerk der Nation. Für Dexter sind gewählte Politiker lediglich eine vorübergehende Unannehmlichkeit, lästige Zeitgenossen, die früher oder später abgewählt werden und in der Versenkung verschwinden.«

»Das hat der Präsident mehr als einmal zu spüren bekommen«, sagte Lloyd mit einem abgrundtiefen Seufzer.

»Präsidenten kommen und gehen, Mr. Lloyd. Wie wir anderen ist auch Ihr Chef nur ein Mensch. Deshalb können Sie sicher sein, daß Dexter eine Akte über ihn führt, in der sie seitenweise Gründe aufgelistet hat, weshalb Lawrence für eine zweite Amtsperiode als Präsident ungeeignet ist. Ach, übrigens, zweifellos hat Dexter eine ebenso umfangreiche Akte über Sie.«

»Dann müssen wir uns daranmachen, eine eigene Akte anzulegen, Mr. Jackson. Ich wüßte niemanden, der für diese Aufgabe besser qualifiziert wäre als Sie.«

»Wo möchten Sie, daß ich anfange?«

»Mit der Untersuchung, wer hinter dem Anschlag auf Ricardo Guzman steckt, der letzten Monat in Bogota verübt wurde«, antwortete Lloyd. »Wir haben Grund zu der Annahme, daß die CIA direkt oder indirekt damit zu tun hat.«

»Ohne Wissen des Präsidenten?« fragte Jackson ungläubig.

Lloyd nickte, zog einen Ordner aus seinem Aktenkoffer und schob ihn über den Tisch. Jackson schlug ihn auf.

»Lassen Sie sich Zeit«, riet Lloyd, »denn Sie werden sich sämtliche Einzelheiten genau einprägen müssen.«

Jackson begann zu lesen und kam bereits zu einigen Schlußfolgerungen, noch ehe er am Ende der ersten Seite angelangt war.

»Wenn wir davon ausgehen, daß es ein Einzeltäter war, dürfte es sich als so gut wie unmöglich erweisen, verlässliche Informationen zu bekommen. Solche Männer hinterlassen keine Nachsendedresse.« Jackson legte eine Pause ein. »Aber falls wir es tatsächlich mit der CIA zu tun haben, hat Dexter einen zehntägigen Vorsprung. Wahrscheinlich hat sie bereits jede Spur, die zum Attentäter führen könnte, zur Sackgasse gemacht, außer...«

»Außer...?« fragte Lloyd.

»Ich bin nicht der einzige, dem dieses Weib übel mitgespielt hat. Es wäre möglich, daß es in Bogota jemanden gibt, der...« Er hielt inne. »Wieviel Zeit habe ich?«

»Der neue kolumbianische Präsident wird Washington in drei

Wochen mit seinem offiziellen Besuch beeilen. Es wäre sehr hilfreich, wenn wir bis dahin etwas vorzuweisen hätten.«

»Das erinnert mich sehr an früher.« Jackson drückte seine Zigarette aus. »Nur habe ich diesmal die Genugtuung, daß Dexter offiziell auf der anderen Seite steht.« Er zündete sich bereits die nächste Zigarette an. »Für wen werde ich arbeiten?«

»Offiziell recherchieren sie auf eigene Verantwortung, aber inoffiziell arbeiten Sie für mich. Ihre monatliche Entschädigung wird sich in derselben Größenordnung bewegen wie vor Ihrem Ausscheiden, nur wird aus naheliegenden Gründen nirgends Ihr Name erscheinen. Ich werde mich mit Ihnen in Verbindung setzen, wann immer...«

»Nein, Mr. Lloyd, das unterlassen Sie lieber«, entgegnete Jackson. »Ich nehme mit Ihnen Verbindung auf, wenn ich etwas Wichtiges zu berichten habe. Dadurch verringert sich die Gefahr, daß jemand auf uns aufmerksam wird. Sie müssen nur eine Telefonnummer nennen, die nicht zurückverfolgt werden kann.«

Lloyd kritzelte sieben Ziffern auf eine Serviette. »Damit kommen Sie direkt zu meinem Schreibtisch durch und übergehen sogar meine Sekretärin. Nach Mitternacht wird diese Nummer automatisch auf das Telefon neben meinem Bett geschaltet. So können Sie mich Tag und Nacht erreichen. Sie brauchen sich keine Gedanken wegen einer möglichen Zeitverschiebung zu machen. Es stört mich nicht weiter, wenn ich geweckt werde.«

»Das ist gut zu wissen«, erwiderte Jackson. »Denn ich glaube, Helen Dexter schläft nie.«

Lloyd lächelte. »Uns darf nicht der geringste Fehler unterlaufen. Haben wir an alles gedacht?«

»Nein«, erwiderte Jackson. »Wenn Sie gehen, biegen Sie nach rechts ab, an der nächsten Straße dann noch einmal nach rechts. Blicken Sie nicht zurück, und rufen Sie kein Taxi, ehe Sie nicht mindestens vier Querstraßen marschiert sind. Von jetzt an müssen Sie denken wie Dexter – und vergessen Sie nicht, sie ist seit dreißig Jahren in diesem Geschäft und kennt alle Tricks. Es gibt nur einen Menschen, der noch ausgebuffter ist als sie.«

»Ich hoffe, das sind Sie«, sagte Lloyd.

»Ich fürchte, nein.«

»Sagen Sie jetzt bloß nicht, daß dieser Jemand für Dexter arbeitet.«

»Doch.« Jackson nickte. »Er ist zwar mein bester Freund, aber falls Dexter ihm befehlen würde, mich zu töten, hätte ich kaum eine Chance. Wenn Sie von mir erwarten, die beiden zu schlagen, können Sie nur hoffen, daß ich in den letzten acht Monaten keinen Rost angesetzt habe.«

Die Männer erhoben sich.

»Leben Sie wohl, Mr. Lloyd.« Jackson reichte ihm die Hand. »Schade, daß dies unsere erste und zugleich letzte Begegnung bleiben wird.«

»Aber ich dachte, wir hätten eine Übereinkunft getroffen...?« Lloyd blickte seinen neuen Verbündeten besorgt an.

»Zusammenzuarbeiten, Mr. Lloyd, nicht, uns zu treffen. Denn für Dexter wären zwei Treffen schon kein Zufall mehr.«

Lloyd nickte. »Dann warte ich darauf, von Ihnen zu hören.«

»Noch etwas, Mr. Lloyd. Besuchen Sie die Nationalgalerie nur, wenn Sie sich wirklich die Gemälde anschauen wollen.«

Lloyd runzelte die Stirn. »Wie soll ich das verstehen?«

»Der scheinbar schlafende Wachmann in Galerie 71 wurde an dem Tag dort untergeschoben, als Sie Ihre Ernennung annahmen. Steht alles in Ihrer Akte. Ist Hopper immer noch Ihr Lieblingskünstler?«

Lloyds Mund wurde trocken. »Dann weiß Dexter bereits von diesem Meeting?«

»Nein«, beruhigte ihn Jackson. »Diesmal hatten Sie noch Glück. Heute hat der Wachmann seinen freien Tag.«

Obwohl Connor seine Tochter oft hatte weinen sehen, als sie noch klein war – wegen eines aufgeschürften Knies oder weil sie ihren Kopf nicht hatte durchsetzen können –, war es diesmal etwas ganz anderes. Während sie Stuart umarmte, tat Connor, als wäre er völlig in die Auswahl von Büchern und Zeitschriften vor dem

Kiosk vertieft. Es war einer seiner angenehmsten Urlaube gewesen. Er hatte ein paar Pfund zugenommen, und es war ihm beinahe gelungen, das Surfbrett zu meistern, was ihn überaus stolz machte, obwohl er einige Male sehr intensive Bekanntschaft mit dem Wasser gemacht hatte. In den vergangenen vierzehn Tagen hatte er Stuart zu mögen gelernt und später sogar so etwas wie Hochachtung für ihn empfunden. Und Maggie hatte es irgendwann bleiben lassen, Connor morgens darauf aufmerksam zu machen, daß Tara nachts nicht auf ihr Zimmer zurückgekommen war, was Connor als widerstrebende Billigung seiner Frau betrachtete.

Connor kaufte den *Sydney Morning Herald*. Er blätterte die Zeitung durch und überflog die Schlagzeilen, bis er zu der Seite mit den internationalen Nachrichten kam. Ein rascher Blick auf Maggie zeigte ihm, daß sie soeben ein paar Souvenirs bezahlte, die nicht als Mitbringsel für irgend jemanden gedacht waren, ja, die Maggie nicht einmal herzeigen würde. Zweifellos würden die Sachen zur Weihnachtszeit auf Father Grahams Basar landen.

Connor senkte wieder den Kopf. »Überwältigender Wahlsieg für Herrera in Kolumbien« lautete die Überschrift über drei Spalten auf der unteren Hälfte der Seite. Connor las von dem klaren Sieg des neuen Präsidenten über den in letzter Minute als Ersatz für Ricardo Guzman aufgestellten Kandidaten der Nationalpartei. Herrera, hieß es in dem Artikel weiter, wolle in absehbarer Zeit die Vereinigten Staaten besuchen und Präsident Lawrence über Kolumbiens derzeitige Probleme informieren. Zu den vorrangigsten...

»Meinst du, das wäre etwas für Joan?«

Connor blickte zu seiner Frau hinüber, die einen Ken-Done-Druck des Hafens von Sydney in die Höhe hielt.

»Ein bißchen zu modern für ihren Geschmack, würde ich sagen.«

»Dann werde ich ihr etwas aus dem Duty-free-Shop besorgen, sobald wir im Flugzeug sind.«

»Letzter Aufruf für United Airways Flug 816 nach Los Angeles«, erklang eine Stimme aus den Lautsprechern. »Wir ersuchen alle

*Fluggäste, die noch nicht an Bord sind, sich umgehend zu Ausgang 27 zu begeben.«*

Connor und Maggie setzten sich in Richtung des riesigen Schildes mit der Aufschrift »Departure« in Bewegung und bemühten sich, ein paar Schritte vor ihrer Tochter und Stuart zu bleiben, die sich immer noch eng umschlungen hielten. Sobald sie die Paßkontrolle hinter sich hatten, hielt Connor sich ein Stück zurück, während Maggie weiter zur Departure Lounge ging, um dem Uniformierten am Gate zu versichern, daß die beiden letzten Passagiere umgehend folgen würden.

Als Tara ein paar Augenblicke später widerstrebend um die Ecke kam, legte Connor ihr sanft einen Arm um die Schulter. »Ich weiß, daß es kein großer Trost für dich ist, aber deine Mutter und ich finden ihn...« Connor stockte.

»Ich weiß«, entgegnete Tara schluchzend. »Sobald ich wieder in Stanford bin, werde ich mich erkundigen, ob ich meine Dissertation an der Universität von Sydney abschließen darf.« Connor sah, daß seine Frau sich am Flugsteig mit einer Stewardess unterhielt.

»Hat sie solche Angst vor dem Fliegen?« flüsterte die Flugbegleiterin Maggie zu, als sie die schluchzende junge Frau erblickte.

»Nein. Sie mußte nur etwas zurücklassen, das sie nicht durch den Zoll bringen durfte.«

Maggie schloß fast die gesamten vierzehn Stunden des Fluges von Sydney nach Los Angeles. Tara fragte sich jedesmal, wie ihre Mutter das fertigbrachte. Sie selbst schaffte es höchstens, ein bißchen zu dösen, trotz aller Pillen. Sie umklammerte die Hand ihres Vaters. Er lächelte, sagte jedoch nichts.

Tara erwiderte sein Lächeln. Solange sie sich erinnern konnte, war er der Mittelpunkt ihrer Welt. Sie hatte sich nie Gedanken gemacht, daß sie einen Mann finden würde, der ihrem Vater den Platz in ihrem Herzen streitig machen könnte, vor allem da ihr Dad sich möglicherweise nicht damit abgefunden hätte. Und jetzt, da Tara diesen Mann gefunden hatte, war sie unendlich erleichtert,

wie gut ihr Vater es aufnahm. Wenn überhaupt, erwies ihre Mutter sich nun als das Problem.

Tara wußte, wäre es nach ihrer Mutter gegangen, wäre sie immer noch Jungfrau und würde wahrscheinlich noch zu Hause wohnen. Erst in der elften Klasse hatte sie erfahren, daß man vom Kuß eines Jungen nicht schwanger wurde, nachdem eine Klassenkameradin ihr ein arg zerfleddertes Exemplar von *Mehr Freude am Sex* geliehen hatte. Jede Nacht hatte Tara sich mit diesem aufregenden Buch und einer Taschenlampe unter die Bettdecke gekuschelt.

Doch erst nach ihrem Abschluß in Stone Ridge verlor Tara ihre Jungfräulichkeit – und wenn ihre Klassenkameradinnen nicht gelogen hatten, war sie damit die letzte von ihnen. Tara hatte damals mit ihren Eltern eine seit langem geplante Reise zum Geburtsort ihres Urgroßvaters gemacht. Kaum waren sie in Dublin gelandet, als Tara sich auch schon in Irland und seine Menschen verliebte. Am ersten Abend beim Dinner im Hotel sagte sie zu ihrem Vater, sie könne nicht verstehen, weshalb so viele Iren in ihrer Heimat nicht glücklich seien und auswanderten.

Der junge Kellner, der die Fitzgeralds bediente, blickte zu Tara hinunter und zitierte:

»»Zufrieden zu sein ist noch keinem Iren gegückt. Glaubst du das nicht, so bist du verrückt. Ein Ire ist erst dann zufrieden, wenn jeder mit dem Schwert kämpft – und mit der Feder. ««

»Walter Savage Landor«, sagte Maggie. »Aber kennen Sie auch die nächste Zeile?«

Der Kellner verbeugte sich.

»»Und als Tara hold erblühte... ««

Tara errötete, und Connor lachte laut. Der Kellner blickte verwirrt drein.

»Es ist mein Name«, erklärte Tara.

Wieder verbeugte sich der Kellner, bevor er das Geschirr ab-

räumte. Während der Vater bezahlte und die Mutter ihren Mantel holte, fragte der Kellner Tara, ob sie Lust hätte, mit ihm auf einen Drink ins Gallagher zu gehen, wenn er Feierabend hatte. Tara sagte erfreut zu.

Die nächsten zwei Stunden schaute sie sich in ihrem Zimmer einen alten Film an. Kurz nach Mitternacht schlich sie die Treppe hinunter. Das Pub, das Liam vorgeschlagen hatte, befand sich nur knapp hundert Meter entfernt in derselben Straße. Liam wartete an der Theke auf sie und vergeudete keine Zeit, sie mit dem Genuß von Guinness vertraut zu machen. Es wunderte Tara nicht, als sie erfuhr, daß Liam den Job als Kellner während der Semesterferien vor seinem letzten Jahr am Trinity College angenommen hatte, wo er Literatur studierte, vornehmlich irische Dichter. Liam dagegen war überrascht, wie gut sie Yeats, Joyce, Wilde und Synge zitieren konnte.

Als er Tara zwei Stunden später zu ihrem Zimmer zurückbegleitete, küßte er sie sanft auf die Lippen und fragte: »Wie lange bleibst du in Dublin?«

»Noch zwei Tage.«

»Dann sollten wir keine Sekunde vergeuden.«

Nach drei Nächten, in denen Tara kaum zum Schlafen gekommen war, ging die Reise weiter nach Kilkenny, Oscars Geburtsort. Tara fühlte sich nun durchaus qualifiziert, *Mehr Freude am Sex* eine oder auch mehrere Fußnoten hinzuzufügen.

Als Liam ihr Gepäck zum Mietwagen trug, gab Connor ihm ein reichliches Trinkgeld und flüsterte: »Danke.« Tara errötete.

Während ihres zweiten Jahres in Stanford hatte Tara eine Affäre mit einem Medizinstudenten. Doch erst als er ihr einen Heiratsantrag machte, erkannte Tara, daß sie nicht den Rest ihres Lebens mit diesem Mann verbringen wollte. Bei Stuart hatte sie bei weitem nicht so lange gebraucht, um zu einem entgegengesetzten Schluß zu gelangen.

Sie waren sich zum erstenmal begegnet, als sie zusammenstießen. Es war Taras Schuld gewesen – sie hatte nicht aufgepaßt und kam Stuart in den Weg, als dieser von einer hohen Welle herunter-

surfte. Beide segelten durch die Luft. Als Stuart sie aus dem Wasser fischte, rechnete Tara mit einem wohlverdienten Rüffel.

Statt dessen lächelte er und sagte: »Halten Sie sich in Zukunft lieber von den hohen Wellen fern.« Am Nachmittag versuchte sie den gleichen Trick, doch diesmal absichtlich, und Stuart wußte es.

Er lachte. »Sie lassen mir nur zwei Möglichkeiten. Entweder gebe ich Ihnen Übungsstunden, oder wir trinken zusammen Kaffee. Sonst konnte unsere nächste Begegnung uns beide ins Krankenhaus bringen. Was ist Ihnen lieber?«

»Fangen wir mit dem Kaffee an.«

Tara hatte an diesem Abend mit Stuart schlafen wollen, dann aber doch noch drei Tage damit gewartet. Und jetzt, zehn Tage später, bedauerte sie die Verzögerung. Am Ende der Woche...

»Hier spricht Ihr Flugkapitän. Wir beginnen nun den Landeanflug auf Los Angeles.«

Maggie fuhr zusammen, rieb sich die Augen und lächelte ihre Tochter an. »Bin ich eingeschlafen?«

»Erst als wir in Sydney abgehoben haben.«

Nachdem sie ihr Gepäck geholt hatten, verabschiedete Tara sich von ihren Eltern und begab sich zu ihrem Anschlußflug nach San Francisco. Kaum war sie in der Menge verschwunden, flüsterte Connor Maggie zu: »Es würde mich nicht wundern, wenn sie kehrtmacht und den nächsten Flug nach Sydney zurück nimmt.« Maggie nickte.

Sie begaben sich zum Terminal für Inlandsflüge und gingen an Bord des »Red-Eye«, des Frühflugs. Diesmal schließt Maggie schon, bevor das obligate Video über die Sicherheitsmaßnahmen zu Ende war. Während sie über die Staaten flogen, versuchte Connor, nicht an Tara und Stuart zu denken, sondern sich auf das zu konzentrieren, was getan werden mußte, sobald er wieder in Washington war. In drei Monaten war es soweit, daß man ihn von der Aktivenliste streichen würde, und er hatte immer noch keine Ahnung, in welche Abteilung man ihn zu versetzen gedachte. Ihn quälte der Gedanke, daß man ihm einen Achtstundenjob im Hauptquartier anbieten würde, bei dem er jungen Freiwilligen im

Unteroffiziersrang langwellige Vorträge über seine Erfahrungen im Außendienst halten müßte. Er hatte Joan bereits gewarnt, daß er kündigen würde, falls man ihm nichts Interessanteres anbot. Im vergangenen Jahr hatte es Hinweise daraufgegeben, daß er für die eine oder andere Stelle an vorderster Front in Betracht gezogen würde – doch das war zu einer Zeit gewesen, bevor sein Chef ohne Erklärung von seinem Posten zurückgetreten war. Trotz achtundzwanzig Dienstjahren und mehreren Auszeichnungen war es durchaus möglich, daß Connors Zukunft nun, da Chris Jackson nicht mehr für die Agency arbeitete, keineswegs so gesichert war, wie er es sich vorgestellt hatte.

»Bist du sicher, daß man Jackson trauen kann?«

»Nein. Aber eines weiß ich mit Bestimmtheit: Jackson kann Helen Dexter ebenso wenig ausstehen wie du.«

»Na, das ist so gut wie eine persönliche Empfehlung«, meinte der Präsident. »Was hat dich sonst noch veranlaßt, dich für Jackson zu entscheiden? Denn wenn Abneigung die wichtigste Qualifikation für den Job wäre, dürften die Kandidaten dir die Tür eingerafft haben.«

»Jackson besitzt auch die anderen Eigenschaften, auf die es mir ankam. Da ist seine Personalakte als Offizier in Vietnam und als Leiter der Spionageabwehr, ganz zu schweigen von seinem Ruf als Stellvertretender Direktor der CIA.«

»Warum hat er dann so plötzlich seinen Posten aufgegeben, wenn er so vielversprechende Aussichten auf eine brillante Karriere hatte?«

»Ich vermute, Dexter fand seine Aussichten ein bißchen zu viel-versprechend und hat in ihm eine ernsthafte Gefahr für ihre eigene Karriere gesehen.«

»Wenn Jackson beweisen kann, daß Dexter den Auftrag erteilte, Ricardo Guzman umzubringen, könnte sie damit immer noch recht behalten. Sieht ganz so aus, als hättest du den besten Mann für den Job ausgewählt, Andy.«

»Jackson sagte, daß es einen Burschen gäbe, der noch besser ist als er.«

»Dann sollten wir ihn ebenfalls rekrutieren.«

»Ich hatte die gleiche Idee, aber er arbeitet bereits für Dexter.«

»Nun, zumindest wird er nicht wissen, daß Jackson unser Mann ist. Was hat er sonst noch gesagt?«

Lloyd schlug die Akte auf und machte den Präsidenten mit dem Gespräch vertraut, das er mit dem ehemaligen Stellvertretenden Direktor der CIA geführt hatte.

Nachdem er geendet hatte, war Lawrence' einziger Kommentar:

»Soll das heißen, daß ich nur herumsitzen und Däumchen drehen soll, bis Jackson Erfolg hat?«

»Das waren seine Bedingungen, falls wir daran interessiert sind, daß er den Auftrag ausführt. Aber ich habe das Gefühl, daß Jackson nicht der Typ ist, der herumsitzt und seine Däumchen dreht.«

»Na, hoffentlich nicht. Denn jeder Tag, den Dexter in Langley bleibt, ist ein Tag zuviel für mich. Drücken wir die Daumen, daß Jackson tief genug im Dreck wühlt, damit wir uns dieses Satansweib endlich offiziell vom Hals schaffen können. Und wo wir schon dabei sind, sollten wir die Exekution vielleicht im Rose Garden veranstalten.«

Der Stabschef lachte. »Das könnte den doppelten Vorteil bringen, daß einige Republikaner den Gesetzentwurf für mehr Sicherheit auf den Straßen und Verbrechensbekämpfung befürworten würden.«

Die Bemerkung entlockte dem Präsidenten ein Lächeln. »Wer ist der nächste?«

Lloyd blickte auf die Uhr. »Senator Bedell wartet bereits geraume Zeit im Foyer.«

»Was will der denn schon wieder?«

»Er möchte, daß du mit ihm seine neuesten Änderungen zur Vorlage über das Abrüstungsgesetz durchgehst.«

Der Präsident runzelte die Stirn. »Hast du bemerkt, wie viele Punkte Zerimskij sich bei der letzten Meinungsumfrage geholt hat?«

Kaum daß sie ihr Häuschen in Georgetown betreten hatte, wählte Maggie die 650er-Nummer. Connor packte derweil aus und spitzte die Ohren, um das Gespräch zwischen seiner Frau und seiner Tochter mitzuhören.

»Ich rufe nur an, um dir zu sagen, daß wir gut zu Hause angekommen sind«, begann Maggie.

Connor lächelte über diesen leicht durchschaubaren Gemeinplatz. Tara war viel zu gewitzt, ihrer Mutter abzunehmen, daß sie

nur deshalb mit ihr telefonierte, doch er wußte, daß Tara mitspielen würde.

»Lieb von dir, daß du anrufst, Mama. Ich freue mich immer, deine Stimme zu hören.«

»Alles in Ordnung bei dir?« fragte Maggie.

»Ja, natürlich«, versicherte Tara, ehe sie sich in den nächsten Minuten bemühte, ihre Mutter mit klug gewählten Worten so behutsam wie möglich zu beruhigen und sie davon zu überzeugen, daß sie nichts Überstürztes tun würde. Als Tara überzeugt war, daß Maggie ihr glaubte, fragte sie: »Ist Dad in der Nähe?«

»Ja. Warte, ich geh' ihn dir.« Maggie streckte Connor den Hörer übers Bett entgegen.

»Würdest du mir bitte einen Gefallen tun, Dad?«

»Na klar.«

»Bitte erkläre Mom, daß ich nicht vorhave, irgendwas Unüberlegtes zu tun. Stuart hat mich seit meiner Rückkehr schon zweimal angerufen, und weil er die Absicht hat...«, sie zögerte, »...Weihnachten herüberzukommen, bin ich ziemlich sicher, daß ich es bis dahin ohne ihn aushallen kann. Übrigens, Dad, ich sollte dich vielleicht schonend darauf vorbereiten, daß ich jetzt schon weiß, was ich mir als Weihnachtsgeschenk wünsche.«

»Und was ist das, mein Schatz?«

»Daß du die nächsten acht Monate die Rechnungen für meine Überseegespräche bezahlst. Ich hab' das Gefühl, daß sie möglicherweise teurer kommen als der Gebrauchtwagen, den du mir zur Promotion versprochen hast.«

Connor lachte.

»Also sieh zu, daß du die Beförderung bekommst, die du in Australien erwähnt hast. Bye, Dad.«

»Bye, Schatz.«

Connor legte auf und lächelte Maggie beruhigend zu. Er wollte ihr gerade sagen – wie mindestens schon zehnmal zuvor –, sie brauche sich keine Sorgen zu machen, als das Telefon klingelte. Connor grinste. Was hatte Tara wohl diesmal vergessen zu sagen? Er griff nach dem Hörer.

»Tut mir leid, daß ich Sie gleich nach Ihrer Rückkehr belästigen muß«, entschuldigte sich Joan. »Aber die Chefin macht hier einen Wirbel, daß es sich nur um einen Notfall handeln kann. Wie schnell können Sie hier sein?«

Connor blickte auf die Uhr. »In etwa zwanzig Minuten«, antwortete er und legte auf.

»Wer war das?« fragte Maggie.

»Joan. Ich soll rasch zwei Verträge unterschreiben, die liegengelassen sind. Dürfte nicht lange dauern.«

»Verflixt!« schimpfte Maggie. »Ich habe doch glatt vergessen, Joan im Flugzeug ein Mitbringsel zu kaufen.«

»Ich werde ihr auf dem Weg zum Büro etwas besorgen.« Connor verließ rasch das Zimmer und rannte die Treppe hinunter und aus dem Haus, bevor Maggie irgendwelche Fragen stellen konnte.

Er stieg in ihren alten Toyota. Es dauerte eine Weile, bis der Motor stotternd ansprang. Schließlich steuerte er den »alten Panzer«, wie Tara ihn nannte, auf die Twenty-ninth Street. Eine Viertelstunde später bog er links auf die M Street ein, nahm eine weitere Linksbiegung und verschwand eine Rampe hinunter in eine von außen nicht als solche erkennbare Tiefgarage.

Als Connor das Haus betrat, legte der Wachmann flüchtig die Hand an die Schirmmütze und sagte: »Willkommen zu Hause, Mr. Fitzgerald. Ich hatte eigentlich nicht erwartet, daß Sie vor Montag hier sein würden.«

»Ich auch nicht«, erwiderte Connor trocken und ging zu den Aufzügen. Als er im siebten Stock ausstieg, begrüßte ihn das Mädchen am Empfang der Maryland Insurance mit einem Lächeln. Die Informationstafel im Erdgeschoß wies darauf hin, daß diese beachtliche Firma auf den Stockwerken sieben, acht, neun und zehn zu finden war.

»Wie schön, Sie wiederzusehen, Mr. Fitzgerald«, sagte das Mädchen. »Sie haben Besuch.«

Connor lächelte, nickte und ging den Korridor hinunter. Er sah Joan bereits an der Tür seines Büros stehen, als er um die Ecke bog. Aus ihrem Gesichtsausdruck schloß er, daß sie schon eine

ganze Weile wartete. Da erinnerte er sich an Maggies Worte, bevor er das Haus verlassen hatte – nicht, daß Joan so aussah, als wäre sie scharf auf ein Mitbringsel.

»Die Chefkin kam vor ein paar Minuten.« Joan hielt die Tür für ihn auf.

Connor trat in sein Büro. Vor seinem Schreibtisch saß jemand, der vermutlich noch nie im Leben Urlaub gemacht hatte.

»Tut mir leid, daß Sie warten mußten, Direktorin. Ich bin sofort...«

»Wir haben ein Problem.« Helen Dexter schob einen Ordner über die Schreibtischplatte.

»Geben Sie mir einen brauchbaren Hinweis, dann mache ich die ganze Knochenarbeit«, versprach Jackson.

»Ich wollte, ich könnte es, Chris«, erwiderte Bogotas Polizeichef. »Aber einer oder auch zwei Ihrer ehemaligen Kollegen haben mir unmissverständlich klar gemacht, daß Sie jetzt eine Persona non grata sind.«

»Ich hätte Sie wirklich nicht für einen Mann gehalten, der sich um so was schert.« Jackson goß dem Polizeichef Whisky nach.

»Chris, Sie müssen doch verstehen, daß alles völlig selbstverständlich war, solange Sie noch zur US-Regierung gehörten...«

»Einschließlich der Entschädigung für Sie, wenn ich mich recht erinnere.«

»Natürlich«, entgegnete der Polizeichef gleichmütig. »Sie verstehen sicher, daß die Ausgaben nach wie vor beglichen werden müssen.« Er nahm einen Schluck aus seinem feingeschliffenen Kristallglas. »Und wie Sie nur zu gut wissen, Chris, ist die Inflationsrate in Kolumbien immer noch außerordentlich hoch. Mit meinem Verdienst bin ich nicht einmal in der Lage, die notwendigen täglichen Ausgaben zu bestreiten.«

»Kann ich dieser kleinen Klagerede entnehmen«, erkundigte sich Jackson, »daß sich an der Gebühr – oder sollen wir es Tribut nennen – nichts geändert hat, auch wenn man als Persona non grata abgestempelt ist?«

Der Polizeichef leerte genießerisch das Glas, wischte sich den Schnurrbart ab und sagte: »Chris, Präsidenten kommen und gehen, in Ihrem wie in meinem Land, nicht aber alte Freunde.«

Jackson bedachte ihn mit einem dünnen Lächeln, ehe er ein Kuvert aus der Brusttasche zog und es ihm unter der Theke zuschob. Der Polizeichef warf einen Blick hinein, knöpfte eine Brusttasche auf und ließ den Umschlag dann verschwinden.

»Offenbar sind Ihre neuen Chefs bei Ihrem Spesenkonto nicht allzu großzügig.«

»Ich bitte Sie nur um einen einzigen brauchbaren Tip«, erinnerte ihn Jackson.

Der Polizeichef hob sein leeres Glas und wartete, bis der Barkeeper es wieder bis zum Rand gefüllt hatte. Er nahm einen tiefen Schluck. »Ich war schon immer der Meinung, Chris, daß man in einer Pfandleihe so allerlei Brauchbares finden kann.« Er lächelte, leerte sein Glas und stand auf. »Und wenn ich an Ihr derzeitiges Dilemma denke, mein alter Freund, würde ich im Bezirk San Victorina anfangen und mir allenfalls die Mühe machen, Schaufenster anzusehen.«

Nachdem Connor die Einzelheiten des vertraulichen Memorandums gelesen hatte, reichte er der Direktorin den Ordner zurück.

Ihre erste Frage überraschte ihn. »Wann scheiden Sie aus dem Außendienst aus?«

»Nächstes Jahr im Januar. Aber ich hoffe, bei der Gesellschaft bleiben zu können.«

»Es dürfte zur Zeit nicht ganz einfach sein, jemanden mit Ihren besonderen Fähigkeiten unterzubringen«, sagte Dexter sachlich. »Ich habe allerdings eine freie Planstelle, für die ich Sie möglicherweise empfehlen könnte.« Sie machte eine Pause. »Als Direktor unserer Zweigstelle in Cleveland.«

»Cleveland?«

»Ja.«

»Nach achtundzwanzig Jahren bei der Gesellschaft«, sagte Connor, »hatte ich eigentlich gehofft, Sie würden etwas in Washington

für mich finden. Sie wissen doch bestimmt, daß meine Frau die Leiterin des Immatrikulationsbüros an der Georgetown University ist. Es durfte nahezu unmöglich sein, daß sie eine ähnliche Aufgabe in... Ohio findet.«

Ein langes Schweigen folgte.

»Ich würde Ihnen ja gern entgegenkommen«, sagte Dexter schließlich in unverändert sachlichen Tonfall. »Aber in Langley gibt es in absehbarer Zeit nichts Passendes für Sie. Wenn Sie den Posten in Cleveland übernehmen, wäre es vielleicht möglich, Sie in zwei Jahren hier unterzubringen.«

Connor starnte über den Tisch auf die Frau, die seit sechzehn Jahren seine Chefin war. Ihm war schmerhaft bewußt, daß sie ihn jetzt abservierte wie bereits viele Kollegen vor ihm. Aber warum? Er hatte ihre Befehle doch stets buchstabengetreu ausgeführt. Er blickte auf die Akte. Hatte der Präsident gefordert, daß jemand geopfert werden solle, nachdem er peinlichst über die Aktion der CIA in Kolumbien befragt worden war? Sollte Cleveland seine Belohnung für die vielen Jahre im Staatsdienst sein?

»Gibt es eine Alternative?« fragte er.

Die Direktorin antwortete prompt. »Sie können vorzeitig in den Ruhestand gehen.« Ihr Tonfall hätte nicht anders sein können, wenn sie vorgeschlagen hätte, den sechzigjährigen Hausmeister ihres Apartmentblocks durch einen jüngeren zu ersetzen.

Connor konnte nicht glauben, was er hörte. Er hatte der Gesellschaft fast sein Leben lang gedient und, wie viele seiner Kollegen, oft Kopf und Kragen für die Interessen des Landes riskiert.

Helen Dexter erhob sich. »Geben Sie mir Bescheid, wenn Sie sich entschieden haben.« Ohne ein weiteres Wort verließ sie das Zimmer.

Connor blieb reglos an seinem Schreibtisch sitzen und versuchte, sich die Folgen von Dexters Worten auszumalen. Er erinnerte sich an ein fast identisches Gespräch, von dem Chris Jackson ihm vor acht Monaten erzählt hatte. Ihm war ein Posten in Milwaukee angeboten worden. »Das könnte mir nie passieren«, hatte er damals zu Chris gesagt. »Schließlich bin ich Mannschaftsspieler, und

niemand würde annehmen, daß ich scharf auf ihren Posten bin.« Doch Connor hatte sich einer wesentlich schlimmeren Sünde schuldig gemacht. Indem er Dexters Befehle ausführte, war er unbewußt der Grund ihres möglichen Sturzes geworden. Wenn er nicht mehr in der Nähe war, wo er sie in Verlegenheit bringen konnte, würde sie vielleicht wieder auf die Füße kommen. Er fragte sich, wie viele andere gute Offiziere im Lauf der Jahre auf dem Altar ihres Egos geopfert worden waren.

Joan unterbrach Connors Gedankengang, als sie sein Büro betrat. Er brauchte ihr gar nicht erst zu sagen, wie schlimm das Treffen verlaufen war.

»Kann ich irgend etwas für Sie tun?« fragte sie leise.

»Nein, danke, Joan.« Nach kurzem Schweigen fügte er hinzu: »Sie wissen ja, daß ich bald aus dem Außendienst ausscheiden werde.«

»Am ersten Januar. Aber angesichts Ihrer Personalakte wird die Gesellschaft Ihnen gewiß einen großen Schreibtisch anbieten, zur Abwechslung endlich zivilierte Arbeitsstunden und vielleicht obendrein noch eine langbeinige Sekretärin.«

»Es sieht nicht so aus«, antwortete Connor. »Die Direktorin hatte nur einen Posten für mich in Aussicht: die Leitung unserer Filiale in Cleveland. Und von einer langbeinigen Sekretärin war erst recht keine Rede.«

»Cleveland?« echte Joan ungläubig.

Connor nickte.

»Dieses Miststück!«

Connor starre seine langjährige Sekretärin erstaunt an. Mit einer solchen Bezeichnung hatte sie in den neunzehn Jahren, die er Joan nun schon kannte, noch nie jemanden bedacht, geschweige denn ihre Direktorin.

Joan blickte Connor in die Augen und fragte: »Was werden Sie Maggie sagen?«

»Ich weiß noch nicht. Aber da ich sie seit achtundzwanzig Jahren getäuscht habe, wird mir wohl auch diesmal etwas einfallen.«

Als Chris Jackson die Tür öffnete, läutete eine Glocke, um den Geschäftsinhaber darauf aufmerksam zu machen, daß jemand den Laden betreten hatte.

In Bogota gibt es mehr als hundert Pfandleihen; der Großteil befindet sich im Bezirk San Victoria. Seit Beginn seiner Karriere als junger Geheimagent war Jackson nicht mehr so viel durch die Gegend gelaufen. Er fragte sich bereits, ob sein alter Freund, der Polizeichef, ihn an der Nase herumgeführt hatte. Trotzdem suchte er weiter, weil er sich sagte, daß der Gute wohl kaum etwas tun würde, das zukünftige prall gefüllte Umschläge gefährdete.

Escobar blickte hinter seiner Abendzeitung auf. Der alte Mann war stolz darauf, daß er fast immer sagen konnte, ob es sich um einen Verkäufer oder Käufer handelte, noch ehe der Kunde den Verkaufstisch erreichte. Ihr Gesichtsausdruck, der Schnitt ihrer Kleidung, ja die Art, wie sie auf ihn zukamen, verrieten es ihm. Nach einem Blick auf diesen Herrn war Escobar froh, daß er den Laden noch nicht früher geschlossen hatte, wie eigentlich beabsichtigt.

»Guten Abend, Señor.« Escobar erhob sich von seinem Hocker. Wenn er jemanden für einen Käufer hielt, fügte er immer ein »Señor« hinzu. »Womit kann ich Ihnen dienen?«

»Das Gewehr im Schaufenster...«

»Ah, ja, ich sehe, daß Sie ein Kenner sind. Es ist wahrhaftig ein Stück für einen Liebhaber schöner Waffen.« Escobar hob die Klappe des Ladentischs und ging zum Schaufenster, nahm den Koffer von seinem Tischchen und legte ihn auf den Tresen, damit sein Kunde den Inhalt näher betrachten konnte.

Jackson genügte ein flüchtiger Blick auf die handgearbeiteten Gewehrteile, um deren Herkunft zu erkennen. Es überraschte ihn nicht, daß eine Patronenhülse leer war.

»Was kostet das Ganze?«

»Zehntausend Dollar«, antwortete Escobar, der den amerikanischen Akzent sofort erkannt hatte. »Für weniger kann ich es nicht hergeben. Es gibt sehr viele Sammler, die sich für diese Waffe interessieren.«

Nachdem Jackson bereits drei Tage in der feuchtheißen Stadt herumgelaufen war, hatte er keine Lust zu feilschen. Aber so viel Bargeld trug er nicht bei sich, und er konnte ja schlecht einen Scheck ausstellen oder eine Kreditkarte vorlegen.

»Wäre es Ihnen recht, wenn ich jetzt eine Anzahlung leiste und den Rest gleich morgen früh bezahle?«

»Selbstverständlich, Señor«, antwortete Escobar. »Für dieses besondere Stück benötige ich allerdings eine Sicherheit von zehn Prozent der Kaufsumme.«

Jackson nickte und zog seine Geldbörse aus einer Innentasche. Er nahm mehrere Scheine heraus und schob sie über den Ladentisch.

Escobar zahlte bedächtig die zehn Hundertdollarscheine; dann legte er sie in die Ladenkasse und stellte eine Quittung aus.

Jackson blickte in den offenen Koffer hinein. Er lächelte, nahm die leere Patronenhülse heraus und steckte sie in die Hosentasche.

Der alte Mann blinzelte verwirrt – nicht wegen Jacksons Verhalten, sondern weil er hätte schwören können, daß alle zwölf Patronen voll gewesen waren, als er den Koffer angenommen hatte.

»Ich würde alles Nötige packen und schon morgen zu dir kommen«, sagte Tara, »wenn meine Eltern nicht wären.«

»Ich bin sicher, sie würden es verstehen«, entgegnete Stuart.

»Vielleicht«, erwiderte Tara, »aber ich hätte ein schlechtes Gewissen. Mein Vater hat über die Jahre hinweg sehr viele Opfer gebracht, damit ich meinen Doktor machen kann. Ganz zu schweigen von meiner Mutter. Sie würde wahrscheinlich einen Herzinfarkt kriegen.«

»Aber du hast doch gesagt, du würdest deinen Doktorvater fragen, ob er was dagegen hat, wenn du deine Dissertation in Sydney fertigstellst.«

»Nicht er ist das Problem, sondern der Rektor.«

»Der Rektor?«

»Als mein Doktorvater gestern mit ihm darüber sprach, hat er

es strikt abgelehnt.« Längeres Schweigen setzte ein, bis Tara schließlich fragte: »Bist du noch da, Stuart?«

»Natürlich.« Ein Seufzer folgte, der einem shakespeareschen Liebenden zur Ehre gereicht hätte.

»Es sind ja nur noch acht Monate«, erinnerte ihn Tara. »Ich weiß sogar genau, wie viele Tage das sind. Und vergiß nicht, über Weihnachten bist du ja hier.«

»Ich freue mich darauf. Ich hoffe nur, daß deine Eltern mich nicht als unerwünschten Eindringling betrachten. Schließlich haben sie dich lange nicht gesehen.«

»Wo denkst du hin! Sie haben sich ehrlich gefreut, als ich ihnen erzählte, daß du Weihnachten mit uns feiern wirst. Du weißt, daß Mom dich sehr mag, und du bist mein erster Verehrer, der Dad gefallen hat.«

»Er ist ein erstaunlicher Mann.«

»Wie meinst du das?«

»Das weißt du ganz genau.«

»Ich glaube, ich leg' jetzt lieber auf, sonst wird Dad eine Gehaltserhöhung brauchen, nur um sich meine Telefonrechnung leisten zu können. Übrigens, das nächste Mal bist du wieder dran.«

Stuart tat, als wäre ihm nicht aufgefallen, wie abrupt Tara das Thema gewechselt hatte.

»Ich habe mich immer noch nicht ganz daran gewöhnt«, fuhr sie fort, »daß du noch arbeitest, während ich tief schlafe.«

»Ich wüßte eine Möglichkeit, das zu ändern«, entgegnete Stuart.

Beim Öffnen der Tür schrillte die Alarmglocke, und eine Uhr im äußeren Büro schlug zwei, als er den Perlenvorhang zur Seite schob und den Laden betrat. Er blickte auf das Tischchen im Schaufenster hinunter. Der Gewehrkoffer lag nicht mehr darauf.

Er brauchte mehrere Minuten, bis er ihn unter dem Ladentisch versteckt fand.

Sorgfältig begutachtete er den Inhalt und stellte fest, daß eine Patrone fehlte. Dann klemmte er sich den Koffer unter den Arm und verließ das Haus so schnell, wie er es betreten hatte. Nicht daß

er befürchtete, geschnappt zu werden: Der Polizeichef hatte ihm versichert, daß der Einbruch frühestens nach dreißig Minuten gemeldet wurde. Ein Blick auf die Uhr im Büro verriet ihm, daß es zwölf Minuten nach zwei war.

Man konnte den Polizeichef schwerlich dafür verantwortlich machen, daß sein alter Freund nicht genug Bargeld bei sich hatte, um das Gewehr zu kaufen. Ganz abgesehen davon, war er gar nicht traurig darüber, für eine bestimmte Information gleich zweimal bezahlt zu werden, besonders in amerikanischen Dollar.

Sie schenkte ihm eine zweite Tasse Kaffee ein.

»Weißt du, Maggie, ich denke darüber nach, ob ich bei der Gesellschaft kündigen und mir eine andere Stelle suchen soll, bei der ich nicht so viel in der Weltgeschichte herumreisen muß.« Er blickte über den Küchentisch und wartete auf die Reaktion seiner Frau. Maggie stellte die Kaffeekanne auf die Warmhalteplatte und nahm einen Schluck aus der Tasse, ehe sie fragte: »Warum jetzt?«

»Die Direktorin hat mir gesagt, ich würde aus der Entführungs- und Erpressungsabteilung abgezogen und durch einen Jüngeren ersetzt. Das ist bei der Gesellschaft so üblich, wenn jemand mein Alter erreicht hat.«

»Aber für jemanden mit deiner Erfahrung muß es in der Gesellschaft doch genug andere Stellen geben.«

»Die Direktorin hat mir die Leitung unserer Außenstelle in Cleveland angeboten.«

»Cleveland?« Maggie schüttelte ungläubig den Kopf. Sie schwieg kurz, ehe sie leise fragte: »Warum ist die Direktorin plötzlich so versessen darauf, dich loszuwerden?«

»Oh, ganz so schlimm ist es auch wieder nicht. Wenn ich ihr Angebot ablehne, stehen mir immer noch sämtliche Ruhestandsvergünstigungen zu.« Connor machte gar nicht erst den Versuch, ihre Frage zu beantworten. »Joan hat mir jedenfalls versichert, daß es mehrere große Versicherungsgesellschaften in Washington gibt, die einen Mann mit meiner Erfahrung nur zu gern einstellen würden.«

»Aber nicht die, für die du derzeit arbeitest.« Maggie schaute ihren Mann immer noch fest an. Connor wich ihrem Blick nicht aus, doch im Moment fiel ihm keine glaubwürdige Antwort ein. Diesmal währte das Schweigen ein wenig länger.

»Findest du nicht, daß es jetzt an der Zeit ist, mich in die volle Wahrheit einzuweihen?« sagte Maggie. »Oder erwartest du, daß ich dir weiterhin jedes Wort glaube wie eine brave Ehefrau, die ihren Mann als Herrn und Gebieter betrachtet?«

Connor senkte den Kopf und schwieg.

»Du hast mir nie verheimlicht, daß die Maryland Insurance nur ein Tarnname für die CIA ist. Und ich habe dich nie bedrängt, mir Näheres zu erzählen. Aber in letzter Zeit haben gut getarnte Reisen deutliche Spuren hinterlassen.«

»Ich fürchte, ich verstehe nicht«, entgegnete Connor lahm.

»Als ich deinen Anzug von der Reinigung abholte, hat man das hier in einer Tasche gefunden.« Maggie legte eine kleine Münze auf den Tisch. »Ich habe erfahren, daß diese Münzen nur in Kolumbien benutzt werden.«

Connor starnte auf das Zehnpesostück, das für ein Ortsgespräch in Bogota genügte.

»Viele Frauen würden sofort gewisse Schlüsse ziehen, Connor Fitzgerald«, fuhr Maggie fort. »Aber vergiß nicht, ich kenne dich seit über dreißig Jahren und weiß genau, daß du zu dieser Art von Täuschung nicht fähig wärst.«

»Du mußt mir glauben, Maggie...«

»Ich weiß, Connor. Und ich habe immer akzeptiert, daß es einen guten Grund geben muß, weshalb du in all diesen Jahren nicht ganz ehrlich zu mir warst.« Sie beugte sich über den Tisch, nahm die Hand ihres Mannes und sagte: »Aber wenn du jetzt abserviert werden sollst, ohne daß es einen offensichtlichen Grund dafür gibt... meinst du nicht auch, daß ich ein Recht darauf habe, genau zu erfahren, was du während der vergangenen achtundzwanzig Jahre getan hast?«

Jackson bat den Taxifahrer, vor der Pfandleihe auf ihn zu warten – er würde nur wenige Minuten brauchen – und ihn dann zum Flughafen zu bringen.

Als er den Laden betrat, eilte Escobar vom äußersten Büro herbei. Er wirkte sehr aufgereggt. Kaum erkannte er den Kunden, senkte er den Kopf und öffnete wortlos die Registrierkasse. Stockend nahm er zehn Hundertdollarscheine heraus und reichte sie dem Kunden über den Ladentisch.

»Ich muß mich entschuldigen, Sir«, er blickte zu dem hochgewachsenen Amerikaner auf, »aber ich fürchte, der Koffer wurde in der Nacht gestohlen.«

Jackson schwieg.

»Merkwürdig ist nur«, fuhr Escobar fort, »daß der Dieb nicht versucht hat, die Kasse aufzubrechen.«

Jackson sagte immer noch nichts. Und Escobar hatte den Eindruck, daß sein Kunde gar nicht sonderlich überrascht gewesen war, nachdem er die Pfandleihe verlassen hatte.

Während das Taxi zum Flughafen fuhr, holte Jackson die leere Patronenhülse aus seiner Jackentasche. Er wurde zwar nicht beweisen können, wer den Schuß abgefeuert hatte, doch nun gab es für ihn keine Zweifel mehr, wer hinter dem Befehl zur Ermordung von Ricardo Guzman stand.

Der Hubschrauber landete weich auf einer Grünanlage beim Reflecting Pool zwischen dem Washington Monument und dem Lincoln Memorial. Als die Rotoren sich langsamer drehten, klappte eine kurze Treppe auf. Die Tür des *Nighthawk* schwang auf, und Präsident Herrera zeigte sich in voller Paradeuniform, was ihn unwillkürlich wie einen kleinen Schauspieler in einem billigen Film erscheinen ließ. Er stand stramm und erwiderte den zackigen militärischen Gruß der Marineinfanteristen; dann schritt er das kurze Stück zu seiner wartenden, gepanzerten Cadillac-Limousine. Als die Autokolonne über die Seventeenth Street fuhr, flatterten von jedem Mast die Flaggen Kolumbiens, der USA und des District of Columbia.

Tom Lawrence, Larry Harrington und Andy Lloyd warteten am Südportikus des Weißen Hauses auf ihn. Je phantasievoller die Uniform, je farbenprächtiger die Schärpe, je zahlreicher die Orden, desto unbedeutender das Land, dachte Lawrence, als er nach vorn trat, um seinen Besucher zu begrüßen.

»Antonio, mein teurer alter Freund«, sagte er, als Herrera ihn beinahe besitzergreifend umarmte, obwohl sie einander erst ein einziges Mal begegnet waren. Nachdem Herrera seinen Gastgeber endlich losgelassen hatte, stellte Lawrence ihm Harrington und Lloyd vor. Kameras blitzten und Videobänder surrten. Die Gruppe begab sich ins Haus. In dem langen Korridor unter dem lebensgroßen Porträt George Washingtons wurden weitere Aufnahmen gemacht.

Anschließend bat der Präsident seinen Gast ins Oval Office. Bei kolumbianischem Kaffee tauschten sie im Blitzlichtgewitter der Fotografen Belanglosigkeiten aus. Erst als die Pressemeute und sämtliche Zaungäste endlich verschwunden waren, schnitt der Außenminister das heikle Thema der gegenwärtigen Beziehungen zwischen beiden Staaten an. Lawrence war froh, daß Larry ihn am Morgen so gründlich mit der Materie vertraut gemacht hatte. Das ermöglichte ihm nun, versiert über Auslieferungsabkommen, die

diesjährige Kaffee-Ernte, das Drogenproblem, ja sogar über die neue Metro zu reden, die als Teil eines Dritte-Welt-Hilfsprogramms von einer US-amerikanischen Firma in Bogota errichtet wurde.

Während der Außenminister die Diskussion ausweitete, um die Ruckzahlung zumindest der fälligen Zinsen kolumbianischer Dolaranleihen und die Disparität von Export und Import zwischen den beiden Staaten zur Sprache zu bringen, schweiften Lawrence' Gedanken zu den Problemen, mit denen er sich am Nachmittag noch würde beschäftigen müssen.

Der Entwurf des Abrüstungsgesetzes war im Capitol versandet; Andy hatte den Präsidenten bereits vorgewarnt, daß hier noch einige Überzeugungsarbeit zu leisten sei. Wahrscheinlich würde er mit mehreren Abgeordneten persönlich reden müssen, um überhaupt eine Chance zu haben, dieses Gesetz durchzupauken. Natürlich wußte der Präsident, daß diese rituellen Besuche im Weißen Haus für gewöhnlich nur Egotrips waren, damit die Abgeordneten in ihre Wahlbezirke zurückkehren und den Wählern versichern konnten, was für eine enge Beziehung sie zum Präsidenten hatten, falls sie Demokraten waren, oder wie dringend der Präsident auf ihre Unterstützung angewiesen sei, um irgendein Gesetz durchzubekommen, falls es sich um Republikaner handelte. Lawrence war klar, daß es in den nächsten Wochen sehr viele kurzfristige Treffen geben würde, da die Präsidentschaftsvorwahlen schon in knapp einem Jahr stattfanden.

Aus seinen Gedanken gerissen, fuhr er abrupt zusammen, als Herrera sagte: »... und das habe ich vor allem Ihnen zu verdanken, Mr. President.« Ein strahlendes Lächeln breitete sich auf dem Gesicht des kolumbianischen Staatsführers aus, während die drei mächtigsten Männer der USA ihn verblüfft anstarnten.

»Waren Sie so nett, Antonio, das zu wiederholen?« bat der Präsident, denn er war nicht sicher, ob er in seiner Gedankenversunkenheit die Worte seines Besuchers auch wirklich richtig gehört hatte.

»Da wir uns im abhörsicheren Oval Office befinden, Tom,

möchte ich noch einmal betonen, wie dankbar ich Ihnen bin, daß Sie bei unserer Wahl so viel für mich persönlich getan haben.«

»Wie lange arbeiten Sie schon für die Maryland Insurance, Mr. Fitzgerald?« fragte der Direktor. Es war seine erste Frage in diesem Einstellungsgespräch, das bereits über eine Stunde währte.

»Im Mai sind es achtundzwanzig Jahre, Mr. Thompson.« Connor blickte den Mann, der in der Mitte des langen Tisches ihm gegenüber saß, fest an.

»Ihre Personalakte ist sehr beeindruckend«, meinte die Frau, die rechts vom Direktor saß. »Und Ihre Referenzen sind einwandfrei. Deshalb stellt sich die Frage, weshalb Sie Ihre derzeitige Stelle aufgeben wollen. Und was noch erstaunlicher ist – weshalb die Maryland Insurance offenbar bereit ist, Sie gehen zu lassen.«

Connor hatte beim gestrigen Dinner mit Maggie überlegt, was er auf diese Frage antworten sollte. »Sag ihnen ganz einfach die Wahrheit«, hatte Maggie ihm geraten. »Versuch gar nicht erst, ihnen etwas vorzumachen. Das hast du noch nie gut gekonnt.« Mit keinem anderen Ratschlag hatte Connor gerechnet.

»Meine einzige unmittelbare Chance auf eine Beförderung hätte einen Umzug nach Cleveland erforderlich gemacht«, antwortete er. »Und ich finde, daß ich es meiner Frau nicht zumuten kann, ihre Stelle an der Georgetown University aufzugeben. Es wäre sehr schwierig für sie, in Ohio eine ähnliche Position zu finden.«

Der dritte Angehörige des Einstellungsausschusses nickte. Maggie hatte Connor darauf aufmerksam gemacht, daß ein Mitglied des Ausschusses einen Sohn hatte, der im letzten Semester in Georgetown studierte.

»Damit dürfte wohl alles geklärt sein«, meinte der Direktor. »Ich möchte Ihnen nur noch danken, daß Sie heute nachmittag zu uns gekommen sind, Mr. Fitzgerald.«

»Es war mir eine Ehre.« Connor stand auf, um zu gehen.

Zu seiner Überraschung erhob sich der Direktor hinter dem langen Tisch und kam zu ihm. »Ich würde Sie und Ihre Gattin gern einladen, nächste Woche mit uns zu Abend zu essen.«

»Sehr gern, Sir«, versicherte ihm Connor.

»Sagen Sie Ben zu mir«, erwiderte der Direktor. »Niemand bei der Washington Provident nennt mich ›Sir‹, schon gar nicht meine leitenden Angestellten.« Er lächelte und schüttelte Connor herzlich die Hand. »Ich werde meine Sekretärin anweisen, Sie morgen im Büro anzurufen, um sich zu erkundigen, wann es Ihnen und Ihrer Frau am besten paßt. Ich freue mich, Ihre Gattin kennenzulernen – Maggie, nicht wahr?«

»Ja, Sir«, antwortete Connor und hielt kurz inne. »Und ich freue mich, Mrs. Thompson kennenzulernen, Ben.«

Der Stabschef des Weißen Hauses hob den Hörer des roten Telefons ab. Er erkannte die Stimme des Anrufers nicht sofort.

»Ich habe einige Informationen, die Sie vielleicht für nützlich halten werden. Tut mir leid, daß ich so lange gebraucht habe.«

Lloyd griff rasch nach einem gelben Notizblock und nahm die Hülse eines Filzschreibers ab. Er brauchte keine Knöpfe zu drücken, denn jedes Gespräch, das über dieses Telefon lief, wurde automatisch aufgezeichnet.

»Ich bin soeben von Bogota zurückgekommen, wo ich zehn Tage nach der Nadel im Heuhaufen gesucht habe. Aber irgend jemand hatte bereits dafür gesorgt, daß man mir die Türen nicht nur vor der Nase zuschlug, sondern sie auch noch verriegelte und zuschloß.«

»Dann muß die Dexter herausgefunden haben, was Sie vorhatten«, vermutete Lloyd.

»Ja. Schon wenige Minuten nachdem ich mich mit dem dortigen Polizeichef unterhalten habe, nehme ich an.«

»Heißt das, die Dexter weiß jetzt auch, für wen Sie arbeiten?«

»Nein, da war ich sehr vorsichtig. Deshalb hat es ja so lange gedauert, bis ich mich bei Ihnen gemeldet habe. Aber ich kann Ihnen jetzt versichern, ich habe einen von Dexters jungen Grünschnäbeln so herumgehetzt und in die Irre geführt, daß sie nie dahinterkommt, in wessen Auftrag ich arbeite. Unser Kulturattaché in Bogota überprüft zur Zeit jeden bekannten Drogenbaron, jeden

kleinen Beamten im Rauschgiftdezernat und fast alle Angehörigen der örtlichen Polizei. Sein Bericht wird so umfangreich, daß man einen Monat brauchen dürfte, ihn nur durchzulesen, geschweige denn zu ergründen, was ich da unten getan habe.«

»Sind Sie auf irgend etwas gestoßen, das wir Dexter anhängen können?«

»Nichts, das sie nicht mit ihrem üblichen Hokuspokus wegerklären könnte. Aber sämtliche Indizien deuten darauf hin, daß die CIA hinter dem Attentat steckt.«

»Das wissen wir bereits«, entgegnete Lloyd. »Aber das Problem des Präsidenten sieht anders aus. Die Glaubwürdigkeit unseres Informanten ist zwar über alle Zweifel erhaben, aber er könnte nie vor Gericht aussagen, weil er derjenige ist, der vom Attentat profitierte. Können Sie jemand anderes vorschlagen?«

»Nur den Polizeichef von Bogota. Aber dessen Glaubwürdigkeit ist mehr als zweifelhaft. Würde er vor Gericht geladen, könnte man nie sicher sein, welche Seite er gerade zu unterstützen gedankt.«

»Wie können Sie dann so sicher sein, daß die CIA hinter der Sache gesteckt hat?«

»Ich habe das Gewehr gesehen, mit dem Guzman erschossen wurde. Es war zweifellos die Tatwaffe. Ich hatte sogar die leere Patronenhülse des Projektils in der Hand, das ihn ins Jenseits befördert hat. Außerdem bin ich ziemlich sicher, daß ich den Besitzer des Gewehrs kenne. Er ist einer der Besten im Geschäft und steht unter Vertrag, für eine geringe Zahl von NOCs zu arbeiten.«

»NOCs?«

»Nichtoffizielle Cover-Agenten – Leute, die keiner Regierungsstelle angeschlossen sind. Wenn bei ihren Aufträgen etwas schief geht, kann die CIA abstreiten, irgendwas damit zu tun zu haben.«

»Also steht der Attentäter auf der Gehaltsliste der CIA«, konstatierte Lloyd.

»Hat ganz den Anschein. Es sei denn, es ist der Mann, den Dexter vor ein paar Tagen in Pension geschickt hat.«

»Dann wäre er jetzt genau der Richtige für unsere Gehaltsliste.«

Nach einem längeren Schweigen sagte Jackson: »So mag man es ja im Weißen Haus machen, Mr. Lloyd, aber dieser Mann würde keinen ehemaligen Arbeitgeber verraten, für keine noch so hohe Bestechungssumme. Auch durch Drohungen ist er nicht einzuschüchtern. Sie brächten nicht mal ein verräterisches Wort aus ihm heraus, wenn Sie ihm die Pistole auf die Brust setzen würden.«

»Wie können Sie so sicher sein?«

»Er hat in Vietnam unter meinem Befehl gedient, und nicht einmal der Vietcong konnte ihn zum Reden bringen. Falls es Sie interessiert: Ohne diesen Mann wäre ich nicht mehr am Leben. Wie dem auch sei – Dexter wird ihm weisgemacht haben, daß ihre Befehle direkt aus dem Weißen Haus kamen.«

»Wir könnten ihm erklären, daß Dexter gelogen hat«, meinte Lloyd.

»Das würde nur sein Leben in Gefahr bringen. Nein, ich muß Dexters Einmischung beweisen können, ohne daß der Mann herausfindet, was wir vorhaben. Aber das wird verdammt nicht leicht sein.«

»Wie wollen Sie es dann machen?«

»Indem ich zur Party anlässlich seiner Pensionierung gehe.«

»Ist das Ihr Ernst?«

»Ja, denn dort wird eine Person sein, die den Mann sogar noch mehr liebt als ihr Vaterland. Und vielleicht ist sie ja bereit zu reden. Ich lass' wieder von mir hören.«

Der Anrufer legte auf.

Als Nick Gutenburg, der Stellvertretende Direktor der CIA, das Wohnzimmer der Fitzgeralds betrat, sah er als ersten seinen Vorgänger Chris Jackson in ein Gespräch mit Joan Bennett vertieft. Erzählte er ihr, für wen er in Bogota gearbeitet hatte? Nur zu gern hätte Gutenburg die zwei belauscht, aber zuerst mußte er sein Gastgeberehepaar begrüßen.

»Ich werde noch neun Monate bei der Gesellschaft bleiben«, sagte Joan soeben, »dann steht mir meine volle Pension zu. Da-

nach, hoffe ich, kann ich weiterhin für Connor arbeiten, wenn er seine neue Stelle angetreten hat.«

»Ich habe eben erst davon erfahren.« Jackson nickte. »Scheint ideal zu sein. Nach dem, was Maggie mir erzählt hat, wird Connor nicht mehr so viel herumreisen müssen.«

»Stimmt, aber es ist noch nicht offiziell«, warnte Joan. »Und Sie wissen ja, was Connor von ungelegten Eiern hält. Aber wir können davon ausgehen, daß er die Stelle bekommen hat. Immerhin hat Thompson, der Direktor der Washington Provident, Connor und Maggie für morgen abend zum Dinner eingeladen. Es sei denn, Thompson hat bloß zwei Bridge-Spieler für den Abend gesucht.«

»Ich freue mich, daß Sie gekommen sind, Nick«, sagte Connor herzlich und reichte dem Stellvertretenden CIA-Chef ein Glas Mineralwasser. Niemand hatte ihn daran erinnern müssen, daß Gutenberg nie einen Tropfen Alkohol anrührte.

»Hätte es mir um keinen Preis der Welt entgehen lassen, Connor«, erwiderte Gutenberg.

Connor drehte sich seiner Frau zu. »Maggie, das ist Nick Gutenberg, ein Kollege. Er arbeitet in...«

»Der Schadensabteilung«, warf Gutenberg rasch ein. »Wir von der Maryland Insurance werden Ihren Mann alle sehr vermissen, Mrs. Fitzgerald.«

»Oh, ich bin sicher, Ihre Wege werden sich wieder kreuzen«, erwiderte Maggie, »jetzt, wo Connor eine andere Stelle in der gleichen Branche annimmt.«

»Es ist noch nicht offiziell«, warf Connor ein, »aber wenn ich den Job antrete, werden Sie der erste sein, der es erfährt.«

Gutenburgs Blick schweifte wieder zu Jackson. Als dieser Joan Bennett lächelnd zunickte und sich zu anderen Gästen begab, ging Gutenberg zu Joan hinüber.

»Ich habe mich sehr gefreut, als ich hörte, daß Sie bei uns bleiben werden, Joan«, begann er sein Gespräch. »Ich dachte, Sie würden vielleicht mit Connor gehen.«

»Nein, ich bleibe bei der Firma«, entgegnete Joan, die keine Ahnung hatte, wieviel der Stellvertretende Direktor wußte.

»Ich dachte nur, da Connor in der gleichen Branche weitermacht...«

Du willst mir ja bloß die Würmer aus der Nase ziehen, dachte Joan respektlos. »Tut mir leid, aber davon weiß ich nichts.«

»Mit wem unterhält Chris Jackson sich denn da?« fragte Gutenberg.

Joan blickte durchs Zimmer. Sie hatte gern behauptet, die beiden nicht zu kennen, aber damit würde sie sich nur eine Blöße geben. »Der Mann ist Father Graham. Er ist Geistlicher, ein alter Freund der Fitzgeralds. Und das hübsche Mädchen ist Tara, Connors Tochter.«

»Was macht sie beruflich?« erkundigte sich Gutenberg.

»Sie schreibt ihre Doktorarbeit in Stanford.«

Gutenberg erkannte, daß er nur seine Zeit vergeudete, denn Wichtiges würde er von Connors Sekretärin nicht erfahren. Schließlich hatte sie fast zwanzig Jahre für ihn gearbeitet; da gab es wenig Zweifel, wem ihre Loyalität galt – obwohl in ihrer Personalakte nichts darauf hindeutete, daß sie mehr als nur eine berufliche Beziehung zu Connor unterhielt. Und wenn er sich Miss Bennett so anschaut, hielt er es für durchaus möglich, daß sie die letzte fünfundvierzigjährige Jungfrau war, die es in ganz Washington noch gab. Als Connors Tochter zum Tisch mit den Drinks ging, um sich nachzuschenken, verließ Gutenberg Joan ohne ein weiteres Wort.

»Ich bin Nick Gutenberg«, stellte er sich ihr vor und reichte ihr die Hand. »Ein Kollege Ihres Vaters.«

»Ich bin Tara«, sagte sie. »Arbeiten Sie in der Zentrale in der Stadt?«

»Nein, ich habe mein Büro am Stadtrand. Sind Sie noch an der Westküste und schreiben an Ihrer Doktorarbeit?«

»Ja«, antwortete Tara, sichtlich ein wenig überrascht. »Was ist mit Ihnen? Welcher Abteilung der Gesellschaft gehören Sie an?«

»Schadensregulierung. Ziemlich langweilig, verglichen mit der Arbeit Ihres Vaters. Aber jemand muß ja zu Hause bleiben und den Papierkram erledigen.« Er rang sich ein leises Lachen ab.

»Ach, übrigens, ich habe mich sehr gefreut, von dem neuen Posten Ihres Vaters zu hören.«

»Mom freute sich vor allem darüber, daß eine so renommierte Firma sich ihn so schnell geschnappt hat. Allerdings ist es noch nicht offiziell.«

»Wird er von Washington aus arbeiten?« fragte Gutenberg und nippte an seinem Mineralwasser.

»Ja. Das Firmengebäude ist nur ein paar Querstraßen von seinem alten Büro entfernt...« Tara verstummte plötzlich und drehte sich um, als Chris Jackson auf den Tisch kloppte, um die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken.

»Entschuldigen Sie mich«, wisperte Tara. »Das ist mein Einsatz, meine Pflichten als Tochter der Gastgeber wiederaufzunehmen.« Sie ging rasch davon, und Gutenberg wandte sich seinem Vorgänger in Langley zu, um zu hören, was der zu sagen hatte.

»Meine Damen und Herren«, begann Chris. Er wartete, bis alle still waren, ehe er fortfuhr: »Es ist mir eine Ehre, einen Toast auf zwei meiner ältesten Freunde auszubringen, Connor und Maggie. Im Lauf der Jahre hat Connor sich als der Mann erwiesen, der mich mit erstaunlicher Hartnäckigkeit von einem Schlamassel in den anderen gebracht hat.«

Die Gäste lachten. Jemand rief: »Wie wahr, wie wahr!« und jemand anderes fügte hinzu: »Ich kenne das Problem.«

»Aber steckt man erst im Schlamassel, gibt es keinen Besseren als Connor, der einen wieder herauszieht.« Die Bemerkung wurde mit herzlichem Applaus quittiert. »Und jetzt erzähle ich Ihnen, wie ich ihn kennengelernt habe...«

Gutenberg spürte, wie sein kaum hörbarer Piepser sich meldete. Rasch nahm er ihn von seinem Gürtel ab. SOFORT ANRUFEN, las er. Er schaltete ihn aus und stahl sich aus dem Zimmer in die Diele, entdeckte das Telefon und benutzte es so selbstverständlich, als würde er sich in seinem eigenen Haus befinden. Er wählte eine Nummer, die in keinem Telefonbuch zu finden war. Am anderen Ende der Leitung hatte der Apparat nur einmal geläutet, als auch schon eine Stimme sagte: »Direktorin.«

»Ich habe Ihre Nachricht erhalten, spreche aber jetzt auf einem Privatanschluß, der nicht abhörsicher ist.« Er brauchte nicht zu sagen, wer er war.

»Was ich Ihnen mitzuteilen habe, wird in wenigen Stunden ohnehin die ganze Welt wissen.«

Gutenberg sagte nichts. Es wäre Zeitverschwendug.

»Jelzin hatte vor siebzehn Minuten einen tödlichen Herzanfall«, sagte Helen Dexter. »Melden Sie sich umgehend in meinem Büro, und sagen Sie für die nächsten achtundvierzig Stunden sämtliche Termine und Verpflichtungen ab.« Die Verbindung wurde unterbrochen. Anrufe auf einer nicht abhörsicheren Leitung zu Dexters Büro dauerten nie länger als fünfundvierzig Sekunden. Sie hatte eine Stoppuhr auf ihrem Schreibtisch.

Gutenberg legte auf und verließ das Haus, ohne sich von seinen Gastgebern zu verabschieden. Er war auf dem Weg zurück nach Langley bereits den Parkway hinuntergefahren, als Chris sein Glas hob und einen Toast ausbrachte: »Auf Connor und Maggie und was immer die Zukunft für sie bereithält.«

Alle Gäste hoben ihre Gläser. »Auf Connor und Maggie.«

»Ich kann Ihnen ganz genau sagen, woher ich meine Information habe. Vom Präsidenten Kolumbiens höchstpersönlich. Er hat sich vertraulich bei mir bedankt – für ›die Rolle, die ich bei seiner Wahl gespielt habe.«

»Das ist wohl kaum ein Beweis«, entgegnete Helen Dexter ohne die geringste Gefühlsregung.

»Stellen Sie mein Wort in Frage?« brauste der Präsident auf.

»Selbstverständlich nicht, Mr. President«, erwiderte Dexter ruhig. »Aber wenn Sie die CIA beschuldigen, Geheimoperationen ohne Ihr Wissen durchzuführen, kann ich nur hoffen, daß Sie dabei nicht nur von dem Wort eines südamerikanischen Politikers ausgehen.«

Der Präsident beugte sich vor. »Ich schlage vor, daß Sie sich die Aufzeichnung eines Gesprächs anhören, das vor kurzem hier in diesem Büro geführt wurde. Denn was Sie hören werden, klang in meinen Ohren wie die Wahrheit – und mit der Wahrheit hatten Sie in den letzten Jahren wenig zu tun, wie ich vermute.«

Die Direktorin blieb unbewegt, während Nick Gutenburg nervös auf seinem Stuhl ruckte. Der Präsident nickte Andy Lloyd zu, der daraufhin auf die Taste eines Audiorekorders drückte, der auf eine Ecke des riesigen Schreibtischs gestellt worden war.

»Hätten Sie die Freundlichkeit, das näher zu erläutern?«

»Gern, obwohl ich sicher bin, daß ich Ihnen damit nichts erzählen werde, was Sie nicht ohnehin schon wissen. Mein einziger ernst zu nehmender Rivale, Ricardo Guzman, wurde zwei Wochen vor der Wahl abgeschossen, im wahrsten Sinn des Wortes.«

»Sie wollen damit doch nicht andeuten...« Das war Lawrence' Stimme.

»Nun, wenn es nicht Ihre Leute waren... Meine waren es jedenfalls ganz sicher nicht«, warf Herrera ein, ehe der Präsident seinen Satz zu beenden vermochte.

Es setzte ein so langes Schweigen ein, daß Gutenburg sich schon fragte, ob das Gespräch beendet war, doch da weder Lawrence

noch Lloyd etwas Dahingehendes äußerten, nahm er an, daß es noch weiterging

»Haben Sie Beweise, daß die CIA etwas mit dem Attentat zu tun hat?« fragte Lloyd schließlich.

»Die Herkunft der tödlichen Kugel konnte zurückverfolgt werden. Sie wurde aus einem Gewehr abgeschossen, das an eine Pfandleihe verkauft wurde, bevor der Attentäter aus dem Land floh. Das Gewehr wurde später von einem Ihrer Agenten aus dem Pfandhaus geholt und als Diplomatengepäck in die Vereinigten Staaten geschickt.«

»Wie können Sie da so sicher sein?«

»Mein Polizeichef ist anscheinend viel offener zu mir als die CIA zu Ihnen.«

Andy Lloyd schaltete den Kassettenrekorder aus. Helen Dexter schaute auf. Die Augen des Präsidenten schienen sie durchbohren zu wollen.

»Nun?« fragte Lawrence. »Welche schlichte Erklärung haben Sie diesmal?«

»Aus diesem Gespräch geht rein gar nichts hervor, das die CIA mit dem Attentat auf Guzman in Verbindung bringt«, entgegnete Dexter gelassen. »Ich schließe daraus nur, daß Herrera versucht, die Person zu decken, die seine Befehle ausführte.«

»Ich nehme an, Sie meinen damit den >einsamen Attentäter, der nach dem Anschlag irgendwo in Südafrika verschwunden ist«, sagte der Präsident sarkastisch.

»In dem Moment, da er wieder auftaucht, finden wir ihn. Und dann werde ich Ihnen den gewünschten Beweis erbringen können, Mr. President.«

Lawrence blickte sie scharf an. »Ein Unschuldiger, der in irgendeiner dunklen Gasse in Johannesburg erschossen wurde, wird mir als Beweis nicht genügen.«

»Mir ebensowenig«, versicherte ihm Dexter. »Wenn ich Ihnen den Mann vorweise, der für den Anschlag verantwortlich war, wird es keinen Zweifel daran geben, für wen er gearbeitet hat.« Ihre Stimme klang schneidend.

»Falls Ihnen das nicht gelingt, könnte es leicht dazu kommen«, fuhr der Präsident fort, »daß diese Kassette«, er tippte mit der Fingerspitze auf den Rekorder, »ihren Weg zu einem bestimmten Reporter der Washington Post findet, der aus seiner Abneigung gegenüber der CIA keinen Hehl macht. Wie auch immer, Sie werden dann eine Menge unbequeme Fragen beantworten müssen.«

»Sollte es je dazu kommen, werden auch Sie die eine oder andere Frage beantworten müssen, Mr. President«, konterte Dexter, ohne mit der Wimper zu zucken.

Lawrence stand verärgert auf und starrte auf sie hinunter. »Ich verlange von Ihnen einen positiven Beweis für die Existenz Ihres vermißten Südafrikaners. Falls Sie diesen Beweis nicht innerhalb der nächsten achtundzwanzig Tage erbringen, erwarte ich Ihren und Mr. Gutenburgs Rücktritt. Und jetzt verlassen Sie mein Büro!«

Die Direktorin und ihr Stellvertreter verließen das Zimmer ohne ein weiteres Wort. Beide schwiegen, bis sie auf dem Rücksitz von Dexters Wagen Platz genommen hatten. Sobald sie die Grünanlage des Weißen Hauses hinter sich hatten, drückte die Direktorin auf einen Knopf der Armlehne, und ein getöntes Fenster aus Sicherheitsglas glitt hinter den Vordersitzen hoch. Der Fahrer, ein langjähriger Agent, sollte nicht hören, was seine Fahrgäste nun besprachen. »Konnten Sie herausfinden, bei welcher Gesellschaft Fitzgerald das Einstellungsgespräch geführt hat?«

»Ja«, antwortete Gutenburg.

»Dann werden Sie deren Direktor anrufen müssen.«

»Ich bin Nick Gutenburg, Stellvertretender Direktor der CIA. Vielleicht möchten Sie mich zurückrufen. Die Nummer unserer Telefonzentrale ist 7034281100. Wenn Sie dort Ihren Namen nennen, werden Sie sofort zu mir durchgestellt.« Er legte auf.

Gutenburg hatte im Lauf der Jahre die Erfahrung gewonnen, daß solche Anrufe stets beantwortet wurden, meist binnen einer Minute, was ihm fast ausnahmslos die Oberhand gab.

Er saß wartend an seinem Schreibtisch. Zwei Minuten vergin-

gen, aber er machte sich deshalb keine Gedanken. Gutenburg zweifelte nicht daran, daß gerade dieser Gentleman die Nummer überprüfen lassen würde. Und sobald er festgestellt hatte, daß es die Nummer der CIA-Zentrale war, würde Gutenberg sich sogar in einer noch stärkeren Position befinden.

Als das Telefon drei Minuten später schließlich klingelte, ließ Gutenberg es noch einige Male durchschellen, ehe er das Gespräch entgegennahm.

»Guten Morgen, Mr. Thompson«, sagte er, ohne zu warten, bis der Anrufer sich meldete. »Ich bin Ihnen sehr verbunden, daß Sie so rasch zurückrufen.«

»Das ist doch selbstverständlich, Mr. Gutenberg«, erwiderte der Direktor der Washington Provident.

»Es handelt sich leider um eine sehr heikle Sache, über die ich mit Ihnen sprechen muß, Mr. Thompson. Ich hätte diesen Anruf gar nicht getätigt, wäre die Angelegenheit nicht in Ihrem eigenen Interesse.«

»Ich bin Ihnen sehr dankbar«, erwiderte Thompson. »Was kann ich für Sie tun?«

»Sie haben kürzlich Einstellungsgespräche mit Bewerbern geführt, die als Chef Ihrer Abteilung für Entführungs- und Erpressungsfälle in Frage kommen. Eine Position, die höchste persönliche Integrität voraussetzt.«

»Selbstredend«, bestätigte Thompson. »Aber ich glaube, wir haben bereits genau den Richtigen für diesen Job gefunden.«

»Ich weiß natürlich nicht, wen Sie für die Stelle ausgewählt haben, doch ich möchte Ihnen nicht vorenthalten, daß wir derzeit einen der Bewerber unter die Lupe nehmen. Und sollte der Fall vor Gericht gebracht werden, würde es gewiß kein gutes Licht auf Ihre Gesellschaft werfen. Sollten Sie allerdings überzeugt davon sein, Mr. Thompson, den geeigneten Mann gefunden zu haben, wird die CIA ihm nicht im Weg stehen.«

»Einen Moment, Mr. Gutenberg. Wenn Sie etwas wissen, das ich Ihrer Meinung nach ebenfalls wissen sollte, wäre ich für diesbezügliche Informationen sehr dankbar.«

Gutenberg machte eine Pause, ehe er fortfuhr: »Darf ich Sie, ganz im Vertrauen, nach dem Namen des Bewerbers fragen, für den Sie sich entschieden haben?«

»Selbstverständlich. Ich habe nicht die geringsten Bedenken, was seinen Ruf, seine Referenzen oder seine Eignung betrifft. Wir sind gerade dabei, einen Vertrag mit einem Connor Fitzgerald abzuschließen.« Langes Schweigen setzte ein, bevor Thompson sich vergewisserte: »Sind Sie noch dran, Mr. Gutenberg?«

»Ja, Mr. Thompson. Könnten Sie sich vielleicht die Zeit nehmen, mich in Langley zu besuchen? Ich glaube, ich sollte Sie näher über die Ermittlung aufklären, die wir derzeit in einem Betrugsfall vornehmen. Vielleicht möchten Sie ja auch Einblick in einige geheime Unterlagen nehmen, die in unseren Besitz gelangt sind.«

Diesmal war es Thompson, der lange Zeit schwieg, ehe er sagte: »Es tut mir sehr leid, das zu hören. Ich glaube, damit erübrigt sich ein Besuch.« Leise fügte der Direktor hinzu: »Er schien ein so guter Mann zu sein.«

»Ich bedauere es ebenso sehr, daß ich diesen Anruf überhaupt tätigen mußte, Mr. Thompson. Aber es lag mir sehr am Herzen, Sie auf den Sachverhalt aufmerksam zu machen. Sie wären sicher entsetzt gewesen, hatten Sie die ganze traurige Angelegenheit auf der Titelseite der Washington Post gelesen.«

»Da muß ich Ihnen recht geben«, murmelte Thompson.

»Darf ich noch etwas hinzufügen?« sagte der Stellvertretende CIA-Chef. »Obgleich es von keiner Bedeutung für die Angelegenheit ist, die wir untersuchen. Aber seit meinem Amtsantritt bei der CIA bin ich bei der Washington Provident versichert.«

»Das freut mich zu hören, Mr. Gutenberg. Und ich möchte ausdrücklich betonen, wie sehr ich die CIA bewundere, daß sie ihren Aufgaben so pflichtgetreu nachkommt.«

»Und ich hoffe, daß wir Ihnen einen kleinen Gefallen tun können, Mr. Thompson. Auf Wiederhören.«

Gutenberg legte auf und drückte sofort auf die 1 des Telefons unmittelbar neben ihm.

»Ja?«

»Ich glaube nicht, daß die Washington Provident Fitzgerald den Posten noch anbieten wird.«

»Gut. Wir warten jetzt drei Tage ab. Dann können Sie ihn in seinen neuen Auftrag einweisen.«

»Warum drei Tage warten?«

»Sie haben offenbar nie Sigmund Freuds Abhandlung über den bestmöglichen Zeitpunkt der Verwundbarkeit der Psyche gelesen.«

*Wir bedauern, Ihnen mitteilen zu müssen...*

Connor las das Schreiben zum drittenmal, als das Telefon auf seinem Schreibtisch läutete. Er war benommen, denn er konnte es einfach nicht glauben.

Was war da nur schiefgegangen? Das Dinner bei den Thompsons hätte gar nicht angenehmer verlaufen können. Als er und Maggie sich kurz vor Mitternacht verabschiedeten, hatte Ben ihm für das kommende Wochenende eine Partie Golf im Burning Tree vorgeschlagen, und Elizabeth Thompson hatte Maggie eingeladen, zum Kaffee zu ihr zu kommen, während die Männer den kleinen weißen Bällen nachjagten. Am nächsten Tag hatte Connors Anwalt angerufen und erklärt, daß der Vertrag, den die Washington Provident ihm zur Begutachtung geschickt hatte, lediglich ein paar kleineren Änderungen bedurfte.

Connor griff nach dem Hörer.

»Ja, Joan?«

»Ich habe den Stellvertretenden Direktor am Apparat.«

»Stellen Sie ihn bitte durch«, bat er müde.

»Connor?« sagte die Stimme des Mannes, dem er nie getraut hatte. »Es hat sich etwas Wichtiges ergeben, und die Direktorin hat mich ersucht, Sie umgehend zu informieren.«

»Ist gut«, erwiderte Connor geistesabwesend.

»Dann um fünfzehn Uhr am üblichen Ort?«

»Ist gut«, wiederholte Connor. Er hielt den Hörer noch lange in der Hand, nachdem Gutenburg aufgelegt hatte. Er las den Brief

zum viertenmal und beschloß, Maggie nichts davon zu erzählen, bis er einen anderen Job in Aussicht hatte.

Connor kam als erster zum Lafayette Square. Er setzte sich auf eine Bank, die einen Blick aufs Weiße Haus bot. Wenige Minuten später nahm Nick Gutenberg am anderen Ende der Bank Platz. Connor achtete darauf, ihm keine Sekunde das Gesicht zuzuwenden.

»Der Präsident höchstpersönlich möchte, daß Sie diesen Auftrag übernehmen«, murmelte Gutenberg und starre unbewegt in Richtung des Weißen Hauses. »Er hat verlangt, daß wir unseren besten Mann einsetzen.«

»Aber meine Zeit im Außendienst endet in zehn Tagen!« erinnerte Connor ihn, ohne die Lippen zu bewegen.

»Ja. Das hat die Direktorin ihm auch schon gesagt. Aber der Präsident hat darauf bestanden, daß wir Sie unbedingt zum Bleiben überreden, bis dieser Auftrag durchgeführt ist.«

Connor schwieg.

»Connor, der Ausgang der Wahlen in Rußland könnte die Zukunft der freien Welt in Gefahr bringen. Falls dieser Verrückte gewählt wird, dieser Zerimskij, bedeutet es einen sofortigen Rückfall in den Kalten Krieg. Der Präsident könnte seine Gesetzesvorlage zur militärischen Abrüstung auf den Müll werfen, und der Kongreß würde eine Erhöhung des Verteidigungsbudgets fordern, die uns in den Bankrott treiben könnte.«

»Aber Zerimskij hat den Meinungsumfragen zufolge keine Chance. Alles deutet darauf hin, daß Tschernopow die Wahlen haushoch gewinnt.«

»So mag es vielleicht jetzt aussehen«, entgegnete Gutenberg, »aber bis zur Wahl sind es immerhin noch drei Wochen, und der Präsident...« Er betonte das Wort, während er weiterhin den Blick auf das Weiße Haus gerichtet hielt. »... befürchtet, daß bei einer so wankelmütigen Wählerschaft alles möglich ist. Er würde sich viel wohler fühlen, wenn er Sie dort wüßte, nur für den Fall, daß Ihre besonderen Fähigkeiten benötigt werden.«

Connor ging nicht darauf ein.

»Wenn Sie sich Gedanken wegen Ihrer neuen Stelle machen«, fuhr Gutenberg fort, »bin ich gern bereit, mit dem Direktor der Gesellschaft zu reden, bei der Sie in Kürze anfangen werden, und ihm zu erklären, daß es sich nur um einen befristeten Auftrag handelt.«

»Das wird nicht nötig sein«, wehrte Connor ab. »Aber ich brauche ein bißchen Bedenkzeit.«

»Selbstverständlich«, erwiderte Gutenberg. »Sobald Sie Ihre Entscheidung getroffen haben, rufen Sie bitte die Direktorin an und sagen es ihr.« Er erhob sich und spazierte zum Farragut Square.

Drei Minuten später schlenderte Connor in die entgegengesetzte Richtung.

Andy Lloyd griff nach dem roten Telefon. Diesmal erkannte er die Stimme auf Anhieb.

»Ich bin fast sicher, daß ich weiß, wer den Auftrag in Bogota ausgeführt hat«, sagte Jackson. »Hat er für die CIA gearbeitet?« fragte Lloyd. »Ja, allerdings.«

»Haben Sie ausreichend Beweise, um einen Sonderausschuß im Kongreß zu überzeugen?«

»Leider nein. Man würde mein gesamtes Beweismaterial als bloße Indizien hinstellen. Aber wenn man die Teile des Puzzles zusammenfügt, gibt es für meinen Geschmack viel zu viele Zufälle.«

»Zum Beispiel?«

»Der Agent, den ich für den Mann in Bogota halte, wurde fallengelassen, kaum daß der Präsident mit Dexter im Oval Office gesprochen hatte und wissen wollte, wer für das Attentat auf Guzman verantwortlich war.«

»Na und? Das würde als Beweis nicht einmal zugelassen.«

»Das mag schon sein. Aber besagter Agent stand kurz davor, eine neue Stelle als Leiter der Abteilung für Entführungen und Erpressungen bei der Washington Provident anzunehmen, als man dieses Angebot ohne jede Erklärung zurückzog.«

»Ein zweiter Zufall.«

»Es kommt noch ein dritter. Drei Tage später traf sich Gutenberg mit besagtem Agenten auf einer Parkbank im Lafayette Square.«

»Warum sollten die ihn zurückhaben wollen?«

»Damit er einen Auftrag erledigt.«

»Gibt es Vermutungen, um was es sich dabei handeln könnte?«

»Nein. Aber es würde mich nicht wundern, wenn der Auftrag ihn weit weg von Washington führt.«

»Und wohin? Könnten Sie das herausfinden?«

»Nicht im Augenblick. Nicht einmal seine Frau weiß es.«

»Also gut, betrachten wir es mal aus Gutenburgs Sicht«, schlug Lloyd vor. »Was, meinen Sie, tut Dexter momentan, um dafür zu sorgen, daß man ihr nichts anhaben kann?«

»Ehe ich auch nur versuche, diese Frage zu beantworten, muß ich wissen, wie ihr letztes Treffen mit dem Präsidenten ausging«, sagte Jackson.

»Er hat ihr und Gutenburg achtundzwanzig Tage gegeben, um zu beweisen, daß die CIA nichts mit dem Anschlag auf Guzman zu tun hatte, und statt dessen einen unwiderlegbaren Beweis zu erbringen, *wer* ihn denn nun erschossen hat. Und er hat keinen Zweifel daran gelassen, daß er ihren Rücktritt verlangt, falls sie dazu nicht imstande sind. Außerdem will er dann sämtliche in seinem Besitz befindlichen Beweise der Washington Post zukommen lassen.«

Ein längeres Schweigen setzte ein, ehe Jackson sagte: »Das bedeutet, daß der betreffende Agent nicht mal mehr einen Monat zu leben hat.«

»Sie würde doch niemals einen ihrer eigenen Leute eliminieren!« entgegnete Lloyd ungläubig.

»Vergessen Sie nicht, daß er ein NOC ist, ein Nichtoffizieller Cover-Agent. Die Abteilung der CIA, für die er arbeitet, existiert offiziell überhaupt nicht, Mr. Lloyd.«

»Sie sind mit diesem Mann befreundet, nicht wahr?« fragte Lloyd.

»Ja«, antwortete Jackson leise.

»Dann sollten Sie dafür sorgen, daß er am Leben bleibt.«

»Guten Tag. Direktorin. Ich bin's, Connor Fitzgerald.«

»Guten Tag, Connor. Wie schön, von Ihnen zu hören.« Dexter versuchte ihre Stimme wärmer klingen zu lassen als bei ihrem letzten Gespräch.

»Mr. Gutenburg hat mich ersucht, Sie anzurufen, sobald ich eine Entscheidung in der Sache getroffen habe, über die er und ich am Montag sprachen.«

»Ja.« Dexter wurde wieder gewohnt sachlich

»Ich bin bereit, den Auftrag zu übernehmen.«

»Das freut mich.«

»Unter einer Bedingung.«

»Und die wäre?«

»Ein Beweis, daß der Präsident diesen Einsatz billigt.«

Es dauerte eine ganze Weile, bevor Dexter erwiederte: »Ich werde den Präsidenten von Ihrer Bedingung informieren.«

»Also, wie funktioniert es?« fragte die Direktorin. Sie konnte sich nicht erinnern, wann sie das letzte Mal im OTS-Labor in Langley gewesen war.

»Es ist wirklich ganz einfach«, sagte Professor Ziegler, Leiter des technischen Dienstes der CIA. Er drehte sich zu einer Reihe von Computern um und drückte auf einige Tasten. Tom Lawrence' Gesicht erschien auf dem Schirm.

Nachdem Dexter und Nick Gutenburg kurz der Rede des Präsidenten gelauscht hatten, fragte die Direktorin: »Was soll so erstaunlich daran sein? Wir alle haben Lawrence mehr als eine Rede halten gehört.«

»Aber bestimmt nicht *diese* Rede«, versicherte Ziegler.

»Was wollen Sie damit sagen?« fragte Gutenburg.

Ein fast kindliches Lächeln der Befriedigung zog über das Gesicht des Professors. »Ich habe in meinem Computer – Kodename ›Tommy‹ – nahezu tausend Reden, Fernseh- und Radio-Interviews

sowie Telefongespräche des Präsidenten aus den vergangenen zwei Jahren gespeichert. Jedes Wort, jede Phrase, die er während dieser Zeitspanne benutzte, ist hier aufgezeichnet. Das bedeutet, ich kann ihn auf dem Schirm eine Rede über jedes Thema halten lassen, das Sie auswählen. Wenn Sie wollen, könnte ich ihn sogar seine politischen Ansichten ändern und eine Rede gegen die Nation halten lassen.«

Dexter dachte über die Möglichkeiten nach. »Würde man Tommy eine Frage stellen, könnte er dann eine überzeugende Antwort geben?« erkundigte sie sich.

»Nicht spontan«, gestand Ziegler. »Aber wenn Sie sich in etwa die Fragen vorstellen können, auf die man eine Antwort erwartet, könnte ich wahrscheinlich sogar Lawrence' eigene Mutter täuschen.«

»Wir brauchen uns also nur auszumalen«, warf Gutenburg ein, »was ein möglicher Gesprächspartner unter Umständen fragen wird.«

»Was nicht so schwierig sein dürfte, wie Sie vielleicht annehmen«, meinte Ziegler. »Wenn Sie einen Anruf vom Präsidenten erhalten, würden Sie ihn wohl kaum nach der Kaufkraft des Dollar fragen. Oder was er gefrühstückt hat, nicht wahr? In den meisten Fällen würden Sie den Grund seines Anrufs kennen. Ich habe keine Ahnung, weshalb Sie Tommy brauchen, aber wenn Sie die Einleitungen und die abschließenden Bemerkungen vorbereiten, ebenso wie – sagen wir – fünfzig wahrscheinliche Fragen oder Erklärungen, könnte ich ein glaubhaftes Gespräch fast garantieren.«

»Ich bin sicher, wir können diese Vorbereitungen treffen«, sagte Gutenburg. Die Direktorin nickte zustimmend; dann fragte sie Ziegler: »Wozu haben wir dieses technische Spielzeug überhaupt entwickeln lassen?«

»Falls der Präsident stirbt, während wir uns im Kriegszustand befinden, könnten wir den Feind glauben machen, daß er noch lebt. Aber Tommy kann noch viel, viel mehr, Direktorin. Zum Beispiel...«

»Davon bin ich überzeugt«, unterbrach Dexter ihn.

Ziegler wirkte enttäuscht, als ihm klar wurde, daß die Direktorin an keinen weiteren Einzelheiten interessiert war.

»Wie lange würden Sie brauchen, ein bestimmtes Programm auszuarbeiten?« erkundigte sich Gutenburg.

»Wie lange würden Sie brauchen, um auszuarbeiten, was der Präsident sagen soll?« Das kindlich zufriedene Lächeln kehrte auf Zieglers Gesicht zurück.

Sie hielt den Finger auf den Summer gedrückt, bis Connor endlich den Hörer des Telefons auf seinem Schreibtisch abhob.

»Was gibt's für ein Problem, Joan? Ich bin doch nicht taub.«

»Ich habe Ruth Preston am Apparat, die persönliche Sekretärin des Präsidenten.«

Auch die nächste Stimme, die Connor hörte, war die einer Frau.

»Spreche ich mit Connor Fitzgerald?«

»Ja«, erwiederte Connor.

Er spürte den Schweiß auf der Hand, die den Hörer hielt. Wenn er darauf gewartet hatte, den Abzug zu drücken, war ihm das nie passiert.

»Der Präsident ist am Apparat. Ich stelle Sie durch.«

Connor hörte ein Klicken. »Guten Tag«, sagte eine bekannte Stimme.

»Guten Tag, Mr. President.«

»Ich glaube, Sie wissen, weshalb ich anrufe.«

»Jawohl, Sir.«

Professor Ziegler drückte auf »eröffnende Bemerkung«. Die Direktorin und ihr Stellvertreter hielten den Atem an.

»Ich hielt es für angebracht, Sie anzurufen, um Sie wissen zu lassen, für wie wichtig ich diesen Auftrag halte.« Pause. »Weil Sie zweifellos der Richtige dafür sind.« Pause. »Darum hoffe ich, daß Sie sich bereit erklären, Ihrem Land in dieser Sache zu dienen.«

Ziegler drückte auf den »Warte«-Schalter.

»Ich weiß Ihr Vertrauen zu schätzen, Mr. President«, sagte Con-

nor, »und ich bin Ihnen sehr dankbar, daß Sie sich die Zeit genommen haben, persönlich mit mir zu reden...«

»Nummer 11«, sagte Ziegler, der sämtliche Antworten auswendig kannte.

»*Das war das mindeste, was ich unter diesen Umständen tun konnte.*« Pause.

»Danke, Mr. President. Obwohl Mr. Gutenberg mir versicherte, daß er in Ihrem Auftrag mit mir verhandelt hat. Außerdem hat die Direktorin mich später an dem Nachmittag angerufen, um es zu bestätigen. Wie Sie bestimmt wissen, wollte ich die Mission erst übernehmen, wenn ich ganz sicher sein konnte, daß der Befehl tatsächlich direkt von Ihnen kam.«

»Nummer 7.«

»*Ich kann Ihre Besorgnis durchaus verstehen.*« Pause.

»Nummer 19.«

»*Vielleicht könnten Sie und Ihre Gattin – wenn das alles vorbei ist – mich im Weißen Haus besuchen – das heißt, wenn die Direktorin es gestattet.*« Pause.

»Nummer 3«, sagte Ziegler scharf. Lautes Gelächter erschallte.

Connor nahm das Ohr ein wenig vom Hörer. »Es wäre uns eine Ehre, Sir«, sagte er, sobald das Lachen verklungen war.

»*Gut. Ich freue mich, Sie nach Ihrer Rückkehr zu sehen.*« Pause.

»*Ich denke oft, daß Amerika seine stillen Helden nicht immer würdig.*« Pause. »*Es war nett, mich mit Ihnen zu unterhalten. Goodbye.*«

»Goodbye, Mr. President.«

Connor hielt den Hörer immer noch in der Hand, als Joan ins Büro kam. »Da ist also wieder einmal ein Mythos in Rauch aufgegangen«, sagte sie, als Connor auflegte. Er blickte sie an und zog fragend eine Braue hoch.

»Daß der Präsident immer jeden, mit dem er spricht, beim Vornamen nennt.«

Gutenberg händigte ihm einen großen braunen Umschlag aus, in dem sich vier Reisepässe, drei Flugtickets und ein Bündel Geldscheine verschiedener Währung befanden.

»Muß ich dafür denn nicht unterschreiben?« wunderte sich Connor.

»Nein. Da alles ein bißchen überstürzt vor sich geht, kümmern wir uns nach Ihrer Rückkehr um den Papierkram. Sobald Sie in Moskau eintreffen, begeben Sie sich in Zerimskijs Parteizentrale und zeigen Ihre Ausweise als freier Berichterstatter der Republik Südafrika vor. Man wird Ihnen die Presseunterlagen seines Wahlkampfs geben.«

»Habe ich eine Kontaktperson in Moskau?«

»Ja. Ashley Mitchell.« Gutenberg zögerte. »Es ist sein erster großer Einsatz, und ihm wurde bloß das Notwendigste mitgeteilt. Er hat die Anweisung, sich nur mit Ihnen in Verbindung zu setzen, wenn er grünes Licht bekommt. Dann händigt er Ihnen die Waffe aus.«

»Fabrikat und Modell?«

»Die übliche Sonderausführung der Remington 700«, antwortete Gutenberg. »Aber wenn Tschernopow bei den Umfragen weiterhin in Führung bleibt, wie wir vermuten, werden Sie nicht eingreifen müssen. Dann kehren Sie am Tag nach der Wahl hierher zurück. Wie Sie sehen, könnte die Mission sich als ziemlich ereignislos erweisen.«

»Um so besser. Hoffen wir's.« Connor verließ den Stellvertretenden Direktor, ohne ihm die Hand zu geben.

»Ich fürchte, sie haben mir so zugesetzt, daß ich nicht nein sagen konnte«, brummte Connor, während er ein weiteres blaues Oberhemd in seinen Koffer legte.

»Du hättest ablehnen sollen!« Maggie seufzte. »Daß du am ersten eine neue Stelle antrittst, wäre doch wirklich Grund genug!«

Sie machte eine Pause. »Wie hat Ben Thompson es aufgenommen?«

»Er war sehr verständnisvoll«, versicherte ihr Connor. »Es macht ihm nichts aus, daß ich erst einen Monat später anfange. Der Dezember ist für die Firma immer sehr ruhig.« Connor versuchte die Sachen zusammenzupressen, weil er nicht recht wußte, wie er den Kulturbeutel noch unterbringen konnte. Er wünschte bereits, er hätte den Koffer von Maggie packen lassen, aber da waren so einige Sachen, die sie lieber nicht sehen sollte, weil sie nicht so recht zu seiner Story paßten. Er setzte sich auf den vollgestopften Koffer, damit Maggie die Verschlüsse einklicken lassen konnte; dann warfen sie sich lachend aufs Bett. Connor nahm sie in die Arme und hielt sie ein wenig zu lange fest.

»Ist alles in Ordnung, Connor?« fragte sie leise.

»Alles bestens, Honey«, versicherte er ihr und ließ sie los.

Er griff nach dem Koffer und trug ihn nach unten. »Es tut mir leid, daß ich Thanksgiving nicht hiersein kann. Vergiß nicht, Tara zu sagen, daß ich mich freue, sie Weihnachten wiederzusehen.« Maggie folgte ihm aus der Haustür. Er hielt neben einem Wagen an, den sie noch nie zuvor gesehen hatte.

»Auf Stuart freust du dich doch sicher auch«, erinnerte Maggie ihn.

»Ja, natürlich.« Er verstaute den Koffer. »Ich freue mich sehr, auch ihn wiederzusehen.« Noch einmal schloß er seine Frau in die Arme. Diesmal achtete er darauf, sie nicht zu lange festzuhalten.

»O je, was schenken wir Tara eigentlich zu Weihnachten?« fragte Maggie plötzlich. »Ich habe überhaupt noch nicht darüber nachgedacht.«

»Wenn du ihre letzte Telefonrechnung gesehen hättest, müßtest du nicht lange nachdenken.« Connor setzte sich hinter das Lenkrad.

»Den Wagen kenne ich ja gar nicht«, stellte Maggie fest.

»Es ist ein Firmenwagen«, erklärte Connor, während er den Motor anließ. »Ach ja, sei doch so lieb und richte Father Graham aus,

daß er fürs Bridge-Spiel am Samstag einen Ersatzmann für mich suchen soll. Goodbye, Honey.«

Ohne ein weiteres Wort fuhr er los und lenkte den Wagen auf die Straße. Er hätte es, sich von Maggie verabschieden zu müssen, und versuchte stets, diese Augenblicke möglichst kurz zu halten. Connor warf einen Blick in den Rückspiegel. Maggie stand vor der Einfahrt und winkte, als er um die Ecke auf den Cambridge Place bog und Richtung Flughafen fuhr.

Am Ende der Dulles-Zufahrt brauchte Connor nicht erst nach den Pfeilen Ausschau zu halten, die zu den Langzeitparkplätzen wiesen. Er fuhr die Rampe hinauf, zog ein Ticket am Automaten und parkte in einer hinteren Ecke. Nachdem er den Wagen abgeschlossen hatte, begab er sich zum Flughafeneingang und fuhr mit der Rolltreppe ein Stockwerk höher zum Check-in der United Airlines.

»Danke, Mr. Perry.« Die uniformierte Angestellte reichte ihm sein Ticket zurück. »Sie können sich in Kürze an Bord von Flug 018 begeben. Bitte gehen Sie zu Flugsteig C7.«

Nachdem er den Sicherheitscheck hinter sich hatte, stieg Connor in einen Bus zum mittleren Terminal und ging schließlich nach dem Aufruf an Bord, wo er seinen gewohnten Fensterplatz fast ganz hinten hatte.

Zwanzig Minuten später hörte er, wie der Flugkapitän versicherte, daß sie – auf wundersame Weise – pünktlich eintrafen, obwohl sie mit Verspätung abfliegen würden.

Im Terminal wählte ein junger Mann in dunkelblauem Anzug über sein Handy eine Nummer.

»Ja?«

»Hier Agent Sullivan vom ›Coach House‹. Der Vogel fliegt.«

»Gut. Melden Sie sich wieder, sobald Sie den Rest Ihres Auftrags erledigt haben.«

Der junge Mann stellte das Handy ab und nahm die Rolltreppe zum Parterre. Er ging zu dem Wagen in der hinteren Ecke des Langzeitparkplatzes, schloß die Tür auf, fuhr vom Platz und bezahlte den Parkschein.

Dreißig Minuten später brachte er die Schlüssel zum Wagenpark zurück und unterzeichnete die Tagesliste, die bewies, daß das Auto unter seinem Namen ausgetragen und zurückgebracht worden war.

»Können wir ganz sicher sein, daß nichts darauf hinweisen kann, daß es ihn je gegeben hat?« fragte die Direktorin.

»Es gibt nicht die geringste Spur«, versicherte Gutenburg. »Sie wissen ja, daß er als NOC nach außen hin gar nicht für die Gesellschaft gearbeitet hat und deshalb in keinen Unterlagen auftaucht.«

»Aber was ist mit seiner Frau?«

»Warum sollte sie Verdacht schöpfen? Sein Monatsgehalt wurde auf ihr gemeinsames Konto überwiesen. Soviel sie weiß, hat er seine derzeitige Stelle gekündigt und wird am ersten Januar bei der Washington Provident anfangen.«

»Bleibt noch seine ehemalige Sekretärin.«

»Ich habe sie nach Langley versetzen lassen, damit ich ein Auge auf sie halten kann.«

»Welche Abteilung?«

»Naher Osten.«

»Warum Naher Osten?«

»Weil sie während der Arbeitsstunden unserer dortigen Agenten in ihrem Büro sein muß, und das ist hier von achtzehn Uhr bis drei Uhr früh. Und die nächsten acht Monate werde ich sie so sehr einspannen, daß sie zu müde sein wird, um an irgend etwas anderes zu denken als an ihre Arbeit und die Hoffnung, bald in den Ruhestand zu gehen.«

»Gut. Wo ist Fitzgerald in diesem Moment?«

Gutenburg schaute auf die Uhr. »Auf halbem Weg über dem Atlantik. In etwa vier Stunden landet er auf dem Flughafen Heathrow in London.«

»Was ist mit dem Wagen?«

»Ist schon zurück im Wagenpark. Er wird umgespritzt und bekommt andere Kennzeichen.«

»Und sein Büro in der M Street?«

»Wird über Nacht ausgeräumt. Das ganze Stockwerk wird am Montag einem Makler übergeben.«

»Sie haben offenbar an alles gedacht, nur nicht daran, was passieren wird, wenn er nach Washington zurückkehrt«, sagte die Direktorin.

»Er wird nicht nach Washington zurückkehren«, beruhigte Gutenburg sie.

Connor stellte sich in der langen Schlange vor der Paßkontrolle an. Als er endlich an der Reihe war, sagte der Beamte, nachdem er ihm den Reisepaß zurückgegeben hatte: »Genießen Sie Ihre vierzehn Tage in England, Mr. Perry.«

Das Kästchen mit der Frage: »Wie lange beabsichtigen Sie in Großbritannien zu bleiben?« hatte Mr. Perry mit »2 Wochen« beantwortet. Mr. Lilystrand aber würde schon am kommenden Morgen zum Flughafen zurückkehren.

Zwei Männer beobachteten ihn, als er Terminal 3 verließ und in den Bus zur Victoria Coach Station stieg. Zweiundvierzig Minuten später sahen diese beiden Männer, daß er sich am Taxistand anstellte, um auf einen freien Wagen zu warten. Getrennt folgten sie dem schwarzen Taxi zum Kensington Park Hotel, wo einer der beiden Männer am Empfang bereits ein Päckchen für ihn hinterlegt hatte.

»Irgendwelche Nachrichten für mich?« erkundigte sich Connor, nachdem er sich ins Gästebuch eingetragen hatte.

»Ja, Mr. Lilystrand«, antwortete der Empfangschef. »Ein Herr hat das heute morgen für Sie abgegeben.« Er händigte Connor ein großes braunes Kuvert aus. »Sie haben Zimmer 211. Der Page wird Ihr Gepäck hinaufbringen.«

»Nicht nötig«, wehrte Connor ab.

Kaum hatte er das Zimmer betreten, riß er den Umschlag auf. Darin befanden sich ein Flugticket nach Genf, ausgestellt auf den Namen Theodor Lilystrand, sowie hundert Schweizer Franken. Connor schlüpfte aus seinem Jackett und streckte sich auf dem Bett aus, doch obwohl er ziemlich erschöpft war, konnte er nicht

schlafen. Deshalb schaltete er den Fernseher ein und zappte endlos durch die Programme – was Tara Kanalsurfing nannte –, aber es half nicht.

Wenn Connor einen Auftrag erledigte, hatte er das Warten – die einzige Zeit der Zweifel und der Ungewißheit – noch nie gemocht. Diesmal konnte er sich wenigstens mit dem Gedanken beruhigen, daß es seine letzte Mission sein würde. Er dachte an Weihnachten mit Maggie und Tara – ja, und mit Stuart. Es gefiel ihm gar nicht, daß er keine Fotos bei sich haben durfte; deshalb konnte er sie sich nur in Gedanken vorstellen. Am wenigsten gefiel ihm, daß er nicht einfach nach dem Telefon greifen und sie anrufen durfte, wenn ihm danach war.

Connor rührte sich erst vom Bett, als es dunkel war. Er verließ das Zimmer, das seine Gefängniszelle für die Nacht sein würde, um irgendwo zu Abend zu essen. An einem Zeitungskiosk kaufte er sich den *Evening Standard*. Dann schlenderte er weiter und betrat ein kleines italienisches Restaurant an der High Street in Kensington, das nur halb voll war.

Der Kellner führte ihn zu einem ruhigen Ecktisch, an dem das Licht allerdings kaum hell genug war, daß er seine Zeitung lesen konnte. Er bestellte eine Cola Light mit viel Eis. Wenn es um Getränke ging, hatten die Briten ihre Schwierigkeiten mit dem Begriff »viel Eis«; deshalb wunderte es Connor nicht sonderlich, als der Kellner wenige Minuten später mit einem hohen Glas kam, in dem drei kleine Eiswürfel und eine Limonenscheibe schwammen.

Er bestellte Cannelloni und einen Salatteller. Seltsam, daß er im Ausland so oft Gerichte aß, die Maggie gern mochte. Nur damit er noch mehr an sie denken mußte!

»Eines mußt du unbedingt tun, bevor du deine neue Stelle antrittst«, hatte Tara bei ihrem letzten Gespräch gesagt, »einen guten Schneider finden. Und ich möchte mitkommen, um Hemden und Krawatten für dich auszusuchen.«

»Deine neue Stelle.« Wieder dachte er über die Absage nach. *Wir bedauern, Ihnen mitteilen zu müssen...* So oft er auch darüber

nachgegrübelt hatte, ihm war kein Grund eingefallen, der Thompson hätte veranlassen können, seinen Entschluß zu ändern. Es ergab einfach keinen Sinn.

Connor nahm die Zeitung und las die Titelseite. Neun Kandidaten stellten sich für den Posten des ersten Bürgermeisters von London zur Wahl. Wie seltsam, dachte Connor. *Erster* Bürgermeister? Hatten sie denn nicht immer schon einen gehabt – was war mit Dick Whittington? Er betrachtete die Bilder der Kandidaten und las ihre Namen, aber sie sagten ihm nichts. Einer von ihnen wurde in zwei Wochen Englands Hauptstadt managen. Wo er selbst wohl in zwei Wochen sein würde?

Er bezahlte die Rechnung bar und gab ein Trinkgeld, das den Kellner nicht veranlassen würde, sich sonderlich an ihn zu erinnern. Wieder auf seinem Hotelzimmer, schaltete er den Fernseher ein. Er sah sich ein paar Minuten einer Komödie an, bei der er allerdings nichts Komisches oder gar Lustiges finden konnte. Nachdem er kurz in zwei Actionfilme hineingeschaut hatte, schließt er ein, wachte jedoch immer wieder auf. Aber er tröstete sich mit dem Gedanken, daß die beiden Männer, die draußen auf dem Pflaster postiert waren, eine noch viel unbequemere Nacht verbrachten als er. Connor hatte die Männer sofort nach seiner Landung in Heathrow entdeckt.

Er blickte auf die Uhr. Wenige Minuten nach Mitternacht – wenige Minuten nach neunzehn Uhr in Washington, D. C. Er fragte sich, was Maggie wohl an diesem Abend machte.

»Und wie geht es Stuart?« fragte Maggie.

»Er freut sich auf den Weihnachtsurlaub«, antwortete Tara. »In fünfzehn Tagen kommt er nach L. A. Ich kann es kaum erwarten.«

»Werdet ihr dann gleich hierherfliegen?«

»Nein, Mom«, erwiderte Tara und bemühte sich, nicht gereizt zu klingen. »Wie ich dir bereits mehrmals sagte, werden wir einen Wagen mieten und die Westküste entlangfahren. Stuart war noch nie in den Staaten. Er möchte sich L. A. und San Francisco anschauen. Weißt du denn nicht mehr?«

»Dann fahr vorsichtig, ja?«

»Ich fahre seit neun Jahren Auto, Mutter, ohne auch nur einen Strafzettel oder eine Verwarnung bekommen zu haben. Das ist mehr, als man von dir oder Dad sagen kann. Also hör jetzt bitte auf, dir Sorgen zu machen, ja? Erzähl mir lieber, was du heute abend vorhast.«

»Ich werde mir Placido Domingo in *La Boheme* anhören. Ich wollte damit warten, bis dein Vater außer Land ist. Würde ich mit ihm in die Oper gehen, wurde er schon bei der Ouvertüre einschlafen.«

»Gehst du allein?«

»Ja.«

»Dann sei vorsichtig, Mutter, und setz dich nicht in die vordersten sechs Reihen.«

»Warum nicht?« fragte Maggie erstaunt.

»Weil ein reicher, gutaussehender Mann vom ersten Rang springen und dich vernaschen könnte.«

Maggie lachte. »Jetzt hast du's mir aber heimgezahlt.«

»Warum fragst du nicht Joan, ob sie Lust hat mitzukommen? Dann könnt ihr zwei die ganze Nacht über Dad reden.«

»Ich habe versucht, sie im Büro anzurufen, aber mit der Nummer scheint was nicht zu stimmen. Ich werde es später bei ihr zu Hause probieren.«

»Jedenfalls viel Spaß. Und auf Wiederhören bis morgen«, verabschiedete sich Tara. Sie wußte, daß ihre Mutter sie jeden Tag anrufen würde, solange Connor unterwegs war.

Immer wenn Connor auf Reisen war oder sich einen Abend freinahm, um mit Father Graham in den Bridge-Club zu gehen, nützte Maggie die Zeit, sich mit der einen oder anderen ihrer ehrenamtlichen Universitätsaktivitäten zu beschäftigen, angefangen mit GULP, dem freiwilligen Müllräumungsdienst der Georgetown University, dessen Gründungsmitglied sie war, über die AWPS, der Frauenvereinigung für Poesie und Dichtkunst, bis hin zum Club für irischen Volkstanz, in dem sie Unterricht erteilte. Der Anblick der jungen Studenten, die mit geradem Rücken und

stampfenden Füßen tanzten, erinnerte sie an Declan O'Casey, der jetzt ein distinguirter Professor an der University of Chicago war. Er hatte nie geheiratet, schickte Maggie immer noch jedes Jahr Weihnachtsgrüße und am Valentinstag eine Karte ohne Unterschrift. Die alte Schreibmaschine mit dem schiefen »e« verriet ihn.

Sie griff wieder nach dem Telefon und wählte Joans Privatnummer, aber niemand meldete sich. Maggie bereitete sich einen leichten gemischten Salat zu, den sie gleich in der Küche aß. Nachdem sie Teller und Besteck in die Spülmaschine gegeben hatte, versuchte sie noch einmal, Joan zu erreichen. Wieder vergebens. Schließlich machte sie sich auf den Weg zum Kennedy Center. Eine einzelne Karte war immer leicht zu bekommen, egal wie berühmt der Gasttenor war.

Maggie war hingerissen vom ersten Akt und wünschte sich nur, sie hatte jemanden, mit dem sie das Erlebnis teilen könnte. Nachdem der Vorhang gefallen war, schloß sie sich der Menge an, die zum Foyer strömte. Als Maggie an der Bar vorüberkam, sah sie Elizabeth Thompson dort sitzen. Sie erinnerte sich, daß Elizabeth sie zum Kaffee eingeladen, aber dann nichts Näheres mit ihr ausgemacht hatte. Sie hatte sich gewundert, weil die Einladung damals so ehrlich und warmherzig geklungen hatte.

Plötzlich drehte Ben Thompson sich um. Als Maggie sah, daß er sie erkannte, lächelte sie und ging zu den beiden hinüber.

»Wie schon, Sie hier zu treffen, Ben.«

»Oh, Mrs. Fitzgerald. So ein Zufall«, entgegnete er, doch nicht mit der Wärme wie bei ihrem Dinner vor vierzehn Tagen. Und warum hatte er sie nicht Maggie genannt?

Sie ließ sich nicht einschüchtern und sagte in lockerem Tonfall: »Domingo ist großartig, finden Sie nicht?«

»Ja. Und wir hatten außerordentliches Glück, daß sich Leonard Slatkin von St. Louis hierherlocken ließ«, entgegnete Ben Thompson. Maggie wunderte sich, daß er sich nicht erbot, sie auf einen Drink einzuladen. Als sie sich selbst einen Orangensaft bestellte, überraschte es sie noch mehr, daß Ben keine Anstalten machte, den Saft für sie zu bezahlen.

»Connor freut sich schon sehr darauf, bei der Washington Provinz für Sie zu arbeiten.« Sie nahm einen Schluck Saft. Elizabeth Thompson blickte erstaunt auf, schwieg aber »Er ist Ihnen sehr dankbar, Ben, daß Sie einverstanden waren, noch einen Monat zu warten, damit er diesen letzten Auftrag seiner alten Firma erledigen kann.«

Elizabeth war gerade dabei, den Mund zu öffnen, als die Drei-Minuten-Klingel läutete.

»Wir sollten jetzt wohl auf unsere Plätze zurückkehren«, drängte Ben, obwohl seine Frau ihr Glas noch nicht einmal zur Hälfte geleert hatte. »Es war nett, Sie wiederzusehen, Mrs. Fitzgerald.« Er faßte seine Frau fest unter dem Arm und führte sie in die Konzerthalle zurück. Zuvor wünschte er höflich: »Ich hoffe, Sie genießen auch den zweiten Akt.«

Maggie genoß den zweiten Akt nicht. Sie konnte sich nicht konzentrieren, da ihr das Gespräch mit Ben Thompson nicht aus dem Kopf ging. Doch sooft sie es auch Revue passieren ließ – sie konnte es mit Thompsons Herzlichkeit beim Dinner vor zwei Wochen nicht auf einen Nenner bringen. Schade, daß sie nicht wußte, wie sie Connor erreichen konnte, sonst hätte sie die beinahe lebenslange Regel gebrochen und ihn angerufen. So blieb Maggie nur das nächstbeste übrig. Kaum zu Hause angekommen, versuchte sie erneut, sich mit Joan Bennett in Verbindung zu setzen.

Das Telefon läutete und läutete.

Am nächsten Morgen stand Connor früh auf. Er bezahlte seine Rechnung in bar, hielt ein Taxi an und war auf dem Weg zum Heathrow Airport, noch ehe dem diensthabenden Portier richtig bewußt wurde, daß Mr. Lilystrand das Hotel verlassen hatte. Um sieben Uhr vierzig ging er an Bord der Swissair 839 nach Genf. Der Flug dauerte knapp zwei Stunden, und Connor stellte seine Uhr auf zehn Uhr dreißig um, als die Räder des Flugzeugs auf der Rollbahn aufsetzten.

Den Zwischenstopp in Genf nützte er, um das Angebot von Swissair in Anspruch zu nehmen und sich zu duschen. Er betrat

die Exclusive Facility – wie sie es in ihrem Flugmagazin nannten – als Theodore Lilystrand, Investmentbanker aus Stockholm, und kam vierzig Minuten später als Piet de Villiers, Korrespondent des Johannesburg Mercury, wieder heraus.

Obgleich er noch eine gute Stunde totschlagen mußte, stöberte Connor in keinem der Flughafenläden herum. Er kaufte sich lediglich ein Croissant und eine Tasse Kaffee in einem der teuersten Restaurants der Welt.

Schließlich schlenderte er hinüber zu Gate 23, von dem die Maschine der Aeroflot nach St. Petersburg startete. Die Warteschlange der Fluggäste war ziemlich kurz. Beim Aufrufen der Passagiere wenige Minuten später stieg Connor ein und setzte sich wieder ganz hinten ins Flugzeug.

Er überlegte, was er morgen früh tun mußte, sobald sein Zug im Raveltay-Bahnhof in Moskau eingefahren war. Noch einmal ging er die Anweisungen des Stellvertretenden Direktors durch. Er fragte sich, weshalb Gutenburg mehrmals wiederholt hatte: »Lassen Sie sich nicht erwischen. Falls es unvermeidbar sein sollte, dürfen Sie auf gar keinen Fall zugeben, daß Sie auch nur das geringste mit der CIA zu tun haben. Keine Angst, die Agency wird sich Ihrer stets annehmen.«

Nur Rekruten, die noch feucht hinter den Ohren waren, wurden je an das elfte Gebot erinnert.

»Der Flug nach St. Petersburg ist soeben gestartet. Unser Paket ist an Bord.«

»Schön«, sagte Gutenburg. »Sonst noch etwas, das ich wissen müßte?«

»Ich glaube nicht«, entgegnete der junge CIA-Agent. Er zögerte. »Außer...«

»Außer was? Reden Sie schon! Oder muß ich Ihnen die Würmer aus der Nase ziehen?«

»Es ist nur... ich hatte den Eindruck, da ist jemand an Bord gegangen, den ich gekannt habe.«

»Wer?« fragte Gutenburg schroff.

»Ich kann mich nicht an seinen Namen erinnern. Und ich bin mir ja auch gar nicht sicher, daß er es wirklich war, weil ich den Blick nicht länger als ein paar Sekunden von Fitzgerald nehmen wollte.«

»Sobald Sie sich erinnert haben, rufen Sie mich sofort an, verstanden?«

»Jawohl, Sir.« Der junge Mann schaltete sein Handy aus und ging zu Gate 9. In ein paar Stunden wurde er wieder hinter seinem Schreibtisch in Bern sitzen und seine Rolle als Kulturattaché in der amerikanischen Botschaft weiterspielen.

»Guten Morgen. Hier ist Helen Dexter.«

»Guten Morgen, Direktorin«, erwiderte der Stabschef des Weißen Hauses steif.

»Ich habe mir gedacht, ich sollte den Präsidenten sofort darüber informieren, daß der Mann wieder unterwegs ist, den wir in seinem Auftrag in Südafrika aufspüren sollten.«

»Ich fürchte, ich verstehe nicht ganz«, sagte Lloyd.

»Der Leiter unseres Büros in Johannesburg hat mir soeben mitgeteilt, daß der Killer, der Guzman erschossen hat, vor zwei Tagen einen Flug der South African Airways nach London genommen hat. Sein Reisepaß lautete auf den Namen Martin Perry. Er blieb nur eine Nacht in London. Am nächsten Morgen ist er mit der Swissair nach Genf geflogen, mit einem anderen Reisepaß, der auf den Namen Theodore Lilystrand ausgestellt war.«

Diesmal unterbrach Lloyd sie nicht. Er konnte sich ja das mitgeschnittene Band anhören, falls der Präsident wortgetreu wissen wollte, was Dexter gesagt hatte.

»In Genf ging er dann an Bord eines Aeroflot-Fluges nach St. Petersburg. Diesmal hatte er einen südafrikanischen Reisepaß auf den Namen Piet de Villiers bei sich. Von St. Petersburg fuhr er mit dem Nachtzug nach Moskau.«

»Moskau? Warum Moskau?« fragte Lloyd.

»Wenn ich mich recht entsinne, stehen in Rußland Wahlen an«, antwortete Dexter.

Als der Flieger in St. Petersburg zur Landung ansetzte, behauptete Dexter:

tete Connors Uhr, es wäre siebzehn Uhr fünfzig. Connor gähnte, streckte sich und wartete, bis die Räder den Boden berührten, ehe er die Zeiger auf die Ortszeit stellte. Er blickte aus dem Fenster auf den Flughafen, der im Halbdunkel lag, weil ein Großteil der Beleuchtung nicht funktionierte. Es schneite leicht, doch der Schnee blieb nicht liegen. Die hundert müden Fluggäste mußten zwanzig Minuten warten, bis ein Bus sie zum Terminal brachte. Einiges änderte sich offenbar nie, ob nun der KGB verantwortlich war oder das organisierte Verbrechen – die Mafya, wie die Amerikaner sie mittlerweile bezeichneten, um sie nicht mit der italienischen Version zu verwechseln.

Connor verließ das Flugzeug als letzter und stieg auch als letzter in den Bus.

Ein Mann, der mit demselben Flieger gereist war, allerdings erster Klasse, eilte zum Kopf der Warteschlange, um sicherzugehen, daß er als einer der ersten durch die Einreise- und Zollkontrolle kam. Er war froh, daß Connor sich genau an den üblichen Ablauf hielt. Als der Mann aus dem Bus gestiegen war, warf er keinen Blick zurück – er wußte, daß Connor sich aufmerksam umschauen würde.

Dreißig Minuten später trat Connor aus dem Flughafengebäude auf die Straße. Er winkte das erstbeste Taxi herbei und ließ sich zum Protzkij-Bahnhof fahren.

Der Fluggast aus der ersten Klasse folgte Connor in die Schalterhalle, die eher dem Inneren eines mit Stuck und Zierrat überladenen Opernhauses glich als dem Inneren eines Bahnhofs. Er beobachtete Connor angespannt, um festzustellen, welchen Zug er nehmen würde.

Doch da stand noch ein Mann im Halbdunkel, der selbst die Nummer des Schlafabteils wußte, das Connor nehmen würde.

Der amerikanische Kulturattaché in St. Petersburg hatte an diesem Abend sogar eine Einladung zum Kirow-Ballett sausen lassen müssen, um Gutenberg informieren zu können, wann Fitzgerald in den Nachtzug nach Moskau gestiegen war. Zum Glück war es nicht nötig, daß er ihn auf der Fahrt beschattete, da am folgenden

Morgen Ashley Mitchell, sein Kollege in der Hauptstadt, auf Bahnsteig 4 warten würde, um bestätigen zu können, daß Fitzgerald sein Ziel erreicht hatte. Man hatte dem Kulturattaché klargemacht, daß es Mitchells Mission war.

»Eine Karte erster Klasse nach Moskau«, bat Connor den Schalterbeamten auf englisch.

Der Mann schob ihm eine Karte über den hölzernen Schalter zu und war enttäuscht, als der Reisende mit einer Zehntausendrubelnote bezahlte. Er hatte gehofft, daß auch dieser Fahrgäst ihm eine Möglichkeit geben würde, ein bißchen am Wechselkurs zu verdienen – wie bereits einmal an diesem Abend.

Connor studierte seine Fahrkarte, bevor er sich in Marsch zum Moskau-Express setzte. Er schritt den überfüllten Bahnsteig hinunter und kam an mehreren alten grünen Waggon vorbei, die aussahen, als stammten sie noch aus der Zeit vor der Oktoberrevolution von 1917. Vor Waggon K blieb er stehen und zeigte einer Frau, die an der offenen Tür stand, seinen Fahrschein. Sie stempelte ihn ab; dann machte sie Platz, um den Fahrgäst einzusteigen zu lassen. Er schlenderte durch den Waggon, bis er Abteil 8 gefunden hatte. Dort schaltete er das Licht ein und sperrte die Tür zu; nicht weil er Angst hatte, von Banditen ausgeraubt zu werden – was häufig vorkam, wenn man der amerikanischen Presse glauben durfte –, sondern weil er seine Identität schon wieder ändern mußte.

Connor hatte den jungen Mann mit dem ausdruckslosen Gesicht unter dem Ankunftschild auf dem Genfer Flughafen sofort bemerkt und sich gefragt, woher diese grünen Jungs heutzutage rekrutiert wurden. Er machte sich gar nicht die Mühe, sich in St. Petersburg nach dem Agenten umzusehen; er wußte auch so, daß jemand da sein würde, um sich zu vergewissern, daß er angekommen war. Ein anderer Agent würde auf dem Bahnsteig in Moskau warten. Gutenburg hatte ihm Mitchell beschrieben und ihn mit näheren Einzelheiten vertraut gemacht; er hatte Mitchell als noch unerfahren bezeichnet und erwähnt, daß der junge Agent keine Ahnung von Fitzgeralds Status als NOC hatte.

Der Zug fuhr pünktlich eine Minute vor Mitternacht ab. Das

weiche, rhythmische Rattern der Räder auf den Schienen machte Connor schlaftrig. Irgendwann fuhr er hoch, schaute auf die Uhr und stellte erstaunt fest, daß es bereits vier Uhr siebenunddreißig war. Das war mehr Schlaf, als ihm in den letzten drei Nächten vergönnt gewesen war.

Dann fiel ihm sein Traum wieder ein. Er hatte auf einer Bank mit Blick auf das Weiße Haus im Lafayette Square gesessen und mit jemandem gesprochen, der kein einziges Mal in seine Richtung blickte. Das Treffen vergangene Woche mit dem Stellvertretenden Direktor spulte sich Wort für Wort in seinem Kopf ab, doch Connor konnte sich beim besten Willen nicht erinnern, was an diesem Gespräch so besonders gewesen war, daß es seinem Unterbewußtsein zu schaffen machte. Gerade als Gutenberg zu dem Satz ansetzte, der Connor vielleicht Aufschluß gegeben hätte, war er aufgewacht.

Er war der Lösung des Problems nicht nähergekommen, als der Zug um acht Uhr dreiunddreißig in den Bahnhof Raveltay einfuhr.

»Wo sind Sie?« fragte Andy Lloyd.

»In einer Telefonzelle in Moskau«, antwortete Jackson. »Nach einem Umweg über London, Genf und St. Petersburg. Kaum war er aus dem Zug gestiegen, hat er uns in die Irre geführt. Unseren Mann in Moskau hatte er in nicht einmal zehn Minuten abgehängt. Gut, daß ich selbst ihm Abschüttelungstechniken beigebracht habe. Sonst hätte sogar ich meine liebe Not gehabt.«

»Und wo ist er schließlich abgeblieben?« fragte Lloyd.

»In einem kleinen Hotel am Nordrand der Stadt.«

»Ist er noch dort?«

»Nein. Er hat das Hotel etwa eine Stunde später verlassen, aber er war so gut getarnt, daß nicht einmal ich ihn erkannt hatte, wäre mir sein Gang nicht so vertraut gewesen.«

»Wohin ist er gegangen?« erkundigte sich Lloyd.

»Auf vielen Umwegen zu Viktor Zerimskij's Parteizentrale, in der auch die Vorbereitungen für dessen Wahlkampf laufen.«

»Warum Zerimskij?«

»Das weiß ich noch nicht, aber er hat die Zentrale mit jeder Menge Presseunterlagen verlassen. Dann hat er sich an einem Kiosk einen Stadtplan gekauft und in einem Restaurant in der Nähe zu Mittag gegessen. Nachmittags hat er einen kleinen Leihwagen gemietet und ist damit zu seinem Hotel gefahren. Seitdem hat er das Haus nicht verlassen.«

»O Gott!« entfuhr es Lloyd. »Dann muß diesmal Zerimskij dran glauben.«

Am anderen Ende der Leitung trat Stille ein, bis Jackson schließlich widersprach. »Nein, Mr. Lloyd, das ist nicht möglich.«

»Warum nicht?«

»Weil er sich nie einverstanden erklären würde, eine so heikle Mission zu übernehmen, wenn der Befehl nicht direkt vom Weißen Haus käme. Ich kenne ihn lange genug, daß ich sicher sein kann.«

»Vergessen Sie nicht, daß Ihr Freund genau den gleichen Auftrag in Kolumbien übernommen hatte. Zweifellos ist es Dexter gelungen, ihn davon zu überzeugen, daß auch diese Mission vom Präsidenten abgesegnet wurde.«

»Es könnte auch ein ganz anderes Operationsziel geben«, sagte Jackson leise.

»Nämlich?«

»Daß sie nicht Zerimskij töten wollen, sondern Connor.«

Lloyd notierte sich den Namen in seinem gelben Block.

## ZWEITES BUCH

Der Einzelgänger

»Amerikaner?«

»Ja«, murmelte Jackson ohne den Blick zu senken, um nachzusehen, welches Kind ihn da angeredet hatte

»Brauchen du was?«

»Nein, danke « Noch immer nahm er den Blick nicht von der Eingangstür des Hotels

»Du müssen was brauchen. Amerikaner immer was brauchen «

»Ich brauche nichts. Laß mich m Ruhe!« sagte Jackson streng.

»Kaviar? Russisch Puppen? Uniform von General? Pelzmütze? Frau?«

Jetzt blickte Jackson zum erstenmal zu dem Jungen hinunter. Er steckte vom Hals bis zu den Zehen in einer Schaffelljacke, die gut drei Nummern zu groß für ihn war, und auf dem Kopf trug er eine Kappe aus Kaninchenfell, wie auch Jackson von Minute zu Minute dringender eine brauchte Das Lächeln des Jungen entblößte zwei Zahnlücken

»Eine Frau? Um fünf Uhr früh?«

»Gute Zeit für Frau. Aber Mann vielleicht lieber?«

»Wieviel verlangst du für deine Dienste?«

»Was für Dienste?« Der Junge blickte ihn argwöhnisch an.

»Als Laufbursche «

»Laufbursche?«

»Helper.«

»Helper?«

»Assistent «

»Ah. du meinen Partner wie in amerikanisch Film «

»Okay. Da wir uns auf die Berufsbezeichnung geeinigt haben. Klugscheißer – wieviel verlangst du?«

»In Tag? In Woche? In Monat?«

»In der Stunde.«

»Was du bieten?«

»Du bist ein richtiger kleiner Kapitalist, was?«

»Wir lernen von Amerikaner.« Der Junge grinste von einem Ohr zum anderen

»Einen Dollar.«

Der Junge lachte. »Wenn ich Klugscheißer, dann du Komiker.  
Zehn Dollar «

»Das ist Wucher'«

Zum erstenmal wirkte der Junge verwirrt.

»Zwei Dollar.«

»Sechs.«

»Vier.«

»Fünf.«

»Einverstanden «

Der Junge hob die rechte Handfläche in die Höhe, was er offenbar auch aus amerikanischen Filmen kannte. Jackson schlug mit seiner Handfläche dagegen Das Geschäft galt. Sofort schaute der Junge auf seine Rolex

»Wie heißt du eigentlich?« erkundigte sich Jackson.

»Sergej«, antwortete der Junge. »Und du?«

»Jackson. Wie alt bist du, Sergej?«

»Wie alt du wollen ich sein?«

»Genug mit den Spielchen! Sag schon, wie alt du bist.«

»Vierzehn.«

»Du bist keinen Tag über neun.«

»Dreizehn.«

»Zehn.«

»Elf.«

»Okay Belassen wir's bei elf.«

»Und wie alt du?« wollte der Junge wissen.

»Vierundfünfzig.«

»Okay, belassen wir's bei vierundfünfzig«, sagte Sergej.

Jackson lachte zum erstenmal seit Tagen. »Woher kannst du so gut Englisch?« Noch immer behielt er die Hoteltür im Auge.

»Mein Mutter haben lang Zeit mit Amerikaner gelebt. Er kehren vorig Jahr in Staaten zurück, aber uns nehmen nicht mit.«

Diesmal glaubte Jackson ihm aufs Wort.

»Was mein Job, Partner?« fragte Sergej.

»Wir beschatten jemand, der in dem Hotel da wohnt.«

»Freund oder Feind?«

»Freund.«

»Mafya?«

»Nein, er arbeitet für die Guten.«

»Du mich nicht behandeln wie Kind.« Sergejs Stimme klang ge-kränkt. »Wir jetzt Partner.«

»Okay, Sergej. Er ist ein Freund«, sagte Jackson in dem Augen-blick, als Connor aus der Tür trat.

»Das ist Mann?« fragte Sergej.

»Ja, das ist der Mann.«

»Er freundlich Gesicht. Vielleicht ich lieber für ihn arbeiten.«

Viktor Zerimskijs Tag hatte nicht gut begonnen, und es war erst wenige Minuten nach acht. Er führte den Vorsitz bei einer Ver-sammlung des Zentralrats der kommunistischen Partei, vor dem Dimitrij Titow, sein Stabschef, soeben eine einleitende Rede hielt.

»Eine Gruppe ausländischer Beobachter ist in Moskau eingetrof-fen, um ein Auge auf die Wahlen zu haben. Sie sollen in erster Linie auf Wahlmanipulationen achten, aber ihr Sprecher hat bereits darauf hingewiesen, daß bei einer so zahlreichen und weitgestreuen Wählerschaft kaum alle Unregelmäßigkeiten aufgedeckt wer-den können.« Titow beendete seine Rede mit dem Hinweis, daß die Mafya noch mehr Geld in Tschernopows Wahlkampf steckte, seit Genosse Zerimskij den zweiten Platz in der Wählergunst er-rungen hatte.

Zerimskij strich über seinen buschigen Schnurrbart und blickte der Reihe nach jeden an, der am Tisch saß. »Wenn ich Präsident bin«, er erhob sich von seinem Platz am Kopf des Tisches, »werde ich diese Mafya-Hundesöhne einen nach dem anderen ins Gefäng-nis werfen. Dann werden Steine das einzige sein, was sie für den Rest ihres Lebens zählen.« Die Mitglieder des Zentralrats hatten

schon oft gehört, wie ihr Vorsitzender die Mafya verdammt, obwohl er sie namentlich nie in der Öffentlichkeit genannt hatte.

Der stämmige kleine Mann schlug auf den Tisch. »Rußland muß zu den traditionellen Werten zurückkehren, um die der Rest der Welt uns beneidet hat.« Die einundzwanzig Männer am Tisch nickten, obwohl sie diese Worte während der vergangenen Monate bis zum Überdruß gehört hatten.

»Seit zehn Jahren haben wir nichts getan, als jeden Dreck aus Amerika zu importieren und unsere Gesellschaft systematisch zu zerstören.«

Wieder nickten die Anwesenden und hielten den Blick fest auf ihren Vorsitzenden gerichtet.

Jetzt strich Zerimskij durch sein dichtes schwarzes Haar, seufzte und ließ sich auf seinen Stuhl zurückfallen. Er blickte zu seinem Stabschef. »Was steht heute vormittag für mich auf der Tagesordnung?«

»Sie besuchen das Puschkinmuseum«, erwiederte Titow. »Man erwartet Sie dort um zehn Uhr.«

»Sagen Sie ab. Reine Zeitverschwendung. Es sind schließlich nur noch acht Tage bis zur Wahl.« Wieder schlug er auf den Tisch. »Ich sollte draußen auf der Straße sein, wo die Wähler mich sehen können!«

»Aber der Direktor des Museums hat bei der Regierung ein Ge- such um finanzielle Unterstützung eingereicht, um die Werke führender russischer Künstler restaurieren zu können«, sagte Titow.

»Rausgeschmissenes Geld«, brummte Zerimskij.

»Und Tschernopow wurde kritisiert, weil er die öffentlichen Mittel für die schönen Künste einfrieren will«, fuhr der Stabschef fort.

»Na gut, geben wir ihnen fünfzehn Minuten.«

»Und Tschernopow hat Sie vergangene Woche im Fernsehen einen ungebildeten Schläger genannt.«

»Er hat was?« brüllte Zerimskij. »Ich hab' an der Uni Moskau Jura studiert, als Tschernopow noch Landarbeiter war!«

»Das stimmt natürlich, Genosse Vorsitzender«, entgegnete Ti-tow, »aber unsere internen Meinungsumfragen haben ergeben, daß die Wähler nichts davon wissen und deshalb Tschernopows Behauptungen Glauben schenken.«

»Interne Meinungsumfragen? Noch so ein Mist, den wir den Amerikanern zu verdanken haben.«

»Die Umfragen haben Tom Lawrence ins Weiße Haus gebracht.« »Sobald ich gewählt bin, brauche ich keine Meinungsumfragen mehr, um im Amt zu bleiben!«

Connors Liebe zur Kunst war erwacht, als Maggie ihn während ihrer Collegezeit von Galerie zur Galerie geschleift hatte. Anfangs hatte er es nur geduldet, um mehr Zeit in ihrer Gesellschaft verbringen zu können, doch schon nach wenigen Wochen war es ihr gelungen, Connor zu bekehren. Jedesmal, wenn sie in eine andere Stadt reisten, hatte er sie mit Vergnügen in jede Galerie ihrer Wahl begleitet, und sobald sie nach Washington zogen, waren sie *Friends of the Corcoran* und *Members of the Phillips* geworden. Während Zerimskij vom Direktor des Puschkinmuseums durch die Räume geführt wurde, mußte Connor sehr darauf achten, daß er sich nicht von den vielen Meisterwerken ablenken ließ und den kommunistischen Parteiführer im Auge behielt.

Bei Connors erstem Besuch in Rußland in den achtziger Jahren war kein hoher Politiker der Öffentlichkeit näher gekommen als bei der Parade am Ersten Mai, wenn die Politbüromitglieder vom Podium auf das jubelnde Volk hinunterschauten. Doch nun, da die Massen ihre Wahl auf Stimmzetteln bekunden konnten, erwies es sich plötzlich als notwendig, daß sich die Kandidaten für das höchste Amt unters Volk begaben, ja sich sogar seine Meinungen anhörten.

Das Museum war so voll wie das Cooke-Stadion, wenn die Redskins spielten, und wo immer Zerimskij erschien, bildete die Menge rasch eine Gasse. Der Kandidat schritt langsam durch die Masse der Moskowiter und zog die Hände, die sich ihm entgegenstreckten, den Gemälden und Skulpturen vor.

Zerimskij war kleiner, als er auf den Fotos aussah, und umgab sich mit noch kleinwüchsigeren Begleitern, damit sein Mangel an körperlicher Größe nicht gleich auffiel. Connor erinnerte sich an Präsident Trumans Kommentar über Größe: »Wenn es um Zentimeter geht, mein Junge, sollten Sie auf die Stirn schauen«, hatte er einmal einem Studenten der Universität von Missouri geraten. »Lieber einen Zoll mehr zwischen Nasenwurzel und Haarsatz als zwischen Fußgelenk und Knie.« Connor stellte fest, daß Zerimskis Eitelkeit allerdings vor der Kleidung haltgemacht hatte. Sein Anzug saß schlecht, und sein Hemd war an Kragen und Manschetten abgewetzt. Connor fragte sich, ob es klug vom Direktor des Puschkinmuseums war, einen maßgeschneiderten Anzug zu tragen, der ganz offensichtlich nicht in Moskau angefertigt worden war. Connor wußte zwar, daß Zerimskij ein schlauer Mann war und eine gute Schulbildung besaß, aber er erkannte rasch, daß er noch nicht oft in Kunstgalerien gewesen war. Während er durch die Menge eilte, deutete er hin und wieder auf ein Gemälde und verkündete den Anwesenden mit lauter Stimme den Namen des Künstlers. Er irrite sich zwar mehrmals, was die Menge aber nicht daran hinderte, zustimmend zu nicken. Einem Werk von Rubens schenkte Zerimskij kaum Beachtung; er zeigte mehr Interesse an einer Mutter mit Säugling, die ihn begeistert anstarre, als an einem wundervollen Gemälde, auf dem die Madonna mit Kind zu sehen war. Als Zerimskij das plärrende Baby auf den Arm hob und sich für ein Foto mit der Mutter in Pose warf, riet ihm Titow, einen Schritt nach rechts zu machen. Auf diese Weise würde auch die Heilige Jungfrau mit aufs Bild kommen. Keine Zeitung würde sich dieses Foto für ihre Titelseite entgehen lassen. Sobald Zerimskij durch ein halbes Dutzend Säle gewandelt war und sicher sein konnte, daß jeder Besucher im Puschkinmuseum sich seiner Anwesenheit bewußt war, wandte er seine Aufmerksamkeit den Journalisten zu, die in seinem Schlepptau folgten. Auf dem Treppenabsatz zum ersten Stock hielt er eine improvisierte Pressekonferenz.

»Fangen Sie schon an«, forderte er die Presseleute auf. »Fragen

Sie, was Sie wollen.« Er bedachte die Meute mit funkelndem Blick.

»Was ist Ihre Reaktion auf die letzte Meinungsumfrage, Mr. Zerimskij?« fragte der Moskauer Korrespondent von *The Times*.

»Daß ich die richtige Richtung eingeschlagen habe.«

»In der Wählergunst rangieren Sie gleich hinter Tschernopow und sind deshalb sein einziger ernst zu nehmender Rivale«, rief ein anderer Journalist.

»Er wird am Wahltag mein einziger ernst zu nehmender Rivale sein«, rief Zerimskij aus. Seine Begleiter lachten pflichtschuldig.

»Glauben Sie, Rußland sollte wieder ein kommunistischer Staat werden, Mr. Zerimskij?« erklang die unausbleibliche, mit unverkennbar amerikanischem Akzent gestellte Frage.

Der gerissene Politiker war viel zu wachsam, um in diese Falle zu gehen. »Wenn Sie damit eine Rückkehr zu höherer Beschäftigungsquote, geringerer Inflation und besserem Lebensstandard meinen, lautet die Antwort ja.« Er hörte sich kaum anders an als ein republikanischer Kandidat während einer Vorwahl in den Vereinigten Staaten.

»Aber das ist genau, was Tschernopow als die Politik der derzeitigen Regierung darstellt.«

»Die Politik der derzeitigen Regierung«, entgegnete Zerimskij, »ist darauf gerichtet, daß das Schweizer Nummernkonto des Premierministers von Dollars überfließt. Dieses Geld gehört jedoch dem russischen Volk. Deshalb darf unser nächster Präsident nicht Tschernopow heißen. Ich habe gehört, daß Tschernopow an siebter Stelle geführt wird, wenn die Zeitschrift Fortune die Liste der zehn reichsten Männer der Welt veröffentlicht. Wählt man ihn zum Präsidenten, wird er innerhalb der nächsten fünf Jahre Bill Gates von Platz eins verdrängt haben. Nein, meine Freunde«, fügte er hinzu, »Sie werden feststellen, daß das russische Volk mit Pauken und Trompeten für die Rückkehr zu jenen Zeiten stimmen wird, als wir die angesehenste Nation der Welt waren.«

»Und die gefürchtetste?« warf ein anderer Journalist ein.

»Das wäre besser als eine Fortführung der gegenwärtigen Situa-

tion, in der wir vom Rest der Welt schlichtweg ignoriert werden«, sagte Zerimskij. Jetzt schrieben die Journalisten jedes seiner Worte mit.

»Warum dein Freund so interessieren für Viktor Zerimskij?« flüsterte Sergej am anderen Ende der Galerie.

»Du stellst zu viele Fragen«, erwiderte Jackson.

»Zerimskij böses Mensch.«

»Warum?« Jackson ließ keinen Blick von Connor.

»Wenn ihn wählen, er stecken Leute wie mich in Gefängnis, und wir alle kehren zurück »gut alte Zeit«, und er essen in Kreml Kaviar und trinken Wodka.«

Zerimskij setzte sich in Richtung Ausgang in Bewegung. Sein Gefolge und der Museumsdirektor bemühten sich, mit ihm Schritt zu halten. An der untersten Stufe blieb der Kandidat stehen, um sich vor Goyas gewaltigem *Christus steigt vom Kreuze* fotografieren zu lassen. Connor war so bewegt von dem Gemälde, daß ihn die Menge, die Zerimskij folgte, beinahe umrannte.

»Du mögen Goya Jackson?« wisperte Sergej.

»So viel habe ich von ihm noch nicht gesehen«, gestand der Amerikaner. »Aber das hier ist beeindruckend.«

»Hier noch mehr in Keller. Ich kann jederzeit besorgen...« Er rieb den Daumen am Zeigefinger.

Jackson hätte dem Jungen eine Ohrfeige versetzt, hätte es nicht die Aufmerksamkeit auf sie gelenkt.

»Dein Mann wieder gehen«, sagte Sergej plötzlich. Jackson blickte auf und sah gerade noch, wie Connor aus einem Seiteneingang der Galerie verschwand, gefolgt von Ashley Mitchell.

Connor saß allein in einem griechischen Restaurant an der Pretschinstenka und ließ sich durch den Kopf gehen, was er an diesem Vormittag gesehen hatte. Obwohl Zerimskij stets von einer Meute Leibwächter umgeben war, die sich aufmerksam in alle Richtungen umschauten, war er nicht so gut beschützt wie die meisten führenden Politiker im Westen. Einige seiner Bewacher mochten ja tapfer und fähig sein, doch nur drei von ihnen schienen Erfah-

rung im Schutz von hohen Staatsmännern zu haben. Und sie konnten nicht den ganzen Tag im Dienst sein.

Er versuchte ein Moussaka zu verdauen, das alles andere als schmackhaft gewesen war, während er Zerimskij's Zeitplan von heute an bis zum Tag der Wahl durchging. Der Kandidat musste sich danach in den nächsten acht Tagen bei siebenundzwanzig verschiedenen Anlässen in der Öffentlichkeit sehen lassen. Bis ein Kellner schwarzen Kaffee vor ihn stellte, hatte Connor die einzigen drei Schwachstellen herausgefunden, denen nachzugehen sich lohnte, sollte Zerimskij's Name für immer von der Kandidatenliste verschwinden.

Er blickte auf die Uhr. Am Abend wurde Zerimskij vor einer Parteiversammlung in Moskau reden; morgen früh reiste er dann mit dem Zug zu einer Fabrikeinweihung nach Jaroslawl; danach ging es zurück in die Hauptstadt zu einer Vorstellung des Bolschoi-Balletts; anschließend führte die Reise ihn mit dem Mitternachtszug nach St. Petersburg. Connor beschloß, Zerimskij in Jaroslawl zu beschatten. Außerdem hatte er eine Karte für das Ballett bestellt und ein Bahnticket nach St. Petersburg gebucht.

Während er an seinem Kaffee nippte, dachte er über Ashley Mitchells seltsames Verhalten im Puschkinmuseum nach. Jedesmal wenn er in Mitchells Richtung geblickt hatte, war der unerfahrene junge Mann hinter eine Säule getreten, und Connor hatte alle Mühe gehabt, nicht laut zu lachen. Er hatte beschlossen, Mitchell die Chance zu geben, ihn tagsüber zu beschatten – vielleicht erwies er sich ja zu irgendeinem Zeitpunkt als nützlich –, aber er hatte nicht vor, ihn herausfinden zu lassen, wo er übernachtete. Er schaute aus dem Fenster und sah den Kulturattaché mit der heutigen Ausgabe der *Prawda* auf einer Bank sitzen. Er lächelte. Ein Profi müßte immer imstande sein, seine Zielperson zu observieren, ohne selbst gesehen zu werden.

Jackson holte seine Geldbörse aus der inneren Jackentasche, nahm einen Hundertrubelschein heraus und reichte ihn dem Jungen.

»Besorg uns beiden was zu essen, aber geh nicht in die Nähe des Restaurants.« Mit einem Kopfnicken deutete er über die Straße.

»Ich noch nie in Restaurant. Was du mögen?«

»Du kannst mir das gleiche bringen, was du für dich kaufst.«

»Du kapieren schnell, Jackson«, lobte Sergej und rannte los.

Jackson blickte die Straße hinauf und hinunter. Der Mann, der auf einer Bank die *Prawda* las, trug nicht einmal einen Mantel. Er war offenbar davon ausgegangen, daß Observierungen nur in warmer, gemütlicher Umgebung vorgenommen wurden. Aber da Fitzgerald ihm gestern entwischt war, durfte er nun zweifellos nicht riskieren, ihn aus den Augen zu verlieren. Seine Ohren glühten, sein Gesicht brannte vor Kälte, und er hatte niemanden, der ihm etwas zu essen holen könnte. Jackson bezweifelte, daß er ihn morgen wiedersehen würde.

Sergej kehrte nach wenigen Minuten mit zwei Papiertüten zurück. Eine gab er Jackson. »Big Mac mit Fritten und Ketchup.«

»Warum habe ich bloß das Gefühl, daß Zerimskij McDonalds schließen läßt, falls er Präsident wird?« murmelte Jackson. Er biß von dem Hamburger ab.

»Und ich denken, du brauchen das hier.« Sergej reichte ihm eine mit Kaninchenfell gefütterte Offiziersmütze.

»Das hast du alles für hundert Rubel bekommen?« staunte Jackson.

»Nein, Mütze geklaut«, entgegnete Sergej gleichmütig. »Denken, du das mehr brauchen als Soldat.«

»Du kannst uns beide ins Gefängnis bringen!«

»Du nix Angst haben. In Rußland zwei Millionen Soldaten. Da von Hälfte lange Zeit nix Geld bekommen. Die meisten dir würden verkaufen eigen Schwester für hundert Rubel.«

Jackson probierte die Mütze. Sie paßte wie angegossen.

Keiner sprach, während sie ihr Essen verschlangen, und beide behielten das Restaurant im Auge.

»Sehen Mann mit *Prawda* auf Bank?«

»Ja«, bestätigte Jackson.

»Er auch in Puschkinmuseum.«

»Du kapiert schnell«, sagte Jackson.

»Du nicht vergessen, ich haben russisch Mutter«, erwiderte Sergej. »Übrigens, zu welche Seite gehören Mann auf Bank?«

»Ich weiß, wer ihn bezahlt, aber ich weiß nicht, auf welcher Seite er ist.«

Connor betrat das Lenin-Mausoleum als einer der letzten. Er setzte sich in den hinteren Teil des Raumes, der für die Presse reserviert war, und machte sich so unauffällig wie möglich. Unwillkürlich mußte er an das letzte Mal denken, als er in Rußland eine politische Versammlung besucht hatte. Damals war er ebenfalls gekommen, um sich die Rede des kommunistischen Kandidaten anzuhören, aber das war noch zu der Zeit gewesen, als nur ein einziger Name auf dem Stimmzettel gestanden hatte, was möglicherweise der Grund dafür war, daß lediglich siebzehn Prozent der Bevölkerung am Wahltag ihre Stimmen abgegeben hatten.

Connor schaute sich im Mausoleum um. Obwohl bis zur geplanten Ankunft des Kandidaten noch fünfzehn Minuten vergehen würden, war jeder Platz bereits besetzt, und auf den Gängen standen weitere Teilnehmer. Auf dem Podest vergewisserten sich mehrere Wahlhelfer, daß alles zur Zufriedenheit des Kandidaten vorbereitet war. Ein alter Mann rückte einen fast thronähnlichen Stuhl zurecht.

Die Versammlung der getreuen Parteimitglieder unterschied sich von einer amerikanischen politischen Versammlung wie die Nacht vom Tag. Die Delegierten, falls es sich um solche handelte, trugen billige, schlechtsitzende Anzüge. Sie sahen unterernährt aus und warteten stumm auf Zerimskij's Erscheinen.

Connor senkte den Kopf und kritzerte in seinen Notizblock; er wollte sich ungern in ein Gespräch mit der Journalistin zu seiner Linken einlassen. Sie hatte dem Korrespondenten, der rechts von ihr saß, bereits erzählt, daß sie für die Istanbul News arbeite, die einzige englischsprachigen Zeitung der Türkei, und daß ihr Chefredakteur gesagt habe, es sei eine Katastrophe, sollte Zerimskij Präsident werden. Sie fuhr fort, sie habe ihrer Befürchtung bereits Ausdruck verliehen, daß der kommunistische Kandidat es möglicherweise mit knapper Mehrheit schaffen könne. Hätte sie Connor nach seiner Meinung gefragt, hätte er ihr zustimmen müssen.

Seine Befürchtung, daß er den Auftrag ausführen mußte, wuchs von Stunde zu Stunde.

Wenige Sekunden später begann die türkische Journalistin ein Porträt von Zerimskij zu skizzieren. Offenbar konnte sich ihre Zeitung den Luxus eines Fotografen nicht leisten und verließ sich wahrscheinlich noch auf Nachrichten- und Bildagenturen und das, was diese billig liefern konnten. Connor mußte zugeben, daß ihre Skizze Zerimskis Aussehen und Charakter treffend wiedergab.

Er schaute sich wieder im Mausoleum um. War ein erfolgreicher Mordanschlag in einem so überfüllten Raum wie dem Lenin-Mausoleum überhaupt möglich? Nicht, wenn man zu entkommen hoffte. Zerimskij zu erschießen, während er in seinem Wagen saß, war eine weitere Möglichkeit, obwohl der Präsidentschaftskandidat bestimmt sehr gut geschützt sein würde. Eine Bombe kam für Connor nicht in Betracht, denn bei derartigen Anschlägen wurden häufig völlig Unbeteiligte getötet, während die Zielperson gar nicht in Mitleidenschaft gezogen wurde. Wollte Connor eine Chance haben zu entkommen, mußte er sich auf ein Präzisionsgewehr verlassen und Zerimskij an einem öffentlichen Ort erledigen, etwa bei einer Wahlkundgebung, damit er nach der Tat in der Menge untertauchen konnte. Nick Gutenburg hatte ihm versichert, daß eine spezialangefertigte Remington 700 in der US-Botschaft bereitliegen würde, lange ehe er in Moskau eintraf – ein weiterer Mißbrauch der Diplomatenpost. Sobald Lawrence den Einsatzbefehl erteilte, würde man Connor die Wahl von Zeit und Ort überlassen.

Nachdem er Zerimskis Zeitplan eingehend studiert hatte, entschied Connor sich als erste Alternative für Severodvinsk, wo der Kommunistenführer zwei Tage vor der Wahl bei einer Kundgebung in einer Werft eine Rede halten würde. Connor hatte sich bereits Kräne angesehen, wie sie in russischen Hafenanlagen benutzt wurden, und überlegt, wie lange man sich in einem dieser Kräne verstecken konnte, ohne entdeckt zu werden.

Köpfe drehten sich zur Rückseite des Raumes um. Auch Connor blickte zum Eingang. Eine Gruppe Männer in schlechtsitzenden

Anzügen mit Ausbuchtungen unter den Armen füllte den hinteren Teil des Raumes. Sie schauten sich genauestens im Mausoleum um, bevor ihr Parteiführer erschien.

Connor erkannte, daß die Methoden der Leibwächter primitiv und ineffizient waren, doch wie alle Sicherheitskräfte hofften sie wahrscheinlich, daß ihre bloße Anwesenheit und ihre beeindruckende Zahl jeden einschüchtern und davon abhalten würde, irgend etwas zu versuchen. Connor betrachtete die Gesichter der Sicherheitsleute – auch die drei Profis waren wieder im Einsatz.

Plötzlich brandete im hinteren Teil des Mausoleums Applaus auf, gefolgt von Jubelrufen. Als Zerimskij eintrat, erhoben die Parteimitglieder sich wie ein Mann, um ihrem Präsidentschaftskandidaten zuzujubeln. Selbst die Journalisten sahen sich gezwungen aufzustehen, wollten sie den Einmarsch des Kandidaten verfolgen. Zerimskij s Weg zur Bühne verzögerte sich, weil er immer wieder stehenblieb, um Hände zu schütteln und ein paar Höflichkeitsfloskeln von sich zu geben. Als er die Bühne schließlich erreichte, wurde der Jubel fast ohrenbetäubend.

Der ältliche Vorsitzende, der geduldig vorn am Podest gewartet hatte, führte Zerimskij die Stufen zum thronartigen Stuhl hinauf. Als Zerimskij sich gesetzt hatte, schritt der Alte bedächtig zum Mikrofon, das weiter vorn auf dem Podest stand. Die Anwesenden nahmen ihre Plätze wieder ein, und Stille breitete sich aus.

Die Rede des ältlichen Vorsitzenden, der Zerimskij als den »nächsten Präsidenten Rußlands« vorstellte, war eine ermüdende Angelegenheit. Je länger der Alte sprach, desto unruhiger wurden die Zuhörer. Zerimskij's Gefolge, das hinter ihm stand, wurde sichtlich kribbelig, und aus ihren Gesichtern war Verärgerung zu lesen. Mit einer abschließenden Phrase bezeichnete der alte Mann Zerimskij als »legitimen Erben des Genossen Wladimir Iljitsch Lenin«. Dann trat er zur Seite, um Platz für den Kandidaten zu machen, der nicht den Eindruck machte, als hätte er den Vergleich mit Lenin als sonderlich passend empfunden.

Kaum hatte Zerimskij sich von seinem Platz hinten auf der Bühne erhoben, um langsam nach vorn zu gehen, jubelte die Menge

ihm wieder begeistert zu. In Siegerpose warf er die Arme hoch, worauf der Beifall noch lauter wurde.

Connor nahm den Blick keine Sekunde von Zerimskij. Er prägte sich jede seiner Bewegungen ein, seine jeweilige Haltung, seine Posen. Wie alle tatkräftigen Menschen verhielt er sich kaum einen Augenblick still.

Schließlich gab der Kandidat seinen Bewunderern durch einen Wink zu verstehen, daß es nun genug des Jubels sei und daß alle wieder Platz nehmen könnten. Connor prägte sich ein, daß zwischen der Vorstellung des Kandidaten bis zum Beginn seiner Rede gut drei Minuten vergangen waren.

Zerimskij begann erst zu sprechen, als alle ihre Plätze eingenommen hatten und völlige Stille im Raum herrschte.

»Genossen«, begann er mit fester, lauter Stimme. »Es ist mir eine große Ehre, als euer Präsidentschaftskandidat vor euch zu stehen. Mit jedem Tag wird mir deutlicher bewußt, daß das russische Volk einen Neubeginn fordert. Obgleich wenige unserer Bürger sich eine Rückkehr zum alten totalitären Regime der Vergangenheit wünschen, ersehnt sich die Mehrheit doch eine gerechtere Verteilung der Werte, die durch ihr Können und ihre harte Arbeit geschaffen wurden.«

Wieder applaudierten die Zuhörer.

»Laßt uns nie vergessen«, fuhr Zerimskij fort, »daß Rußland wieder zur meistgeachteten Nation der Welt werden kann. Wenn andere Länder daran zweifeln, haben sie sich die Gefahren selbst zuzuschreiben, wenn ich erst Präsident bin.«

Die Journalisten beeilten sich, alles mitzuschreiben, und die Zuhörer applaudierten noch lauter. Es dauerte fast zwanzig Sekunden, ehe Zerimskij weiterreden konnte.

»Seht euch auf den Straßen Moskaus um, Genossen. Ja, ihr werdet Mercedes, BMWs und Jaguars sehen – aber wer fährt diese Autos? Nur einige Privilegierte. Und diese Privilegierten sind es, die sich Tschernopows Wahl zum Präsidenten wünschen, damit sie die Freuden des Kapitalismus auch weiterhin genießen können! Freuden, wie keiner der hier Versammelten sie je für sich selbst

erhoffen kann. Die Zeit ist gekommen, meine Freunde, daß dieser Reichtum – euer Reichtum – unter den vielen aufgeteilt wird, nicht unter den wenigen. Ich freue mich auf den Tag, wenn auf Rußlands Straßen mehr Familienwagen fahren als Limousinen und wenn wieder mehr Fischerboote als Jachten durch unsere Gewässer gleiten. Und ich sehne den Tag herbei, da unser Geld nicht auf geheime Schweizer Bankkonten wandert, sondern Krankenhäuser und Kindergärten davon errichtet werden.«

Wieder nahmen die Zuhörer seine Worte mit überschwenglicher Begeisterung und anhaltendem Beifall auf.

Als der Applaus schließlich verebbte, senkte Zerimskij die Stimme. Trotzdem war jedes Wort selbst in der hintersten Reihe deutlich zu vernehmen. »Wenn ich euer Präsident werde, eröffne *ich* gewiß keine Konten auf Schweizer Banken, sondern Fabriken in ganz Rußland. *Ich* werde meine Zeit nicht mit Nichtstun in luxuriösen Datschas verbringen, sondern Tag und Nacht in meinem Büro arbeiten. *Ich* werde mich voll und ganz eurem Wohle widmen. *Ich* werde mit dem Einkommen eines Präsidenten mehr als zufrieden sein. *Ich* werde keine Bestechungsgelder von unehrenhaften Geschäftsleuten annehmen, deren einziges Interesse darin besteht, die Reichtümer unserer Nation an sich zu raffen.«

Diesmal war der Jubel so enthusiastisch, daß Zerimskij eine Minute warten mußte, bevor er seine Rede fortsetzen konnte.

»Dort hinten in diesem Raum«, er deutete mit einem kurzen dicken Finger auf die Journalisten, »sitzen die Vertreter der Weltpresse.« Er machte eine Pause, kräuselte die Lippen und fügte ironisch hinzu: »Und ich möchte sie alle ganz herzlich willkommen heißen.«

Dieser Bemerkung folgte kein Applaus.

»Ich möchte noch erwähnen, daß ich die sehr verehrten Damen und Herren von der Presse erteiche, nicht nur zu den Vorwahlen nach Moskau zu kommen. Nein, sie sollen sich hier akkreditieren lassen, um der Welt von Rußlands neuem rechtem Weg zu berichten. Denn die Zeit wird kommen, da wir nicht mehr auf Almosen angewiesen sein werden, die bei den Treffen der Großen Sieben

für uns abfallen. Ganz im Gegenteil, wir werden bald die Nummer eins der führenden Industrienationen der Welt sein. Würde Tschernopow Präsident werden, würde den Amerikanern die mexikanische Innenpolitik wichtiger sein als die russische Außenpolitik. In Zukunft wird Mr. Lawrence sich im Weißen Haus anhören müssen, was Sie ihm von uns zu berichten haben. Und dann, liebe Freunde, muß er Stellung beziehen und nicht nur leere Phrasen dreschen, wie sehr er Boris mochte.«

Gelächter breitete sich im Saal aus.

»Er mag ja alle anderen beim Vornamen nennen, mich aber wird er mit »Herr Präsident« anreden.«

Connor wußte, daß die amerikanischen Medien diese Worte von Küste zu Küste berichten würden und daß man im Oval Office jedes Wort der Rede analysieren würde.

»Es sind nur noch acht Tage, meine Freunde, bis das Volk entscheidet«, sagte Zerimskij. »Nutzen wir bis dahin jeden Augenblick, um dafür zu sorgen, daß unser Sieg bei der Wahl überwältigend sein wird. Ein Sieg, der unsere Botschaft in die ganze Welt tragen wird – die Botschaft, daß Rußland wieder als eine Macht auf der Weltbühne steht, mit der gerechnet werden muß!« Seine Stimme schwoll nun mit jedem Wort an. »Aber tut es nicht für mich. Tut es nicht einmal für die kommunistische Partei. Tut es für die nächste Generation in Rußland, damit sie stolz darauf sein kann, Bürger der größten und ruhmreichsten Nation der Erde zu sein. Wenn ihr mir eure Stimme gebt, könnt ihr sicher sein, daß ich dafür sorgen werde, daß das *Volk* wieder die wahre Macht im Staate wird.«

Er legte eine Pause ein und ließ den Blick bedächtig über die Zuhörer schweifen. »Ich bitte euch nur um eines - daß ihr mir das Privileg erteilt, diese Menschen zu führen.« Er senkte die Stimme beinahe bis zum Flüstern und beendete die Rede mit den Worten: »Ich will nicht Herr sein, sondern Diener. Euer Diener. Der treue Diener meines Volkes.«

Zerimskij trat einen Schritt zurück und warf wieder die Arme in die Höhe. Die Zuhörer erhoben sich wie ein Mann. Dieses Ende

der Rede hatte siebenundvierzig Sekunden gedauert, und Zerimskij hatte sich dabei nicht einen Moment still verhalten. Zuerst hatte er sich zur rechten Seite bewegt, dann nach links und dabei jeweils den entsprechenden Arm gehoben, doch nie länger als ein paar Sekunden. Dann verbeugte er sich tief. Nachdem er zwölf Sekunden lang in dieser Haltung verharrt hatte, richtete er sich kerzenrade auf und klatschte mit.

Weitere elf Minuten blieb er in der Mitte des Podests stehen und wiederholte einige Gesten mehrmals. Als er das Gefühl hatte, alles an Applaus und Jubelrufen aus der Zuhörerschaft herausgeholt zu haben, stieg er die Stufen vom Podest hinunter, gefolgt von seinen Begleitern. Während er den Mittelgang entlangschritt, schwoll der Applaus an, wurde noch frenetischer als zuvor, und noch mehr Arme streckten sich dem Kandidaten entgegen. Zerimskij griff nach so vielen Händen, wie es ihm bei seiner langsam Prozession bis zum Ausgang des Mausoleums möglich war. Connors Augen hafteten unentwegt auf ihm. Selbst nachdem Zerimskij das Gebäude verlassen hatte, hielt der Applaus an. Er verstummte erst, als die Versammlung sich allmählich auflöste.

Connor waren an Zerimskij mehrere charakteristische Bewegungen des Kopfes und der Hände aufgefallen, kleine Maniererheiten, die oft wiederholt wurden. Er hatte bereits erkannt, daß bestimmte Phrasen regelmäßig von bestimmten Gesten begleitet wurden, und bald würde er in der Lage sein, sie intuitiv vorherzusehen.

»Dein Freund gerade gegangen«, sagte Sergej. »Soll ich folgen ihm?«

»Das wird nicht nötig sein«, antwortete Jackson. »Wir wissen, wo er übernachtet. Aber der arme Bursche, der ein paar Schritte hinter ihm geht, wird in der nächsten Stunde sicher gründlich in die Irre geführt.«

»Was wir als nächstes machen?«

»Geh du heim, und schlaf dich gründlich aus. Ich habe so das Gefühl, daß morgen ein langer Tag wird.«

»Du mich heute noch nicht bezahlen.« Sergej streckte die Hand

aus. »Inzwischen neun Stunden mal sechs Dollar – sind sechsundfünfzig Dollar.«

»Es waren acht Stunden mal fünf Dollar«, berichtigte ihn Jackson. »Aber es war ein cleverer Versuch von dir.« Er gab Sergej vierzig Dollar.

»Und morgen?« erkundigte sich sein junger Partner, nachdem er die Scheine gezahlt und eingesteckt hatte. »Wann du wollen, daß ich kommen?«

»Wir treffen uns um fünf Uhr vor dem Hotel meines Freundes. Komm nicht zu spät. Ich nehme an, daß er Zerimskij auf seinen Fahrten folgen wird; also nach Jaroslawl, dann zurück nach Moskau und von dort weiter nach St. Petersburg.«

»Du haben Glück, Jackson. Ich in St. Petersburg geboren. Dort kein Fleck ich nicht kennen. Aber du nicht vergessen, außerhalb Moskau ich verlangen doppelt.«

»Weißt du, Sergej, wenn du so weitermachst, wirst du mir zu teuer. Dann hast du dich selbst um deinen Job gebracht.«

Maggie fuhr eine Minute nach dreizehn Uhr vom Parkplatz der Universität ab. Sie bog nach links auf die Prospect Street ab und bremste nur kurz beim ersten Stoppschild, bevor sie wieder Gas gab. Sie machte stets nur eine Stunde Mittagspause, und wenn sie jetzt keinen Parkplatz in nächster Nähe des Restaurants fand, ging das auf Kosten dieser einen Stunde, die sie miteinander hatten. Und heute brauchte sie wirklich jede Minute.

Nicht daß einer ihrer Mitarbeiter sich beklagen würde, hätte Maggie sich den Nachmittag freigenommen. Sie arbeitete bereits seit achtundzwanzig Jahren für die Universität, davon die letzten sechs als Leiterin des Immatrikulationsbüros. Hätte sie die Überstunden berechnet, die in diesen Jahren aufgelaufen waren, hätte die Georgetown University vermutlich ein Darlehen aufnehmen müssen, um das ausstehende Gehalt bezahlen zu können.

Wenigstens waren die Götter ihr heute hold. Eine Frau fuhr nur wenige Meter von dem Restaurant entfernt, in dem Maggie sich verabredet hatte, aus einer Parkbucht. Sie steckte vier Quarter für eine Stunde in die Parkuhr.

Beim Betreten des Cafe Milano nannte Maggie dem Oberkellner ihren Namen. »Bitte folgen Sir mir, Mrs. Fitzgerald«, bat er sie und führte sie zu einem Fenstertisch, wo jemand auf sie wartete, der für seine Pünktlichkeit bekannt war.

Maggie küßte die Frau, die neunzehn Jahre lang Connors Sekretärin gewesen war, und setzte sich ihr gegenüber an den Tisch. Joan liebte Connor wahrscheinlich so sehr, wie sie je einen Mann geliebt hatte, und für diese Liebe war sie allenfalls mit einem auf die Wange gehauchten Kuß belohnt worden sowie mit einem Weihnachtsgeschenk, das letztendlich stets von Maggie ausgesucht wurde. Obwohl Joan noch keine Fünfzig war, verrieten ihre schlichten Tweedkostüme, die flachen Schuhe und das stoppelig kurzgeschnittene Haar, daß sie es schon vor langer Zeit aufgegeben hatte, anziehend auf das andere Geschlecht zu wirken.

»Ich hab' schon gewählt«, sagte Joan und klappte die Speisekarte zu.

»Ich weiß auch schon, was ich bestelle«, erklärte Maggie.

»Wie geht es Tara?« fragte Joan.

»Sie hängt rum, wie sie es nennt. Ich kann nur hoffen, daß sie ihre Dissertation wirklich abschließt. Ich weiß, daß Connor andernfalls sehr enttäuscht wäre, obwohl er nie etwas zu Tara sagen wurde.«

»Er hält große Stücke auf Stuart«, sagte Joan in dem Moment, als ein Kellner an ihren Tisch kam.

»Ja«, erwiderte Maggie ein bißchen traurig. »Ich fürchte, ich muß mich damit abfinden, daß unser einziges Kind fast einundzwanzigtausend Meilen von uns entfernt zu Hause sein wird.« Sie blickte zum Kellner auf. »Cannelloni und gemischten Salat für mich.«

»Und ich hätte gern die Pasta Angelina«, bat Joan.

»Etwas zu trinken, meine Damen?« erkundigte der Kellner sich hoffnungsvoll.

»Nein, danke«, antwortete Maggie fest »Nur ein Glas Wasser.« Joan nickte zustimmend.

»Ja, Connor und Stuart haben sich vom ersten Moment an großartig verstanden«, sagte Maggie, als der Kellner gegangen war. »Stuart wird Weihnachten bei uns verbringen. Sie werden also die Gelegenheit haben, ihn kennenzulernen.«

»Das freut mich.«

Maggie spürte, daß Joan noch etwas hinzufügen wollte, doch nach so vielen Jahren hatte sie gelernt, daß es sinnlos war, Joan zu bedrängen. Falls es sich um etwas Wichtiges handelte, würde Joan es sie wissen lassen, sobald sie den richtigen Zeitpunkt für gekommen glaubte.

»Ich habe in den vergangenen Tagen mehrmals versucht, Sie anzurufen. Ich hatte gehofft, Sie würden vielleicht mit mir in die Oper gehen oder zum Abendessen zu mir kommen, aber offenbar sind Sie selten zu Hause.«

»Jetzt, da Connor die Gesellschaft verlassen hat, hat man das

Büro in der M Street geschlossen und mich zurück ins Hauptquartier versetzt«, erklärte Joan.

Maggie bewunderte die Sorgfalt, mit der Joan ihre Worte gewählt hatte. Keine Andeutung, wo sie arbeitete oder für wen, kein Hinweis auf ihre neuen Pflichten, nun, da sie nicht mehr für Connor tätig war.

»Er hat keinen Hehl daraus gemacht, daß er hofft, Sie würden ebenfalls zur Washington Provident kommen und wieder mit ihm arbeiten.«

»Wie gern ich das tun würde. Aber es hat keinen Sinn, Pläne zu schmieden. Wer weiß, was noch alles dazwischenkommt.«

»Was meinen Sie mit ›dazwischenkommt‹?« wunderte sich Maggie. »Connor hat Ben Thompsons Angebot bereits angenommen. Er muß vor Weihnachten zurück sein, damit er seine Stelle Anfang nächsten Jahres antreten kann.«

Ein langes Schweigen setzte ein, das Maggie hellhörig machte. »Also hat er die Stelle bei der Washington Provident doch nicht bekommen.«

Der Kellner brachte ihr Essen. »Ein bißchen Parmesan, Madame?« fragte er, als er die Teller auf den Tisch stellte.

»Danke«, murmelte Joan und starre angespannt auf ihre Pasta.

»Deshalb also hat Ben Thompson mir vergangenen Donnerstag in der Oper die kalte Schulter gezeigt! Er hat sich nicht einmal erboten, mir einen Drink zu bezahlen.«

»Das tut mir leid«, murmelte Joan, als der Kellner den Tisch verließ. »Ich hatte angenommen, Sie wüßten es.«

»Machen Sie sich deshalb keine Gedanken. Connor hätte es mir gesagt, sobald er ein anderes Einstellungsgespräch hinter sich gebracht hat, und dann behauptet, daß es eine viel bessere Stelle sei als die bei der Washington Provident.«

»Wie gut Sie ihn kennen«, sagte Joan.

»Manchmal frage ich mich, ob ich ihn überhaupt kenne«, entgegnete Maggie. »Zur Zeit habe ich nicht die leiseste Ahnung, wo er ist oder was er tut.«

»Ich weiß leider auch nicht viel mehr als Sie. Zum erstenmal seit

neunzehn Jahren hat er kein einziges Wort darüber verloren, was er vorhat.«

»Diesmal ist es anders, Joan, nicht wahr?« Maggie blickte sie fest an.

»Wie kommen Sie darauf?«

»Er sagte mir, er müsse ins Ausland reisen, aber er hat seinen Reisepaß nicht mitgenommen. Ich vermute, daß er noch in den Staaten ist. Aber warum...«

»Daß er den Reisepaß nicht mitgenommen hat, beweist nicht, daß er nicht im Ausland ist«, gab Joan zu bedenken.

»Wahrscheinlich nicht«, mußte Maggie zugeben. »Aber diesmal hat er den Paß zum erstenmal so versteckt, daß ich ihn finden mußte, und das wußte er.«

Wenige Minuten später erschien der Kellner wieder und räumte den Tisch ab.

»Darf ich Ihnen ein Dessert bringen?« erkundigte er sich.

»Mir nicht, danke«, antwortete Joan, »nur Kaffee.«

»Für mich auch«, sagte Maggie. »Schwarz und ohne Zucker.« Sie blickte auf die Uhr. Ihr blieben nur noch sechzehn Minuten. Sie biß sich auf die Lippe. »Joan, ich habe Sie noch nie zuvor gebeten, mir etwas Vertrauliches mitzuteilen. Aber diesmal gibt es etwas, das ich unbedingt wissen muß.«

Joan schaute aus dem Fenster auf den gutaussehenden jungen Mann, der seit vierzig Minuten auf der anderen Straßenseite an einer Hauswand lehnte. Sie glaubte, ihn schon einmal gesehen zu haben.

Als Maggie um sieben Minuten vor zwei das Restaurant verließ, fiel ihr nicht auf, daß der junge Mann ein Handy aus der Tasche zog. Selbst wenn sie es gesehen hätte, hätte sie nicht wissen können, daß der Mann eine Geheimnummer wählte.

»Ja?« fragte Nick Gutenburg.

»Mrs. Fitzgerald hat soeben ihren Lunch mit Joan Bennett im Cafe Milano an der Prospect beendet. Sie waren siebenundvierzig Minuten beisammen. Ich konnte jedes Wort ihres Gesprächs aufnehmen.«

»Gut. Bringen Sie mir sofort die Kassette.«

Als Maggie die Treppe zum Immatrikulationsbüro hinaufrannte, zeigte die große Uhr im Universitätshof zwei Minuten vor zwei.

In Moskau war es eine Minute vor zweiundzwanzig Uhr. Connor genoß das Finale von Giselle. Wie immer war das Bolschoi-Ballett großartig. Im Gegensatz zu den meisten Zuschauern hielt Connor sein Opernglas jedoch nicht auf die Tanzschritte der Primaballerina gerichtet, sondern unmerklich etwas nach rechts, um sich zu vergewissern, daß Zerimskij sich noch in seiner Loge befand. Connor wußte, wie begeistert Maggie vom Tanz der Wilis gewesen wäre, der Geister von sechsunddreißig jungen Bräuten im Hochzeitsgewand, die im Mondschein Pirouetten drehten. Er mußte sehr aufpassen, sich von ihren Plies und Arabesken nicht so sehr in den Bann schlagen zu lassen, daß er darüber vergaß, sich darauf zu konzentrieren, was in Zerimskis Loge vor sich ging. Maggie besuchte in fremden Städten oft das Ballett. Es hätte sie bestimmt erheitert, daß der kommunistische Parteiführer Rußlands an einem einzigen Abend erreicht hatte, was sie seit dreißig Jahren vergeblich versuchte: Connor in ein Opernhaus zu locken.

Connor betrachtete die Männer in der Loge eingehend. Rechts von Zerimskij saß Dimitrij Titow, sein Stabschef; zu seiner Linken der betagte Mann, der die einführenden Worte gesprochen hatte, bevor Zerimskij am vergangenen Abend im Lenin-Mausoleum seine Rede hielt. Hinter ihm, im Halbdunkel, standen drei Wächter. Connor nahm an, daß zumindest ein Dutzend weitere auf dem Korridor vor der Loge postiert waren.

Das riesige Theater mit seinen wundervoll angeordneten Rängen und den Logen mit ihren vergoldeten, mit rotem Samtplüsch gepolsterten Stühlen war immer auf Wochen voraus ausverkauft. Doch Maggies Theorie traf auch auf Moskau zu: Eine einzelne Karte kann man immer bekommen, sogar im letzten Augenblick.

Kurz bevor der Dirigent im Orchestergraben erwartet wurde, hatte ein Teil der Zuschauermenge zu applaudieren begonnen.

Connor hatte von seinem Programmheft aufgeblickt und gese-

hen, daß ein paar Besucher zu einer Loge in der zweiten Balkonreihe deuteten. Zerimskij hatte sein Eintreffen perfekt getimt. Er stand an der Brüstung der Loge, winkte und lächelte. Nicht ganz die Hälfte der Zuschauer erhob sich und spendete frenetisch Beifall, während die anderen sitzen blieben. Einige klatschten höflichkeitshalber ebenfalls, andere setzten ihre Gespräche unbeirrt fort, als wäre Zerimskij gar nicht vorhanden. Diese Reaktion bestätigte offenbar die Richtigkeit der Meinungsumfrage – daß Tschernopow in der Gunst der Wähler nur noch wenige Prozentpunkte vor seinem Gegner lag.

Sobald der Vorhang sich gehoben hatte, bemerkte Connor rasch, daß Zerimskij sich ebensowenig für Ballett interessierte wie für die bildende Kunst. Es war ein weiterer langer Tag für den Kandidaten gewesen; deshalb war es nicht verwunderlich, daß es ihm schwerfiel, sein Gähnen zu unterdrücken, wie Connor nicht entging. Zerimskij war früh am Morgen mit dem Zug nach Jaroslawl gefahren, um gleich nach der Ankunft sein Programm mit dem Besuch einer Textilfabrik am Strand zu beginnen. Nachdem er die Gewerkschaftsführer eine Stunde später verlassen hatte, gönnte er sich rasch ein belegtes Brötchen und begab sich umgehend in eine Markthalle, dann zu einer Schule, danach zu einem Polizeirevier und zu einem Krankenhaus und machte schließlich einen nicht eingeplanten Spaziergang über den Hauptplatz der Stadt. Schließlich war er im Eiltempo zu dem Zug gefahren worden, den man für ihn aufgehalten hatte.

Die Versprechungen, die Zerimskij jedem machte, der ihm zuhören bereit war, unterschieden sich kaum von den gestrigen, abgesehen davon, daß »Moskau« durch »Jaroslawl« ersetzt wurde. Die Bewaffneten, die den Kandidaten auch hier zu jedem Auftritt begleiteten, wirkten noch amateurhafter als die im Lenin-Mausoleum. Es war offensichtlich, daß die einheimischen Sicherheitsbehörden keinen Moskowiter auf ihrem Territorium duldeten.

Connor folgerte daraus, daß ein Attentat auf Zerimskij außerhalb der Hauptstadt eine viel größere Erfolgschance hatte. Der Anschlag müßte in einer Stadt verübt werden, die groß genug war,

dem Attentäter die Möglichkeit zum Untertauchen zu geben, und die stolz und selbstbewußt genug war, daß die örtlichen Sicherheitsbehörden sich von den drei Profis aus Moskau nichts vorschreiben ließen.

Zerimskij's Besuch der Werft in Severodvinsk erschien Connor immer noch als die beste Gelegenheit.

Der Präsidentschaftskandidat gönnte sich nicht einmal auf der Rückfahrt nach Moskau Ruhe. Er rief die ausländischen Journalisten zu einer weiteren Pressekonferenz in sein Abteil. Doch bevor jemand eine Frage stellen konnte, sagte er: »Kennen Sie die neuesten Meinungsumfragen? Sie haben ergeben, daß ich General Borodin weit überholt habe und nur noch eine Nasenlänge hinter Tschernopow liege.«

»Aber Sie haben bisher immer gesagt, daß man auf die Meinungsumfragen nichts geben könne«, erinnerte ihn einer der Journalisten mutig. Zerimskij machte ein finsternes Gesicht.

Connor stand ganz hinten unter den Presseleuten und studierte den so sehr von sich überzeugten Kandidaten. Er wußte, daß er jeden Gesichtsausdruck, jede Bewegung, jede Manieriertheit, jedes Wort seiner Rede vorhersehen mußte.

Als der Zug vier Stunden später in den Protzkij-Bahnhof einfuhr, hatte Connor das Gefühl, daß ihn – abgesehen von Mitchell – noch jemand im Zug beobachtete. Nach achtundzwanzig Jahren wußte Connor, daß sein Gefühl ihn selten trog. Er fragte sich, ob Mitchell nicht etwas zu auffällig vorging und vielleicht ein zweiter Schatten mit größerer Erfahrung und Geschicklichkeit auf ihn angesetzt worden war. Wenn ja, was wollten sie von ihm? Heute morgen war er plötzlich von einem Gefühl befallen worden, als hätte jemand oder etwas seinen Weg gekreuzt, den oder das er schon einmal bemerkt hatte. Connor hielt nichts von dieser Art von Paranoia, doch wie alle Profis glaubte er nicht an Zufälle.

Er verließ den Bahnhof und eilte zu seinem Hotel zurück, überzeugt, daß niemand ihm folgte. Aber das müßten sie auch gar nicht, wenn sie wußten, wo er abgestiegen war. Während er seine Tasche packte, versuchte er diesen Gedanken abzuschütteln. Heute

würde er seine unbekannten Verfolger abhängen – es sei denn, sie wußten genau, wohin er wollte. Denn falls ihnen bekannt war, weshalb er sich in Rußland aufhielt, brauchten sie sich nur an Zerimskijs Zeitplan zu halten. Wenige Minuten später bezahlte Connor seine Rechnung in bar und verließ das Hotel.

Er mußte fünfmal das Taxi wechseln, bevor er sich von dem letzten vor dem Theater absetzen ließ. Er gab seine Tasche an der Garderobe im Untergeschoß bei einer alten Frau ab und leih sich ein Opernglas aus. Ein Entgeld für das Glas wurde nicht verlangt, da seine Tasche als Pfand blieb.

Als am Ende der Vorstellung endlich der Vorhang fiel, erhob sich Zerimskij und winkte den Zuschauern wieder zu. Die Reaktion war nicht so enthusiastisch wie zuvor, doch Connor war sicher, daß der Kandidat das Bolschoi mit dem Gefühl verließ, daß der Besuch sich gelohnt hatte. Auf der Freitreppe, die Zerimskij langsam hinunterschritt, verkündete er den Besuchern, die das Theater verließen, wie sehr er Jekaterina Maximowa, Rußlands weltberühmte Primaballerina, bewunderte.

Eine Reihe von Wagen erwartete ihn und seine Begleiter. Zerimskij stieg in das dritte Fahrzeug. Die Autokolonne, von Polizeischutz begleitet, brachte ihn zu einem weiteren Zug in einem anderen Bahnhof. Connor bemerkte, daß die Zahl der Polizeibegleiter auf Motorrädern sich von zwei auf vier erhöht hatte.

Offenbar hielt man es nun für durchaus möglich, daß Zerimskij der nächste Präsident werden würde.

Connor traf wenige Minuten nach Zerimskij auf dem Bahnhof ein. Er zeigte einem Wachmann vom Sicherheitsdienst seinen Presseausweis, bevor er eine Fahrkarte für den Mitternachtszug nach St. Petersburg erstand.

Sobald er sich in seinem Schlafwagenabteil befand, verschloß er die Tür, schaltete die Beleuchtung über seiner Liege ein und studierte den Zeitplan von Zerimskijs Besuch in St. Petersburg.

In einem Abteil am anderen Ende des Zuges ging auch der Kandidat den Zeitplan mit seinem Stabschef durch.

»Schon wieder so ein Tag ohne Verschnaufpause von früh bis spät«, brummte er, noch ehe Titow erwähnt hatte, daß außerdem der Besuch der Eremitage auf der Tagesordnung stand.

»Warum sollte ich mir die Mühe mit der Eremitage machen, wenn ich doch nur ein paar Stunden in St. Petersburg bin?«

»Weil Sie im Puschkin waren. Und wenn Sie Rußlands berühmtestes Museum nicht besuchen, würden die Burger von St. Petersburg es als Kränkung betrachten.«

»Seien wir dankbar, daß wir weg sind, bevor der Vorhang im Kirov hochgeht. Noch ein Ballett stehe ich nicht durch.«

Zerimskij war nur allzu deutlich bewußt, daß die wichtigste Befreiung des Tages die mit General Borodin und dem Oberkommando in der Kelskow-Kaserne sein würde. Wenn er den General überreden könnte, seine Präsidentschaftskandidatur zurückzuziehen und ihn zu unterstützen, würde das Militär – fast zweieinhalb Millionen Mann – sich zweifellos hinter ihn stellen, und der Sieg wäre ihm sicher. Ursprünglich hatte er Borodin das Amt des Verteidigungsministers anbieten wollen, bis er erfuhr, daß Tschernopow ihm bereits zuvorgekommen war. Er wußte aber auch, daß Tschernopow den General am letzten Montag besucht und ohne eine konkrete Übereinkunft wieder verlassen hatte, was Zerimskij für ein gutes Omen hielt. Er würde Borodin ein Angebot machen, das dieser unmöglich ausschlagen konnte.

Connor war durchaus klar, daß die morgige Begegnung mit dem obersten Militär Zerimskis Schicksal entscheiden konnte. Kurz nach zwei Uhr früh schaltete er das Licht über seiner Liege aus und schließt sofort ein.

Mitchell hatte das Licht in seinem Abteil in dem Moment gelöscht, als der Zug aus dem Bahnhof fuhr, aber er schließt nicht.

Sergej hatte seine Erregung nicht verbergen können, im Protzkij-Express reisen zu dürfen. Er war seinem Partner wie ein gehorsames, glückliches Hündchen in ihr Abteil gefolgt. Als Jackson die Tür öffnete, erklärte der Junge: »Das größer als mein Wohnung!«

Er schwang sich auf eine der Liegen, streifte die Schuhe ab und zog die Decken hoch, ohne sich auszuziehen. »So nicht brauchen

waschen und umziehen«, erklärte er Jackson, als dieser seine Jacke und die Hose auf den dünnsten Drahtbügel hängte, der ihm je untergekommen war.

Während der Amerikaner sich fürs Bett bereit machte, rieb Sergej mit einem Ellbogen ein Guckloch in das beschlagene Fenster. Er sagte keinen Ton, bis der Zug langsam aus dem Bahnhof rollte.

Jackson stieg in sein Bett und knipste die Beleuchtung an der Decke darüber aus.

»Wieviel Kilometer nach St. Petersburg, Jackson?«

»Sechshundertdreißig.«

»Und wie lange Fahrt dauern?«

»Achteinhalb Stunden. Wir haben einen weiteren langen Tag vor uns, also versuch zu schlafen.«

Sergej schaltete sein Licht ebenfalls aus, doch Jackson blieb wach. Er war jetzt sicher, daß er den Grund dafür wußte, weshalb sein Freund nach Rußland geschickt worden war: offenbar deshalb, weil Helen Dexter ihn aus dem Weg haben wollte. Doch Jackson wußte immer noch nicht, wie weit die CIA-Chefin gehen würde, um ihre Haut zu retten.

Am Nachmittag hatte er versucht, Andy Lloyd über sein Handy anzurufen, war jedoch nicht durchgekommen, und das Risiko, vom Hotel aus zu telefonieren, erschien ihm zu groß. So beschloß er, es noch einmal zu versuchen, nachdem Zerimskij am nächsten Tag seine Rede auf dem Platz der Freiheit gehalten hatte. Bis dahin würde Washington aufgewacht sein. Sobald Lloyd wußte, was vor sich ging, würde er ihm den Auftrag erteilen, die Operation zu beenden, ehe es zu spät war. Da war Jackson sicher. Er schloß die Augen.

»Du sein verheiratet, Jackson?«

»Nein, geschieden«, erwiderte er.

»In Rußland jetzt mehr Scheidungen als in Amerika. Du das wissen, Jackson?«

»Nein. Aber das ist wieder eine von den nutzlosen Informationen, die du in deinem Kopf mit dir herumschleppst. Nichts als wertloses Zeug. Das ist mir in den letzten Tagen klar geworden.«

»Was sein mit Kinder? Du haben Kinder?«

»Nein«, antwortete Jackson. »Ich habe meinen Sohn verloren...«

»Warum du nicht mich adoptieren? Dann ich mit dir nach Amerika gehen.«

»Ich glaube, nicht mal Ted Turner könnte sich leisten, *dich* zu adoptieren. Schlaf jetzt, Sergej.«

»Noch ein Frage, Jackson, ja?«

»Ich wüßte nicht, wie ich dich davon abhalten könnte.«

»Warum dies Mann so wichtig für dich?«

Jackson zögerte, bevor er antwortete: »Vor neunundzwanzig Jahren hat er mir in Vietnam das Leben gerettet. Ich würde sagen, dafür schulde ich ihm etwas. Verstehst du das?«

Sergej hätte sicher geantwortet, wäre er nicht bereits eingeschlaufen.

Wladimir Boltschenkow, der Polizeichef von St. Petersburg, hatte genug am Hals, ohne sich auch noch Sorgen wegen vier mysteriöser Anrufe machen zu müssen. Tschernopow hatte am Montag die Stadt besucht und mit seiner Forderung, daß sein Wagenkorso die gleiche Länge haben müsse wie der des dahingeschiedenen Präsidenten, den Verkehr zum Erliegen gebracht.

Borodin ließ nicht zu, daß seine Soldaten die Kaserne verließen, bevor ihnen der ausstehende Sold bezahlt wurde, und jetzt, da es den Anschein hatte, als wäre er aus dem Rennen um die Präsidentschaft, kamen wieder Gerüchte über einen Militäraufstand auf. »Es ist nicht schwer zu erraten, welche Stadt Borodin als erste einnehmen wird«, hatte Boltschenkow den Bürgermeister gewarnt. Er hatte eine eigene Abteilung errichtet, die nur für die Bekämpfung von Terrorismus während des Wahlkampfs zuständig war. Falls ein Anschlag auf einen der Kandidaten verübt würde, dann gewiß nicht in seinem Machtbereich. Allein in dieser Woche hatte die Abteilung siebenundzwanzig Drohungen erhalten, daß Zerimskij ein jähes Ende bereitet würde. Der Polizeichef hatte sie als die üblichen Wichtigtuereien von Bürgern betrachtet, die nicht ganz richtig im Kopf waren – bis ein junger Mitarbeiter heute morgen mit kalkweißem Gesicht in sein Büro gestürzt war und seine Stimme sich beim Reden überschlug.

Der Polizeichef setzte sich und hörte sich das Band an, das der junge Polizeileutnant mitgeschnitten hatte. Der erste Anruf war um neun Uhr vierundzwanzig eingegangen, einundfünfzig Minuten nach Zerimskis Ankunft in der Stadt.

»Heute nachmittag wird ein Anschlag auf Zerimskis Leben verübt«, sagte eine Männerstimme mit einem Akzent, dessen Herkunft Boltschenkow nicht so recht einzuordnen wußte. Ein Mittel-europäer vielleicht, aber ganz gewiß kein Russe.

»Während Zerimskij seine Rede auf dem Platz der Freiheit hält, wird ein von der Mafya angeheuerter Killer auf ihn schießen. Ich rufe in ein paar Minuten mit näheren Einzelheiten wieder an, wer-

de aber nur mit Boltschenkow reden.« Ein Klicken ertönte, und die Leitung war tot. Der Anruf war zu kurz gewesen, als daß man ihn hätte zurückverfolgen können. Boltschenkow erkannte sofort, daß sie es mit einem Profi zu tun hatten.

Elf Minuten später kam der zweite Anruf. Der Leutnant hielt den Anrufer hin, so lange er konnte, indem er behauptete, sie seien dabei, den Chef ans Telefon zu holen. Darauf sagte der Mann nur: »Ich rufe in ein paar Minuten noch einmal an. Sorgen Sie dafür, daß Boltschenkow dann sofort am Apparat ist. Mit dem Hinhalten vergeuden Sie nur Ihre Zeit, nicht meine.«

Daraufhin war der Polizeileutnant ins Büro des Chefs gestürmt. Boltschenkow hatte gerade einem Beauftragten Zerimskijs erklärt, weshalb er für dessen Wagenkorso nicht so viele Polizisten auf Motorrädern abstellen könne wie bei Tschernopow. Er drückte sofort seine Zigarette aus und eilte zu seinen Leuten von der Terrorismusabteilung. Neun Minuten später rief der Unbekannte wieder an.

»Ist Boltschenkow da?«

»Am Apparat.«

»Der Killer, den Sie finden müssen, wird sich als Reporter einer südafrikanischen Zeitung ausgeben, die nicht existiert. Er ist heute morgen mit dem Expreß aus Moskau in St. Petersburg eingetroffen. Der Mann arbeitet allein. Ich werde Sie in drei Minuten wieder anrufen.«

Drei Minuten später hatte sich die Abteilung vollzählig eingefunden, um mitzuhören.

»Ich bin sicher, daß jetzt die gesamte Antiterroreinheit der St. Petersburger Polizei aufmerksam jedem meiner Worte lauscht«, begann der Anrufer. »Gestatten Sie mir, Sie ein wenig zu unterstützen. Der Attentäter ist eins sechsundachtzig, hat blaue Augen und dichtes, sandfarbenes Haar. Aber er wird sein Aussehen möglicherweise verändern. Über seine Kleidung vermag ich keine Auskunft zu geben. Aber ein bißchen was müssen Sie ja auch selbst tun, um Ihr Gehalt zu verdienen.« Wieder hängte er rasch ein.

Die nächste halbe Stunde hörte sich die ganze Abteilung den Mitschnitt immer wieder an. Plötzlich drückte der Chef seine kaum angerauchte Zigarette aus und sagte: »Spielen Sie noch einmal die dritte Kassette ab.« Der junge Polizeileutnant drückte auf eine Taste und fragte sich, was sein Chef wohl vernommen hatte, das allen anderen entgangen war. Wieder horten sie sich die Kassette angespannt an.

»Halt!« befahl der Polizeichef bereits nach wenigen Sekunden. »Dachte ich's mir doch! Lassen Sie das Band zurücklaufen, und zählen Sie mit!«

Was mitzählen, wollte der Leutnant fragen, als er auf die Rückspultaste drückte. Aber diesmal hörte auch er das Schlagen einer Uhr im Hintergrund.

Noch einmal ließ er die Kassette bis zum Anfang zurücklaufen, und alle lauschten aufmerksam.

»Zwei Schläge«, stellte der Leutnant fest. »Wenn es zwei Uhr nachmittags war, hat unser Informant aus dem Fernen Osten angerufen.«

Boltschenkow lächelte. »Das glaube ich nicht«, widersprach er. »Ich halte es für wahrscheinlicher, daß der Anruf um zwei Uhr früh an der Ostküste der Vereinigten Staaten gemacht wurde.«

Maggie langte nach dem Telefon auf ihrem Nachttisch und tippte eine Nummer mit der Vorwahl 650 ein. Am anderen Ende läutete es nur zweimal, bevor der Anruf entgegengenommen wurde.

»Tara Fitzgerald«, meldete sich eine energische Stimme. Kein »Hallo«, kein »Guten Abend«, auch keine Bestätigung, daß der Anrufer die richtige Nummer gewählt hatte. Nur die nüchterne Nennung ihres Namens, damit niemand Zeit vergeuden mußte. Genau wie ihr Vater, dachte Maggie.

»Hallo, Honey, ich bin's, Mom.«

»Hi, Mom. Ist der Wagen wieder steckengeblieben, oder geht es um was Ernstes?«

»Nein, Honey, mir fehlt nur dein Vater«, antwortete Maggie lachend. »Ich habe gehofft, du hast ein bißchen Zeit zum Plaudern.«

»Na, wenigstens fehlt dir nur ein Mann«, entgegnete Tara und versuchte ihre Mutter ein wenig aufzuheitern. »Mir fehlen zwei.«

»Ja, aber du weißt wenigstens, wo Smart sich aufhält und kannst ihn anrufen, wann immer du willst. Mein Problem ist, daß ich keine Ahnung habe, wo dein Vater steckt.«

»Das ist doch nichts Neues, Mom. Wir kennen schließlich die Regeln, wenn Dad fort ist. Von den Frauen wird erwartet, daß sie brav zu Hause sitzen und auf die Rückkehr ihres Herrn und Meisters warten. Typisch irisch...«

»Ja, ich weiß. Aber bei dieser Reise habe ich ein so ungutes Gefühl.«

»Ich bin sicher, du brauchst dir keine Sorgen zu machen, Mutter. Dad ist ja erst eine Woche fort. Überleg doch mal, wie oft er plötzlich nach Hause kam, wenn du am wenigsten damit gerechnet hattest. Ich hab' mir oft gedacht, er kommt deshalb so plötzlich heim, weil er rausfinden will, ob du nicht einen heimlichen Liebhaber hast.«

Maggie lachte nicht sehr überzeugend

»Da ist aber noch etwas anderes, das dir Sorgen macht, Mom, nicht wahr?« fragte Tara leise. »Möchtest du mit mir darüber reden?«

»Ich habe ein Kuvert gefunden. Es ist an mich adressiert, aber Connor hatte es in einer seiner Schubladen versteckt.«

»Der alte Romantiker. Was hat er dir denn geschrieben?«

»Ich weiß es nicht. Ich habe es nicht aufgemacht.«

»Warum nicht, um Himmels willen?«

»Weil er klar und deutlich daraufgeschrieben hat: ›NICHT VOR DEM 17. DEZEMBER ÖFFNEN‹.«

»Wahrscheinlich nur eine Weihnachtskarte, Mom«, meinte Tara beruhigend.

»Das bezweifle ich«, widersprach Maggie. »Ich kenne kaum einen Ehemann, der seiner Frau eine Weihnachtskarte schreibt, und wenn doch, versteckt er sie bestimmt nicht in einem braunen Umschlag in einer Lade.«

»Wenn du dir so viele Gedanken darüber machst, Mom, hätte

Dad sicher nichts dagegen, wenn du den Umschlag öffnest. Dann wirst du wahrscheinlich feststellen, daß du dir grundlos Sorgen gemacht hast.«

»Nicht vor dem 17. Dezember«, sagte Maggie leise. »Wenn Connor vorher heimkommt und sieht, daß ich den Umschlag geöffnet habe, würde er...«

»Wann hast du ihn denn gefunden?«

»Heute morgen. Er war unter seinen Sportsachen in einer Schublade, die ich selten herausziehe.«

»Ich hätte den Umschlag sofort geöffnet, wenn er an mich adressiert wäre«, sagte Tara.

»Ja, ich weiß. Aber ich halte es trotzdem für besser, ihn noch ein paar Tage liegen zu lassen, ehe ich etwas unternehme. Ich werde ihn wieder in die Lade stecken, für den Fall, daß dein Vater unerwartet nach Hause kommt. Dann wird er nicht einmal vermuten, daß ich den Umschlag überhaupt entdeckt habe.«

»Vielleicht sollte ich einen kurzen Abstecher nach Washington machen.«

»Warum?« fragte Maggie.

»Um dir beim Öffnen zu helfen.«

»Das ist doch lächerlich, Tara.«

»Nicht lächerlicher, als allein zu Hause herumzusitzen und sich schlimme Gedanken zu machen, was in einem Umschlag stecken könnte.«

»Vielleicht hast du recht.«

»Wenn du solche Gewissensqualen hast, Mutter, dann ruf doch Joan an und bitte sie um ihren Rat.«

»Das habe ich schon.«

»Und was hat sie gesagt?«

»Daß ich ihn aufmachen soll.«

Boltschenkow saß am Schreibtisch im vorderen Bereitschaftsraum. Er zündete sich die siebte Zigarette an diesem Vormittag an und ließ seinen Blick über die zwanzig ausgesuchten Männer schweifen.

»Mit wie vielen Leuten müssen wir heute nachmittag auf dem Platz rechnen?« fragte er.

»Es ist nur eine grobe Schätzung, Chef«, antwortete der dienstälteste der uniformierten Polizisten, »aber es könnten bis zu hunderttausend werden.«

Die Männer begannen aufgeregt miteinander zu flüstern.

»Ruhe!« befahl der Polizeichef scharf. »Weshalb so viele, Hauptmann? Bei Tschernopow waren es nur etwa siebzigtausend.«

»Zerimskij ist viel charismatischer. Und jetzt, wo die Stimmung immer mehr zu seinen Gunsten umschlagt, wird er vermutlich eine weit größere Menschenmenge anziehen.«

»Wie viele Leute können Sie abstellen?«

»Jeder Mann, der zur Verfügung steht, wird auf dem Platz sein, Chef. Ich habe sämtliche Urlaubsgesuche gestrichen. Außerdem dürfte inzwischen jeder die Beschreibung des Mannes kennen. Wir hoffen, ihn abfangen zu können, ehe er den Platz überhaupt erreicht. Aber bei einem Einsatz dieser Größenordnung haben nur wenige Männer Erfahrung.«

»Falls tatsächlich hunderttausend Menschen auf dem Platz erscheinen, wird das auch für mich eine neue Erfahrung werden«, gestand Boltschenkow. »Hat jeder Ihrer Männer eine Personenbeschreibung bei sich?«

»Ja, aber der Attentäter hat sich wahrscheinlich getarnt und verkleidet. Und hochgewachsene Ausländer mit blauen Augen und sandfarbigem Haar wird es da draußen bestimmt massenweise geben. Sie dürfen auch nicht vergessen, daß unsere Leute nicht wissen, weshalb der Mann zum Verhör festgenommen werden soll. Wir wollen schließlich keine Panik auslösen.«

»Natürlich nicht. Aber ich möchte den Kerl auf keinen Fall verscheuchen, nur damit er später eine zweite Chance bekommt. Weiß irgendjemand inzwischen mehr?«

»Ja, Chef«, antwortete ein junger Mann, der an der hinteren Wand lehnte. Boltschenkow drückte seine Zigarette aus und nickte aufmunternd.

»Es gibt drei amtlich registrierte südafrikanische Journalisten, die über die Wahl berichten. Nach der Beschreibung unseres Informanten bin ich ziemlich sicher, daß unser Gesuchter der Mann ist, der sich Piet de Villiers nennt.«

»Hat der Computer etwas über ihn?«

»Nein«, antwortete der junge Polizeioffizier. »Aber die Polizei in Johannesburg war sehr kooperativ. Sie haben drei Männer dieses Namens in ihrer Kartei. Die Vergehen reichen von leichtem Diebstahl bis zur Bigamie. Aber unsere Beschreibung paßt auf keinen dieser drei. Außerdem befinden sich zwei von ihnen derzeit in Haft. Der Aufenthalt des dritten ist nicht bekannt. Die Südafrikaner haben auch irgendwas von einer kolumbianischen Verbindung erwähnt.«

»Um was geht es dabei?«

»Vor ein paar Wochen erhielt die Polizei in Johannesburg von der CIA ein vertrauliches Memorandum mit Einzelheiten über den Mord an einem Präsidentschaftskandidaten in Bogota. Sie hatten den Attentäter bis Südafrika verfolgen können, ihn dort aber aus den Augen verloren. Ich habe meinen Kontaktmann bei der CIA angerufen. Er sagte mir, bei ihnen wisse man nur, daß der Mann wieder unterwegs sei und zuletzt gesehen wurde, als er in ein Flugzeug nach Genf stieg.«

»Das ist alles, was ich brauche«, sagte Boltschenkow. »Ich nehme nicht an, daß dieser Villiers heute morgen bei Zerimskijs Besuch in der Eremitage gesehen wurde, oder?«

»Nein, Chef«, erwiderte eine andere Stimme. »Nicht wenn er unter den Presseleuten war. Es waren insgesamt dreißig Journalisten dort, und nur auf zwei von ihnen könnte die Beschreibung ungefähr passen. Der eine war Clifford, ein Moderator von CNN. Den anderen kenne ich seit Jahren. Ich spiele regelmäßig Schach mit ihm.«

Alle lachten, und die Atmosphäre im Zimmer entspannte sich ein wenig.

»Dächer und Gebäude?« fragte Boltschenkow.

»Die Dächer um den Platz lasse ich von zwölf Männern im Auge behalten«, meldete der Leiter der Scharfschützenabteilung.

»In den meisten Gebäuden sind öffentliche Ämter untergebracht. Ich werde an jedem Ein- und Ausgang Leute meiner Einheit in Zivil postieren. Wenn irgend jemand, auf den die Beschreibung paßt, den Platz oder eines der Häuser ringsum betritt, wird er sofort festgenommen.«

»Gut. Aber seien Sie vorsichtig, daß Sie nicht irgendeinen ausländischen Würdenträger verhaften und uns in Teufels Küche bringen. Irgendwelche Fragen?«

»Ja, Chef. Haben Sie in Erwägung gezogen, die Kundgebung abzusagen?« rief eine Stimme aus dem Hintergrund.

»Ja. Aber ich habe mich dagegen entschieden. Wenn ich bei jeder Drohung gegen eine Persönlichkeit des öffentlichen Lebens eine geplante Versammlung absagen ließe, würde jede unserer Leitungen mit Anrufen von Möchtegernradikalen blockiert werden, die nichts anderes zu tun haben, als Unruhe zu stiften. Wer weiß, ob nicht auch diese Warnungen falscher Alarm sind. Und selbst wenn de Villiers sich in der Stadt herumtreibt, könnte er es sich durchaus anders überlegen, falls er unser Aufgebot bemerkte. Noch irgendwelche Fragen?«

Niemand rührte sich.

»Wenn einer von euch auf irgend etwas stößt, und ich meine *irgend* etwas, will ich es sofort erfahren. Der Himmel sei dem gnädig, der mir später damit ankommt: ›Ich hab' es nicht erwähnt, Chef, weil ich es zu dem Zeitpunkt nicht für wichtig hielt.‹«

Connor ließ den Fernseher eingeschaltet, während er sich rasierte. Hillary Bowker informierte die Zuschauer über das Neueste in den Staaten. Die Vorlage des Abrüstungsgesetzes war vom Repräsentantenhaus angenommen worden, wenn auch nur mit drei Stimmen Mehrheit. Trotzdem betrachtete Tom Lawrence das Ergebnis als

Triumph des gesunden Menschenverstandes. Die Sachverständigen warnten jedoch, daß es im Senat einen weit größeren Widerstand gegen diese Gesetzesvorlage geben würde.

»Keineswegs«, hatte der Präsident den Journalisten bei seiner morgendlichen Pressestunde versichert. »Das Repräsentantenhaus hat lediglich dem Wunsch der Bürger entsprochen, und ich bin überzeugt, daß es im Senat nicht anders sein wird.«

Das Bild des Präsidenten wich dem eines hübschen jungen Mädchens mit leuchtend rotem Haar, das Connor an Maggie erinnerte. Bei dem Job, den ich ausübe, hatte er einmal zu ihr gesagt, hätte ich eine Nachrichtensprecherin heiraten sollen.

»Und nun, sehr verehrte Damen und Herren, schalten wir zu Clifford Symonds, unserem Korrespondenten in St. Petersburg, um mehr über die bevorstehende Wahl in Rußland zu erfahren.«

Connor hielt mit dem Rasieren inne und starnte auf den Schirm.

»Nach den letzten Meinungsumfragen wird es ein Kopf-an-Kopf-Rennen zwischen den beiden führenden Präsidentschaftskandidaten, Premierminister Grigorij Tschernopow und Viktor Zerimskij, dem Vorsitzenden der kommunistischen Partei, geben. Der kommunistische Kandidat wird heute nachmittag bei einer Kundgebung auf dem Platz der Freiheit reden, an der nach Schätzung der hiesigen Polizei etwa hunderttausend Bürger teilnehmen werden. Heute vormittag führt Mr. Zerimskij eine private Unterredung mit General Borodin, der aufgrund seines schlechten Abschneidens bei den letzten Meinungsumfragen seinen Rückzug aus dem Rennen bekanntgeben wird, wie man allgemein erwartet. Es herrscht noch Ungewißheit, welchen der beiden Spitzenkandidaten Borodin unterstützen wird. Von seiner Entscheidung könnte der Ausgang der Wahl abhängen. Das war Clifford Symonds, CNN International, aus St. Petersburg.«

Hillary Bowkers Gesicht erschien wieder auf dem Schirm. »Und nun zum Wetter«, verkündete sie mit breitem Lächeln.

Connor schaltete das Gerät aus, da ihn die Temperaturen in Florida nicht interessierten. Er rieb sich noch mehr Schaum in seine Stoppeln und rasierte sich zu Ende. Er hatte bereits beschlossen,

nicht an Zerimskijs morgendlicher Pressekonferenz teilzunehmen, da sie ohnehin nichts weiter als eine Lobeshymne seines Presse-sprechers über die glorreichen Taten sein würde, die sein Herr und Meister bereits vor dem Frühstück vollbracht hatte.

Connor würde auch die Eremitage nicht besuchen, weil er keine Lust hatte, wieder Katz und Maus mit Mitchell zu spielen. Statt dessen wollte er sich auf Zerimskijs öffentlichen Auftritt am Nachmittag konzentrieren. Er hatte bereits ein geeignetes Restaurant an der Westseite des Platzes gefunden. Es war zwar nicht für seine Küche berühmt, aber es hatte den Vorteil, sich im zweiten Stock zu befinden, von wo aus der Platz der Freiheit zu überschauen war. Und noch wichtiger, das Restaurant hatte eine Hintertür, so daß Connor den Platz nicht eher als nötig betreten mußte.

Sobald er sein Hotel verlassen hatte, rief er vom nächsten Telefonhäuschen im Restaurant an und bestellte für zwölf Uhr einen Ecktisch am Fenster. Anschließend machte er sich auf die Suche nach einem Leihwagen, die in St. Petersburg sogar noch schwerer aufzutreiben waren als in Moskau. Vierzig Minuten später fuhr er den Wagen in eine Tiefgarage, keine zweihundert Meter vom Platz der Freiheit entfernt. Er hatte beschlossen, gleich nach der Rede mit dem Wagen nach Moskau zurückzufahren. Auf diese Weise würde er schnell dahinterkommen, ob jemand ihm folgte. Er trat hinaus auf die Straße und spazierte zum nächsten Hotel, wo er dem Empfangschef einen Zwanzigdollarschein zusteckte und ihm erklärte, daß er für etwa eine Stunde ein Zimmer benötige, um zu duschen und seine Kleidung zu wechseln.

Als er ein paar Minuten vor zwölf mit dem Fahrstuhl herunterkam, erkannte der Empfangschef ihn nicht wieder. Connor gab eine Reisetasche bei ihm ab und erklärte, daß er sie gegen sechzehn Uhr abholen würde. Der Empfangschef stellte die Tasche unter den Tresen, wobei er zum erstenmal die Aktenmappe bemerkte. Da beide einen Anhänger mit demselben Namen hatten, stellte er sie nebeneinander.

Connor schlenderte bedächtig über die Seitenstraße neben dem Platz der Freiheit. Er kam an zwei Polizisten vorbei, die einen

hochgewachsenen Ausländer mit sandfarbigem Haar angehalten hatten. Sie schenkten Connor kaum einen Blick, als er das Gebäude betrat, vor dem sie standen, und mit dem Lift zum Restaurant im zweiten Stock fuhr. Er nannte dem Oberkellner seinen Namen und wurde sofort zu einem Ecktisch geführt. Er setzte sich so, daß er von den meisten anderen Gästen kaum gesehen werden konnte, doch einen guten Blick auf den Platz der Freiheit hatte.

Er dachte an Tom Lawrence und fragte sich, wie lange er warten würde, bis er seine Entscheidung traf, als ein Kellner ihm die Speisekarte brachte. Connor warf einen flüchtigen Blick durch die Fensterscheibe und stellte erstaunt fest, daß der Platz sich bereits füllte, obwohl Zerimskijs Erscheinen erst für vierzehn Uhr angekündigt war. In der Menge fielen ihm mehrere Männer in Zivil auf, die zweifellos Polizisten waren. Ein paar der jüngeren waren auf die Sockel der vielen Statuen geklettert und schauten sich aufmerksam auf dem Platz um. Aber wonach suchten sie? War der Polizeichef übervorsichtig? Befürchtete er eine Demonstration oder dergleichen während Zerimskijs Rede?

Der Kellner kehrte zurück. »Dürfte ich Sie um Ihre Bestellung bitten, Sir? Die Polizei hat uns angewiesen, das Restaurant vor vierzehn Uhr zu schließen.«

»Dann nehme ich wohl am besten das Ein-Minuten-Steak«, sagte Connor.

»Wo du glauben er jetzt sein?« fragte Sergej.

»Irgendwo da draußen. Aber wie ich ihn kenne, wird es so gut wie unmöglich sein, ihn in dieser Menge zu entdecken«, antwortete Jackson. »Das wäre so, als würde man nach einer Nadel im Heuhaufen suchen.«

»Wer schon verlieren Nadel in Heuhaufen?«

»Vergiß deine klugscheißerischen Bemerkungen, und tu das, wofür du bezahlt wirst«, wies Jackson ihn zurecht. »Wenn du ihn entdeckst, bekommst du zehn Dollar extra. Denk daran, daß er sein Aussehen wahrscheinlich verändert hat.«

Sergej bewies plötzlich ein viel größeres Interesse an der bewegten Menge auf dem Platz. »Du sehen Mann auf oberster Stufe in Nordecke?« fragte er. »Reden mit Polizist.«

»Ja«, antwortete Jackson.

»Das Wladimir Boltschenkow, Polizeichef. Nettes Kerl, auch wenn zweitmächtiges Mann in St. Petersburg.«

»Und wer ist der mächtigste?« fragte Jackson. »Der Bürgermeister?«

»Nein. Sein Bruder Josef. Er Mafya-Boß von Stadt.«

»Was? Verträgt sich das denn?«

»Ja. In St. Petersburg du nur werden verhaftet, wenn nicht Mafya.«

»Woher weißt du das alles?«

»Von Mutter. Sie haben schlafen mit beide Männer.«

Jackson lachte, während er weiterhin beobachtete, wie der Polizeichef sich mit dem Uniformierten unterhielt. Zu gern hätte er ihr Gespräch mitgehört. Würden sie es in Washington führen, könnte die CIA jedes ihrer Worte belauschen.

»Sehen Sie die jungen Männer auf den Sockeln der Statuen?« fragte der oberste Polizeioffizier, der neben Boltschenkow stand.

»Was ist mit denen?« erkundigte sich der Polizeichef.

»Nur falls Sie sich fragen, weshalb ich die Burschen nicht fest-

nehmen lasse: Es sind alles Angehörige meiner Truppe. Und auf den Sockeln können sie die Menge besser beobachten als ihre Kameraden, die anderswo verteilt sind. Schauen Sie hinter sich, Chef. Der Würstchenverkäufer, die zwei Blumenhändler und die vier Zeitungsverkäufer gehören ebenfalls zu meinen Leuten. Außerdem habe ich eine halbe Querstraße entfernt zwei Busse voll uniformierter Polizisten, die in Sekundenschnelle eingesetzt werden können. Zusätzlich werden sich in der nächsten Stunde hundert meiner Männer in Zivil unauffällig auf dem Platz und rundherum umsehen. Jeder Eingang steht unter Beobachtung, und in der Nähe eines jeden Fremden, der einen Blick auf den Platz hat, befindet sich mindestens einer von meinen Leuten.«

»Wenn der Kerl so fähig ist, wie ich annehme«, gab der Polizeichef zu bedenken, »hat er irgendwas gefunden, an das Sie nicht gedacht haben.«

Connor bestellte sich eine Tasse Kaffee und beobachtete weiter, was unten auf dem Platz geschah. Obwohl es bis zum geplanten Erscheinen des Kandidaten immer noch dreißig Minuten dauern würde, war der Platz gerammelt voll von Zerimskij-Anhängern, aber auch solchen, die bloß aus Neugier hergekommen waren. Connor beobachtete amüsiert, wie schwer es dem als Würstchenverkäufer getarnten Polizisten fiel, seine Rolle zu spielen. Soeben wurde er wieder rüde beschimpft – vielleicht, weil er den Senf vergessen hatte. Jetzt wandte Connor seine Aufmerksamkeit der gegenüberliegenden Seite des Platzes zu. Die kleine, für die Presse errichtete Tribüne war auf dem riesigen Areal das einzige noch leere Fleckchen. Connor fragte sich, weshalb sich hier so viele Polizisten in Zivil tummelten. Man konnte doch kaum Ausschreitungen erwarten, die eine derart große Zahl getarnter Sicherheitskräfte rechtfertigten. Es ergab keinen Reim. Die Tasse heißen Kaffees, die vor ihn gestellt wurde, lenkte ihn ab. Er blickte auf die Uhr. Zerimskij müßte seine Besprechung mit General Borodin jetzt beendet haben. Doch wie auch immer, das Ergebnis würde abends von allen Fernseh- und Rundfunksendern verbreitet wer-

den. Connor fragte sich, ob er aus Zerimskis Verhalten schließen konnte, wie das Gespräch für ihn ausgegangen war.

Er rief nach der Rechnung. Während er darauf wartete, konzentrierte er sich ein letztes Mal auf die Szene unter ihm. Kein Profi würde den Platz der Freiheit für ein Attentat auch nur in Erwägung ziehen. Abgesehen von all den Problemen, die Connor von vornherein erkannt hatte, war auch die Gewissenhaftigkeit des Polizeichefs unübersehbar. Trotzdem fand Connor, daß gerade die gewaltige Menschenmenge ihm die beste Gelegenheit verschaffen würde, Zerimskij aus nächster Nähe zu studieren. Deshalb hatte er beschlossen, sich diesmal nicht zur Presse zu setzen.

Er bezahlte seine Rechnung in bar, ging langsam hinüber zu dem Mädchen im Alkoven und reichte ihr die Garderobenmarke. Sie brachte ihm seinen Mantel und Hut, und er gab ihr fünf Rubel. Irgendwo hatte er gelesen, daß alte Leute für gewöhnlich knausig mit Trinkgeld waren.

Er schloß sich einer großen Schar Arbeiter an, die aus Räumen im ersten Stock und im Parterre strömten. Sie hatten offenbar freibekommen, um an der Kundgebung teilzunehmen. Wahrscheinlich hatten die Unternehmer im Umkreis von einer Meile um den Platz sich damit abgefunden, daß an diesem Nachmittag nicht viel Produktives geleistet wurde. Zwei Polizisten in Zivil, die ein paar Meter von der Tür entfernt standen, musterten die Arbeiter eingehend, die allerdings aufgrund der beißenden Kälte dick vermummt waren. Connor wurde von der Schar mitgerissen, als die Menschen auf den Bürgersteig stolperten.

Er versuchte sich auf dem Platz der Freiheit durch das Gewimmel in Richtung Podium zu drangen. Er konnte sich vorstellen, daß der Polizeichef sich nichts sehnlicher wünschte als ein Gewitter, aber es war ein typischer Wintertag in St. Petersburg – beißend kalt und klar. Connor warf einen Blick auf die mit Seilen abgetrennte Pressetribüne, die inzwischen ziemlich gut besetzt war. Als er Mitchell an seinem üblichen Posten unweit von dem Platz entdeckte, auf dem Connor selbst normalerweise saß, lächelte er.

Nicht heute, mein Freund! Wenigstens trug der junge Mann jetzt einen Wintermantel und eine Pelzmütze.

»Gut Tag für Taschendieb«, bemerkte Sergej, der den Blick über die Menge schweifen ließ.

»Glaubst du wirklich, daß sie bei so vielen Polizisten ihrem Handwerk nachgehen?« zweifelte Jackson.

»Polizei immer da, wo nicht brauchen«, erklärte Sergej philosophisch. »Jetzt schon Knackis mit fremden Geldbörsen gesehen, aber Bullen scheinen nicht interessieren.«

»Bestimmt hat die Polizei genug andere Probleme bei einer solchen Menschenmenge. Wahrscheinlich sind es jetzt schon hunderttausend Leute. Außerdem müßte Zerimskij jeden Moment erscheinen.«

Sergejs Blicke blieben auf dem Polizeichef haften. »Wo ist er?« fragte Boltschenkow einen Polizeisergeanten mit Walkie-talkie.

»Er hat die Besprechung bei Borodin vor achtzehn Minuten verlassen und fährt soeben durch die Preyti-Straße. Er dürfte in sieben Minuten hier sein.«

Boltschenkow blickte auf die Uhr. »Dann beginnt unser Problem also in sieben Minuten.«

»Halten Sie es nicht für möglich, daß der Mann versuchen wird, auf Zerimskij zu schießen, während er in der Limousine sitzt?«

»Nein, völlig undenkbar«, antwortete der Polizeichef. »Wir haben es hier mit einem Profi zu tun. Er würde gar nicht in Betracht ziehen, auf ein bewegtes Ziel zu schießen. Erst recht nicht, wenn dieses Ziel in einem gepanzerten Wagen sitzt. Er könnte nicht mal sicher sein, in welchem Wagen Zerimskij sich befindet. Nein«, wiederholte er, »unser Mann ist irgendwo da draußen in der Menge. Das spüre ich in meinen Knochen. Als er das letzte Mal so etwas in Szene setzte, war sein Opfer eine stehende Zielscheibe im Freien. In so einem Fall ist es fast unmöglich, einen Falschen zu treffen, und in einer großen Menschenmenge hat man eine bessere Chance zu entkommen.«

Connor arbeitete sich immer noch langsam ans Podest heran. Dabei schaute er sich in der Menge um und bemerkte einige weitere Polizisten in Zivil. Zerimskij störte es sicher nicht. Ihn interessierte wohl nur, daß er einen noch größeren Zulauf hatte als Tschernopow.

Connor blickte zu den Dächern. Von dort beobachteten etwa ein Dutzend Scharfschützen die Menge mit Feldstechern. Würden sie knallgelbe Jogginganzüge tragen, könnten sie nicht viel auffälliger sein, dachte er. Um den Platz herum standen mindestens zweihundert uniformierte Polizisten in Bereitschaft. Boltschenkow hielt offenbar viel von Abschreckung.

An den Fenstern der Gebäude ringsum drängten sich Büroangestellte, um soviel wie möglich von dem sehen zu können, was sich unter ihnen auf dem Platz tat. Wieder warf Connor einen Blick auf die mit Seilen abgetrennte Pressetribüne. Es fehlten offenbar nicht mehr viele der ausländischen Journalisten. Die Polizei überprüfte ihre Ausweise peinlichst genau – das war nicht ungewöhnlich, wohl aber, daß sie einige Presseleute baten, ihre Kopfbedeckung abzunehmen.

Connor beobachtete sie kurz. Alle, die ihre Hüte und Mützen abnehmen mußten, hatten etwas gemein: Sie waren männlichen Geschlechts und hochgewachsen. Das gab Connor zu denken, und er blieb kurz stehen. In diesem Moment sah er aus den Augenwinkel Mitchell, der nur ein paar Schritte von ihm entfernt in der Menge stand. Connor runzelte die Stirn. Wie hatte der junge Agent ihn erkannt?

Plötzlich, übergangslos, ertönte ein lautes Tosen hinter ihm, als wäre ein Rockstar auf der Bühne erschienen. Connor drehte sich um und beobachtete, wie Zerimskis Wagenkorso langsam um drei Seiten des Platzes fuhr und schließlich an der Nordwestecke zum Stehen kam.

Die Menge applaudierte frenetisch, obwohl sie den Kandidaten unmöglich sehen konnte, da die Scheiben sämtlicher Wagen verdunkelt waren. Die Türen der Limousinen wurden geöffnet, aber es war nicht festzustellen, ob Zerimskij sich unter den Personen

befand, die ausgestiegen waren, da zahllose stämmige Leibwächter die Sicht versperrten.

Als der Kandidat dann Augenblicke später die Stufen zum Podium hinaufstieg, applaudierte die Menge noch lauter, und der Jubel erreichte seinen Höhepunkt, als Zerimskij auf dem Podium nach vorn schritt. Er blieb stehen und winkte erst in die eine, dann in die andere Richtung. Inzwischen hätte Connor genau sagen können, wie viele Schritte Zerimskij machen würde, bevor er sich umdrehte und aufs neue winkte.

Die Leute hüpfen immer wieder auf der Stelle, um Zerimskij besser sehen zu können. Connor achtete nicht auf den Trubel um ihn herum, sondern hielt ein Auge auf die Polizisten, von denen die meisten überhaupt nicht zur Bühne schauten. Ohne Zweifel suchten sie etwas oder jemand Bestimmtes. Ein Gedanke schoß Connor durch den Kopf, den er jedoch sofort von sich wies. Nein, es war nicht möglich! Paranoia überfiel ihn. Ein Agent im Ruhestand hatte einmal gesagt, daß es beim letzten Auftrag immer am schlimmsten war.

Doch im Zweifelsfall lautete die stets zu beachtende Regel: Be gib dich aus der Gefahrenzone. Connor schaute sich auf dem Platz um und überlegte rasch, welchen Ausgang er nehmen sollte. Die Menge war nun leiser geworden und wartete, daß Zerimskij seine Rede begann. Connor beschloß, zur Nordseite des Platzes zu gehen, sobald längerer Applaus einsetzte. Auf diese Weise war es weniger wahrscheinlich, daß man bemerkte, wie er durch die Menge schlüpfte. Fast wie von selbst hielt er nach Mitchell Ausschau. Der junge Agent stand immer noch wenige Meter rechts von ihm; vielleicht war er Connor sogar noch ein bißchen näher gekommen.

Zerimskij ging langsam zum Mikrofon. Die Arme hatte er erhoben, um die Menge darauf aufmerksam zu machen, daß er nun mit seiner Rede beginnen würde.

»Ich haben Nadel sehen!« erklärte Sergej.

»Wo?« fragte Jackson.

»Dort, etwa zwanzig Schritt von Podest. Er jetzt andersfarbig Haar und gehen wie alte Mann. Du mir schulden zehn Dollar!«

»Wie hast du ihn aus dieser Entfernung entdecken können?« staunte Jackson.

»Nur er wollen verlassen Platz.«

Jackson gab ihm den Zehndollarschein, gerade als Zerimskij vor dem Mikrofon stehenblieb Der alte Mann, der ihn in Moskau vorgestellt hatte, saß allein ganz hinten auf dem Podium. Zerimskij hatte nicht die Absicht, den gleichen Fehler noch einmal zu machen.

»Genossen«, begann er mit schallender Stimme. »Es ist mir eine große Ehre, als euer Kandidat vor euch zu stehen. Mit jedem Tag wird mir deutlicher bewußt...«

Als Connor den Blick über die Menge schweifen ließ, fiel ihm wieder Mitchell auf. Er war noch einen Schritt näher gekommen.

»Obgleich wenige unserer Bürger sich eine Rückkehr zum alten totalitären Regime der Vergangenheit wünschen, ersehnt sich die Mehrheit...«

Nur da und dort ein belangloses Wort geändert, dachte Connor. Er bemerkte, daß Mitchell einen weiteren Schritt in seine Richtung gemacht hatte.

»... doch eine gerechtere Verteilung der Werte, die durch ihr Können und ihre harte Arbeit geschaffen wurden.« Als die Menge zu applaudieren begann, machte Connor rasch einige Schritte nach rechts. Kaum verstummte der Beifall, erstarrte er und rührte keinen Muskel.

»Warum folgen Mann auf Bank dein Freund?« fragte Sergej.

»Weil er ein Amateur ist«, sagte Jackson.

»Oder Profi, wo wissen genau, was tun?« meinte Sergej.

Jackson erschrak. »Mein Gott, sag bloß nicht, mich läßt mein Instinkt im Stich.«

»Bis jetzt er nur noch nicht ihn küssen.«

»Seht euch auf den Straßen Moskaus um, Genossen. Ja, ihr werdet Mercedes, BMWs und Jaguars sehen, aber wer fährt sie? Nur einige Privilegierte...«

Als die Zuhörer wieder zu applaudieren begannen, machte Connor noch ein paar Schritte auf das Nordende des Platzes zu.

»... Ich freue mich auf den Tag, wenn auf Rußlands Straßen mehr Familienwagen fahren als Limousinen...«

Connor, der rasch über die Schulter blickte, mußte feststellen, daß Mitchell zwei oder drei weitere Schritte in seine Richtung gemacht hatte. Was hatte er vor?

»... und ich sehne den Tag herbei, an dem unser Geld nicht auf geheime Schweizer Bankkonten wandert, sondern Krankenhäuser und Kindergarten davon errichtet werden.«

Beim nächsten Applaus mußte er Mitchell unbedingt abhängen. Doch inzwischen konzentrierte er sich auf Zerimskij's Worte und wartete den Beifall ab, um sich dann wieder ein Stück in Richtung Nordseite des Platzes zu bewegen.

»Ich glaube, ich habe ihn entdeckt«, sagte ein Kriminalbeamter, der seinen Blick durch ein Fernglas über die Menge schweifen ließ.

»Wo, wo?« erkundigte sich Boltschenkow aufgeregt und riß ihm das Fernglas aus der Hand.

»Zwölf Uhr, ungefähr fünfzig Meter geradeaus, vor einer Frau mit rotem Kopftuch. Er steht vollkommen regungslos. Der Mann sieht zwar nicht aus wie auf dem Foto, aber bei jedem Applaus eilt er weiter, viel zu schnell für einen Mann seines Alters.«

Boltschenkow stellte den Feldstecher scharf ein. »Hab' ihn!« Er nickte heftig. »Ja, das könnte er sein. Weisen Sie die zwei Leute an, die bei ein Uhr postiert sind, daß sie ihn verhaften sollen. Und die zwei Männer zwanzig Meter vor ihm sollen die beiden Kollegen decken. Sehen wir zu, daß wir es so schnell wie möglich hinter uns bringen.« Der junge Kriminalbeamte machte ein besorgtes Gesicht. »Falls es sich als Fehler erweisen sollte«, beruhigte ihn der Polizeichef, »übernehme ich die Verantwortung.«

»Laßt uns nie vergessen«, fuhr Zerimskij fort, »daß Rußland wieder die bedeutendste Nation der Welt sein kann...«

Mitchell befand sich jetzt nur noch einen Schritt von Connor entfernt, der offenbar gar nicht auf ihn achtete. In nur wenigen

Sekunden würde es zu längerem begeistertem Jubel kommen, nachdem Zerimskij verkündet hatte, was er zu tun beabsichtigte, falls er Präsident wurde. Keine fetten Bankkonten mehr, die sich ehrlose Geschäftsleute von Bestechungsgeldern einrichteten. Diese Bemerkung rief stets den lautesten Applaus hervor – und dann würde Connor fort von hier sein. Und er würde dafür sorgen, daß Mitchell irgendwo in die Dritte Welt hinter einen Schreibtisch versetzt würde.

»Ich werde mich ganz eurem Wohle widmen und mit dem Einkommen eines Präsidenten mehr als zufrieden sein. Ich werde keine Bestechungsgelder von unehrenhaften Geschäftsleuten annehmen, deren einziges Interesse darin besteht, die Reichtümer unserer Nation an sich zu raffen.«

Die Menge brach in begeisterten Jubel aus. Connor drehte sich rasch um und ging nach rechts. Doch er hatte noch keine drei Schritte getan, als der erste Polizist ihn am linken Arm festhielt. Eine Sekunde später packte ein anderer seinen rechten Arm. Er wurde zu Boden geworfen, machte aber keine Anstalten, sich zu wehren. Regel Nummer eins: Wenn du nichts zu verbergen hast, widersetze dich bei einer Verhaftung nicht. Die Hände wurden Connor auf den Rücken gedreht; Handschellen schnappten klickend um seine Gelenke. Die Menge bildete einen kleinen Kreis um die drei Männer auf dem Boden. Die Umstehenden interessierten sich jetzt viel mehr für das unmittelbare Geschehen als für Zerimskis Worte. Mitchell blieb ein wenig abseits und wartete auf das Unvermeidliche: Wer ist der Mann?

»Mafya-Killer«, flüsterte er gerade so laut, daß die nächsten Umstehenden es hören konnten. Er ging zurück in Richtung Pressetribüne und flüsterte immer wieder »Mafya-Killer« vor sich hin.

»Wenn ich zum Präsidenten gewählt werde, Genossen, könnt ihr euch darauf verlassen...«

»Sie sind verhaftet«, sagte ein dritter Polizist, den Connor nicht sehen konnte, weil seine Nase auf den Boden gedrückt wurde.

»Schafft ihn weg«, sagte dieselbe befehlsgewohnte Stimme, und Connor wurde zum Nordende des Platzes gezerrt.

Zerimskij war nicht entgangen, daß in der Menge irgend etwas geschah, doch er ging darüber hinweg wie ein alter Profi. »Würde Tschernopow gewählt, wären die Amerikaner über die Innenpolitik Mexikos mehr besorgt als um die Außenpolitik Rußlands...«, fuhr er, ohne zu stocken, fort.

Jackson nahm den Blick keine Sekunde von Connor, als die Menge eine Gasse bildete, um die Polizei durchzulassen.

»Es sind nur noch sechs Tage, meine Freunde, bis das Volk entscheidet...«

Mitchell entfernte sich rasch vom Unruheherd und ging weiter zur Pressetribüne.

»Aber tut es nicht für mich. Tut es nicht einmal für die kommunistische Partei. Tut es für die nächste Generation in Rußland...«

Der Streifenwagen, begleitet von vier Polizisten auf Motorrädern, entfernte sich vom Platz der Freiheit.

»... damit sie stolz darauf sein kann, Bürger der größten und ruhmreichsten Nation der Erde zu sein. Ich bitte euch nur um eines – daß ihr mir das Privileg gebt, diese Menschen in eine glückliche Zukunft zu führen.« Er legte eine Pause ein, bis er sicher war, die Aufmerksamkeit eines jeden auf dem Platz zu haben, ehe er die Rede leise mit den Worten beendete: »Genossen! Ich will nicht Herr sein, sondern Diener. Euer Diener. Der treue Diener meines Volkes.«

Er machte einen Schritt zurück, und plötzlich brandete Jubel von hunderttausend Stimmen auf, der die Polizeisirenen übertönte.

Jackson blickte zur Pressetribüne. Die Journalisten interessierten sich sichtlich mehr für den davonrasenden Streifenwagen als für Zerimskij's schon sattsam bekannte Worte.

»Mafya-Killer«, informierte die türkische Journalistin einen Kollegen – eine »Tatsache«, die sie von jemandem aus der Menge aufgeschnappt hatte, den sie später als »zuverlässige Quelle« zitierten würde.

Mitchell blickte zu der Reihe von Fernsehkameramännern hinauf, die den mit Blaulicht verschwindenden Streifenwagen filmten. Sein Blick blieb auf dem einen Mann haften, mit dem er sich nun

unterhalten mußte. Geduldig wartete er, bis Clifford Symonds in seine Richtung schaute; dann winkte er mit beiden Armen, um ihm zu verstehen zu geben, daß er dringend mit ihm sprechen müsse. Der CNN-Berichterstatter bahnte sich rasch einen Weg durch die jubelnde Menge zu dem amerikanischen Kulturattaché.

Zerimskij blieb auf der Bühne stehen und genoß den Beifallssturm. Er hatte nicht die Absicht, seinen Abgang zu machen, so lange die Menge ihm so begeistert huldigte.

Symonds hörte sich aufmerksam an, was Mitchell ihm sagte. Seine Live-Übertragung war in zwölf Minuten fällig. Von Sekunde zu Sekunde wurde sein Lächeln breiter.

»Sind Sie absolut sicher?« fragte er, als Mitchell geendet hatte.

»Habe ich Ihnen je einen Bären aufgebunden?« Mitchell bemühte sich um einen gekränkten Tonfall.

»Nein«, entschuldigte sich Symonds verlegen. »Nie.«

»Aber diese Information darf auf gar keinen Fall mit der Botschaft in Verbindung gebracht werden.«

»Das ist doch selbstverständlich. Nur, wen soll ich als meine Quelle nennen?«

»Die findigen und gewissenhaften Polizeikräfte. Das wird der Polizeichef bestimmt nicht in Abrede stellen.«

Symonds lachte. »Ich sehe besser zu, daß ich mich mit meinem Produktionsleiter in Verbindung setze, wenn ich das als Aufmacher für die Vormittagsnachrichten verwenden will.«

»Okay.« Mitchell nickte. »Nur achten Sie darauf, daß es auf gar keinen Fall zu mir zurückverfolgt werden kann.«

»Habe ich Sie jemals in Verlegenheit gebracht?« entgegnete Symonds, der sich nun seinerseits um einen gekränkten Tonfall bemühte. Er machte kehrt und stürmte zur Pressetribüne zurück.

Mitchell eilte in die entgegengesetzte Richtung. Es gab noch ein empfängliches Ohr, dem er die Story eintrichten mußte, bevor Zerimskij die Bühne verließ.

Eine Reihe von Leibwächtern verhinderte, daß allzu enthusiastische Anhänger zu nahe an den Kandidaten herankamen. Mitchell

sah, daß Zerimskijs Pressesprecher sich nur wenige Meter entfernt in dem tosenden Beifall sonnte, der seinem Chef galt.

Mitchell erklärte einem der Leibwächter in perfektem Russisch, mit wem er sprechen wollte. Der Bursche drehte sich um und brüllte dem Pressesprecher etwas zu. Falls Zerimskij gewählt wird, ging es Mitchell durch den Kopf, wird es in Rußland eine Regierung geben, die sich nicht gerade subtiler Methoden bedient. Der Pressesprecher erteilte umgehend die Anweisung, den Amerikaner durchzulassen, und Mitchell begab sich rasch zu einem weiteren seiner Schachpartner. Er setzte ihn sofort ins Bild und erklärte ihm, daß de Villiers als alter Mann verkleidet gewesen war und aus welchem Hotel man ihn hatte kommen sehen, bevor er das Restaurant betrat.

Bei Tagesende war sowohl Fitzgerald als auch Jackson klar geworden, daß sie beide es mit keinem Anfänger zu tun gehabt hatten, sondern mit einem sehr cleveren Profi.

Der Präsident und sein Stabschef saßen allein im Oval Office und schauten sich die Frühnachrichten an. Beide schwiegen, während Clifford Symonds das Neueste aus Rußland berichtete.

»Ein internationaler Terrorist wurde heute nachmittag am Platz der Freiheit während einer Rede des Kommunistenführers Viktor Zerimskij festgenommen. Der Mann, dessen Name noch nicht bekannt ist, wird vorläufig im berüchtigten Kruzifixgefängnis in St. Petersburg in Haft gehalten. Die zuständige Kriminalpolizei schließt die Möglichkeit nicht aus, daß es sich bei dem Verhafteten um denselben Mann handelt, der vor kurzem mit dem Anschlag auf Ricardo Guzman, einem Präsidentschaftskandidaten in Kolumbien, in Verbindung gebracht wurde. Man geht davon aus, daß der Verhaftete dem russischen Präsidentschaftskandidaten mehrere Tage lang gefolgt ist, als dieser im Rahmen seines Wahlkampfs durchs Land reiste. Erst vergangene Woche beschrieb das *Time Magazine* den Verhafteten als den teuersten Profikiller der westlichen Welt. Angeblich wurden ihm von der Russenmafya eine Million Dollar geboten, wenn er Zerimskij aus dem Präsidentschaftsrennen entfernt. Vier Polizisten waren erforderlich, um diesen gefährlichen Mann zu überwältigen.«

Es folgten ein paar Filmmeter, die einen Mann zeigten, der in der Menschenmenge festgenommen und rasch weggebracht wurde, doch von dem Verhafteten war nur der Kopf zu sehen, und das auch nur von hinten; überdies steckte der Kopf in einer Pelzmütze.

»Der kommunistische Kandidat setzte unabirrt seine Rede fort, obwohl sich die Verhaftung nur wenige Meter entfernt vor der Rednertribüne zutrug. Später lobte Zerimskij die Polizei von St. Petersburg für ihren professionellen Einsatz und ihre Sorgfalt. Zerimskij erklärte, daß nichts, absolut nichts dazu fuhren könne, ihn von seinem Kampf gegen das organisierte Verbrechen abzuhalten, egal wie viele Anschläge auf ihn verübt würden. Nach den letzten Meinungsumfragen liegt Zerimskij Kopf an Kopf mit Premierminister Tschernopow, doch der heutige Vorfall könnte seiner

Popularität in der letzten Phase des Wahlkampfs einen kräftigen Schub geben.

Wenige Stunden vor der Kundgebung führte Zerimskij ein persönliches Gespräch mit General Borodin in dessen Hauptquartier im Norden der Stadt. Niemand kennt den Ausgang dieser Unterredung, doch die Sprecher des Generals erklärten, daß er in Kürze eine Verlautbarung abgeben wird, ob er beabsichtigt, im Rennen um die Präsidentschaft zu bleiben und, was noch wichtiger ist, welchen der beiden anderen Konkurrenten er unterstützen wird, falls er selbst seine Kandidatur zurückzieht. Der Wahlausgang ist also noch immer für Überraschungen gut.

Das war Clifford Symonds, CNN International, auf dem Platz der Freiheit in St. Petersburg.«

»Am Montag setzt der Senat die Debatte über die Vorschläge zur nuklearen, biologischen, chemischen und konventionellen Abrüstung fort...« Der Präsident drückte auf einen Knopf der Fernbedienung, und das Bild erlosch.

»Und du behauptest, daß der Mann, den sie verhaftet haben, keine Verbindung zur Russenmafya hat, sondern ein CIA-Agent ist?«

»Ja. Ich warte darauf, daß Jackson anruft und bestätigt, daß es sich um denselben Mann handelt, der Guzman erschossen hat.«

»Was soll ich der Presse sagen, wenn sie mir diesbezügliche Fragen stellt?«

»Du wirst bluffen müssen. Niemand darf erfahren, daß der Festgenommene einer von uns ist.«

»Aber es würde Dexter und ihren kleinen Scheißer von Stellvertreter ein für allemal ausschalten.«

»Nicht wenn du behauptest, daß du nichts davon gewußt hast. Dann wurde mindestens die Hälfte der Amerikaner glauben, du hättest dich von der CIA übertölpeln lassen. Würdest du dagegen zugeben, davon gewußt zu haben, würde die andere Hälfte über dich herfallen. Deshalb schlage ich vor, du beschränkst dich auf die Erklärung, du würdest das Ergebnis der russischen Wahlen mit großem Interesse abwarten.«

»Und ob ich das tue!« sagte Lawrence inbrünstig. »Das letzte,

was ich brauchen könnte, wäre dieser faschistische Giftzwerg als Präsident. Dann wären wir über Nacht wieder bei Ronald Reagans Star-Wars-Phantasien.«

»Meines Erachtens ist genau das der Grund dafür, daß der Senat sich mit deinen Abrüstungsplänen Zeit läßt. Er wird abwarten, bis das Wahlergebnis bekannt ist.«

Lawrence nickte. »Wenn es wirklich einer von unseren Leuten ist, den die Russen in diesem gottverdammten Gefängnis festhalten, müssen wir etwas dagegen unternehmen, und zwar schnell. Denn sollte Zerimskij Präsident werden, möge Gott dem armen Kerl helfen, der in diesem russischen Knast sitzt. Ich wäre bestimmt nicht dazu in der Lage.«

Connor sagte keinen Ton. Er war zwischen zwei Offizieren im Fond des Streifenwagens eingekettet. Er wußte, daß diese jungen Männer weder den Rang noch die Befugnis hatten, ihn zu verhören. Dazu würde es später kommen, und zwar durch jemanden, der noch viel mehr Gold auf dem Revers trug.

An der Einfahrt durch das Holztor des Kruzifixgefängnisses sah Connor als erstes das Empfangskomitee auf dem Kopfsteinpflaster. Drei furchteinflößende Hünengesichter in Gefängniskleidung stapften sofort herbei, rissen fast die Tür des Rücksitzes aus den Angeln und zerrten Connor aus dem Wagen. Die jungen Polizeioffiziere, die neben ihm gesessen hatten, blickten entsetzt drein.

Die drei Goliaths schubsten den neuen Häftling über den Hof und auf einen langen, düsteren Korridor, wo sie ihn zu treten und zu stoßen begannen. Connor wollte protestieren, doch ihr Vokabular schien nur aus Grunzlauten zu bestehen. Am Ende des Korridors öffnete einer der Riesen eine schwere Stahltür; die beiden anderen warfen Connor in die winzige Zelle. Connor versuchte gar nicht erst, sich zu wehren, als sie ihm zuerst die Schuhe von den Füßen rissen und ihm seine Uhr, den Ehering und seine Brieftasche wegnahmen, in der allerdings keine verräterischen Papiere steckten. Zum Schluß schmetterten sie die Zellentür hinter sich zu.

Connor erhob sich schwerfällig und streckte vorsichtig Arme

und Beine aus, um festzustellen, ob irgend etwas gebrochen war, was glücklicherweise nicht der Fall zu sein schien, doch die ersten Blutergüsse und Schwellungen erschienen bereits. Connor schaute sich in der Zelle um, die kaum größer war als das Schlafwagenabteil, in dem er von Moskau aus angereist war. Die grünen Backsteinwände sahen aus, als wären sie seit der Jahrhundertwende nicht mehr gestrichen worden.

Connor hatte in Vietnam achtzehn Monate in einem noch engeren Verschlag zubringen müssen. Damals waren seine Befehle klar gewesen: bei einem Verhör durch den Feind nur Name, Rang und Dienstnummer nennen. Das aber galt nicht für Agenten, die nach dem elften Gebot lebten.

*Du darfst dich nicht erwischen lassen. Passiert es doch, darfst du auf gar keinen Fall zugeben, daß du etwas mit der CIA zu tun hast. Hab keine Sorge, die Firma wird sich immer deiner annehmen.*

Connor war klar, daß er in seinem Fall nicht auf »die üblichen diplomatischen Verbindungen« zählen konnte, obwohl Gutenberg es ihm versichert hatte. Während er nun auf der Pritsche in der winzigen Zelle lag, fiel es ihm wie Schuppen von den Augen.

Er hatte weder für das Geld noch für den Wagen unterschreiben müssen. Und nun erinnerte er sich an den Satz, der offenbar tief in seinem Gedächtnis vergraben gewesen war. Er sprach sich die Worte leise und langsam immer wieder vor:

*»Wenn Sie sich Gedanken wegen Ihrer neuen Stelle machen, bin ich gern bereit, mit dem Direktor der Gesellschaft zu reden, bei der Sie in Kürze anfangen werden, und ihm zu erklären, daß es sich nur um einen befristeten Auftrag handelt.«*

Woher hatte Gutenberg gewußt, daß er einer neuen Stelle wegen ein Einstellungsgespräch geführt hatte und unmittelbar mit dem Direktor der Gesellschaft in Verbindung stand? Doch nur, weil

Gutenberg bereits mit Ben Thompson gesprochen hatte. Das war der Grund für Thompsons Absage. »*Wir bedauern, Ihnen mitteilen zu müssen...*«

Und was Mitchell betraf, hätte er die engelhafte Chorknaben-Fassade längst durchschauen müssen. Doch der Anruf des Präsidenten gab ihm noch Rätsel auf. Wieso hatte Lawrence ihn kein einziges Mal mit Namen angeredet? Und waren die Sätze nicht ein bißchen zusammenhanglos gewesen? Hatte das Lachen nicht etwas zu laut und manchmal fehl am Platz geklungen?

Doch selbst jetzt noch fiel es Connor schwer zu glauben, daß Helen Dexter so weit gehen würde, um ihre Haut zu retten. Er starrte an die Zellendecke. Wenn der Anruf gar nicht vom Präsidenten gekommen war, bestand keine Aussicht, daß er aus diesem Kerker geholt würde. Das wurde Connor plötzlich sonnenklar. Dexter war es gelungen, den einzigen Menschen, der ihr gefährlich werden konnte, erfolgreich aus dem Verkehr zu ziehen – und Lawrence hatte nichts gegen die CIA-Chefin in den Händen.

Connors bedingungsloses Festhalten am Kodex der CIA-Agenten hatte ihn zu einer bösen Spielfigur in Helen Dexters Überlebensplan gemacht. Der Botschafter würde seinetwegen nicht auf seine Rechte als Diplomat pochen. Es würde keine Essenspaketes geben. Genau wie in Vietnam war er ganz auf sich allein gestellt. Und einer der jungen Polizeioffiziere hatte ihn bereits auf ein weiteres Problem aufmerksam gemacht, dem er sich diesmal gegenübersah: Seit achtundvierzig Jahren war keinem Häftling die Flucht aus dem Kruzifixgefängnis gelungen.

Die Zellentür schwang abrupt auf, und ein Mann in hellblauer Uniform, mit Lametta behangen wie ein Weihnachtsbaum, trat ein. Er zündete sich bedächtig eine Zigarette an – die fünfzehnte an diesem Tag.

Jackson blieb auf dem Platz, bis der Streifenwagen nicht mehr zu sehen war. Er war wütend auf sich selbst. Schließlich drehte er sich um, ließ die jubelnde Menge hinter sich und marschierte so schnell davon, daß Sergej nur mit Mühe mithalten konnte. Dem

jungen Russen war bereits klar, daß jetzt nicht die richtige Zeit war, Fragen zu stellen. Das Wort »Mafya« war auf den Lippen eines jeden, an dem sie vorüberkamen. Sergej atmete erleichtert auf, als Jackson ein Taxi anhielt.

Widerwillig bewunderte Jackson, wie gut Mitchell – zweifellos von Dexter und Gutenburg geführt – die ganze Operation organisiert hatte. Sie war ein typischer CIA-Schachzug, nur mit einem Unterschied: Diesmal war es einer der ihren, den sie in einem ausländischen Gefängnis verrotten lassen wollten.

Jackson versuchte nicht daran zu denken, was sie Connor antun würden. Statt dessen konzentrierte er sich auf den Bericht, den er umgehend Andy Lloyd erstatten wollte. Wenn es ihm vergangene Nacht gelungen wäre, den Stabschef zu erreichen, hätte er vielleicht grünes Licht bekommen, Connor von seinem Auftrag abzuziehen. Sein Handy funktionierte immer noch nicht; deshalb würde er wohl oder übel das Risiko eingehen müssen, den Apparat in seinem Hotelzimmer zu benutzen. Nach neunundzwanzig Jahren hatte er endlich die Chance bekommen, sich zu revanchieren. Und er hatte es verpatzt!

Das Taxi hielt vor Jacksons Hotel. Er bezahlte den Fahrer und rannte ins Gebäude, wartete gar nicht erst auf den Fahrstuhl, sondern stürmte die Treppe hinauf zum ersten Stock und über den Korridor zu Zimmer 132. Sergej hatte Jackson gerade erst eingeholt, als dieser die Tür bereits aufgeschlossen und geöffnet hatte.

Der junge Russe setzte sich in einer Zimmerecke auf den Boden und lauschte dem Gespräch, das er nur zur Hälfte verstand. Jackson sprach mit jemandem, den er Lloyd nannte. Als er schließlich den Hörer auflegte, war Jackson kreidebleich und zitterte vor Wut.

Seit sie den Platz der Freiheit verlassen hatten, öffnete Sergej zum erstenmal den Mund: »Vielleicht ist Zeit, daß ich anrufen ein Kunde von mein Mutter.«

»Gut gemacht«, lobte Dexter, als Gutenburg ihr Büro betrat. Der Stellvertretende Direktor setzte sich lächelnd seiner Chefin gegenüber und legte einen Ordner auf ihren Schreibtisch.

»Ich habe mir gerade die Kurznachrichten von ABC und CBS angeschaut«, sagte Dexter. »Sie unterscheiden sich nicht von Symonds' Version des Vorfalls auf dem Platz der Freiheit. Haben Sie eine Ahnung, ob die Presse die Story morgen groß herausbringen wird?«

»Nein. Die Medien verlieren jetzt schon das Interesse. Schließlich ist ja kaum etwas geschehen. Es wurde kein Schuß abgefeuert, es kam nicht mal zu einer Schlägerei, und der Verdächtige erwies sich als unbewaffnet. Und niemand hat auch nur angedeutet, daß der Verhaftete ein Amerikaner sein könnte. Morgen um diese Zeit wird die Story allenfalls noch für die Titelseiten russischer Zeitungen interessant sein.«

»Wie reagieren wir auf allzu neugierige Fragen der Presse?«

»Wir sagen, daß es ein internes Problem der Russen ist und daß angeheuerte Killer in St. Petersburg billiger kommen als eine funktionierende Uhr. Ich werde den Pressevertretern erklären, daß sie lediglich den Artikel in Time zu lesen brauchen, der vergangenen Monat über den russischen Paten erschienen ist, um die Probleme der Russen zu verstehen. Wenn sie mich weiter bedrängen, gebe ich ihnen einen Hinweis auf Kolumbien. Und falls sie dann immer noch nicht aufgeben, verweise ich sie auf Südafrika. Das verschafft ihnen mehrere Spalten, mit denen sie ihre hungrigen Herausgeber füttern können.«

»Haben irgendwelche Sender Fitzgerald nach seiner Verhaftung gezeigt?«

»Nur seinen Hinterkopf, und selbst der verschwand fast zwischen Polizisten. Hätten die Fernsehleute mehr vorzuweisen, würden sie es längst immer wieder zeigen.«

»Besteht die Möglichkeit, daß man ihn der Öffentlichkeit präsentiert? Daß er eine Aussage macht, die uns kompromittieren könnte und der die Presse möglicherweise nachgeht?«

»In dieser Richtung dürfte nichts zu befürchten sein. Sollte es je zu einem Prozeß kommen, werden die Russen die ausländische Presse bestimmt nicht zulassen. Und falls Zerimskij die Wahl

gewinnt, wird Fitzgerald nie mehr einen Fuß aus dem Kruzifixgefängnis setzen.«

»Haben Sie schon einen Bericht für Lawrence vorbereitet?« fragte Dexter. »Sie können Gift darauf nehmen, daß er zwei und zwei zusammenzählen und sechs daraus machen wird.«

Gutenberg beugte sich vor und tippte auf den Ordner, den er auf den Schreibtisch der Direktorin gelegt hatte.

Sie schlug ihn auf und las. Kein Hauch von Gefühl zeigte sich auf ihren Zügen, während sie weiterblätterte. Erst als sie auf der letzten Seite anlangte, erlaubte sie sich so etwas wie ein Lächeln, bevor sie den Ordner über den Tisch zurückschob.

»Sorgen Sie dafür, daß es in Ihrem Namen unterschrieben wird, und schicken Sie es sofort zum Weißen Haus. Denn welche Zweifel der Präsident jetzt auch noch haben mag – wenn Zerimskij Präsident wird, vergißt er dieses Thema ganz bestimmt.«

Gutenberg nickte zustimmend.

Helen Dexter blickte über den Schreibtisch auf ihren Stellvertreter. »Es ist bedauerlich, daß wir Fitzgerald opfern mußten. Aber wenn es hilft, daß Zerimskij die Wahl gewinnt, wird es einen doppelten Zweck erfüllt haben. Der Kongreß wird Lawrence' Abrüstungspläne in der Luft zerreißen, und die CIA kann mit viel weniger Einmischungen durch das Weiße Haus rechnen.«

Connor schwang die Beine von der Pritsche, setzte die nackten Füße auf den Steinboden und blickte seinen Besucher an. Der Polizeichef nahm einen langen Zug von seiner Zigarette und blies den Rauch hoch in die Luft. »Furchtbare Angewohnheit«, sagte er in tadellosem Englisch. »Meine Frau drängt mich ständig, das Rauchen aufzugeben.«

Connor blieb äußerlich unbewegt.

»Ich bin Wladimir Boltschenkow, der Polizeichef dieser Stadt. Ich dachte, wir sollten uns einmal unter vier Augen unterhalten, ehe irgend etwas zu den Akten kommt.«

»Ich heiße Piet de Villiers, bin Staatsbürger der Republik Süd-

afrika und arbeite für das *Johannesburg Journal*. Ich möchte meinen Botschafter sprechen.«

»Also, das ist mein erstes Problem.« Die Zigarette hing von Boltschenkows Mundwinkel herunter. »Wissen Sie, ich glaube nicht, daß Sie Piet de Villiers heißen, ich bin überzeugt, daß Sie kein Südafrikaner sind, und es steht fest, daß Sie nicht für das *Johannesburg Journal* arbeiten, weil es eine solche Zeitung gar nicht gibt. Und um nicht zu viel von meiner und Ihrer Zeit zu vergeuden, muß ich Ihnen sagen, ich weiß von bestunterrichteter Stelle, daß Sie nicht von der Mafya angeheuert wurden. Nun, ich gebe zu, ich weiß noch nicht, wer Sie sind, ja nicht einmal, aus welchem Land Sie stammen. Aber wer immer Sie schickte, hat Sie mitten in die tiefste Scheiße fallen lassen, wie man bei uns seit einiger Zeit gern sagt.«

Connor zuckte mit keiner Wimper.

»Aber ich versichere Ihnen – mir wird das nicht passieren! Wenn Sie sich also nicht in der Lage sehen, mich bei meinen Ermittlungen zu unterstützen, kann ich nichts weiter tun, als Sie hier schmoren zu lassen, während ich mich in dem Ruhm sonne, der zur Zeit unverdienterweise auf mich gehäuft wird. Ja, mein Freund, seit Ihrer Verhaftung bin ich der Held des Tages.«

Connor reagierte auch jetzt nicht.

»Ich merke schon, daß ich keinen Draht zu Ihnen habe«, fuhr der Polizeichef fort. »Ich betrachte es als meine Pflicht, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß wir hier nicht in Kolumbien sind und daß ich meine Loyalität nicht jeweils demjenigen schenke, mit dem ich zuletzt gesprochen habe oder der mir das dickste Bündel Dollar anbietet.« Er legte eine Pause ein und machte einen weiteren Zug an seiner Zigarette, ehe er hinzufügte: »Ich vermute, das ist eine unserer vielen Gemeinsamkeiten.«

Er drehte sich um und ging zur Zellentür, blieb aber dicht davor stehen. »Ich überlasse es Ihnen, darüber nachzudenken. Aber wenn ich in Ihren Schuhen steckte, würde ich damit nicht zu lange warten.«

Er pochte an die Tür. »Wer immer Sie auch sind«, fügte er hin-

zu, während die Tür aufgeschlossen wurde, »ich versichere Ihnen, daß Sie keine Daumenschrauben, keine Streckbank und keine subtileren Formen der Folter befürchten müssen, solange ich Polizeichef von St. Petersburg bin. Aber ich kann Ihnen nicht versprechen, daß es so bleibt, falls Viktor Zerimskij zu unserem neuen Präsidenten gewählt wird.«

Boltschenkow schlug die Zellentür zu, und Connor hörte, wie der Schlüssel im Schloß gedreht wurde.

Drei weiße BMWs hielten vor dem Hoteleingang. Aus jedem Wagen sprang der Mann, der neben dem Chauffeur saß, auf den Bürgersteig. Alle drei schauten die Straße hinauf und hinunter. Als sie sich vergewissert hatten, daß offenbar alles in Ordnung war, wurde die Tür im Fond des mittleren Wagens geöffnet, und Alexij Romanow stieg aus. Der hochgewachsene junge Mann im langen schwarzen Kaschmirmantel blickte weder nach rechts noch nach links, als er mit schnellen Schritten ins Hotel ging. Die drei anderen Männer folgten ihm und bildeten rasch einen Halbkreis um ihn.

Nach der Beschreibung, die er telefonisch bekommen hatte, erkannte Romanow sofort den hochgewachsenen Amerikaner, der mitten im Foyer stand und den Eindruck machte, als würde er auf jemanden warten.

»Mr. Jackson?« vergewisserte er sich mit gutturalem Akzent.

»Ja«, antwortete Jackson. Er hätte Romanow die Hand gegeben, hätte der sich nicht einfach umgedreht und wäre direkt zum Eingang zurückgegangen.

Die Motoren der drei BMWs liefen und die Türen standen noch offen, als Jackson auf die Straße trat. Sofort wurde er zum Fond des mittleren Autos geführt. Kurz darauf saß er zwischen dem jungen Burschen, der ihm die Hand nicht hatte geben wollen, und einem anderen, gleichermaßen schweigenden, aber stämmigeren Mann.

Die drei Wagen fuhren auf die mittlere Spur. Wie durch Zaubererei machten ihnen alle anderen Fahrzeuge Platz. Nur die Verkehrsampeln schienen nicht zu wissen, wer die Männer in den BMWs waren.

Als die kleine Autokolonne durch die Stadt brauste, verfluchte Jackson aufs neue sein Pech. Nichts von all dem wäre nötig gewesen, wäre er vor vierundzwanzig Stunden zu Lloyd durchgekommen.

»Du müssen mit Nikolaj Romanow reden«, hatte Sergej gesagt.

Er hatte die Nummer seiner Mutter gewählt, und als endlich jemand den Hörer abnahm, hatte er sich auf eine Weise verhalten, die Jackson noch nicht an ihm kannte. Sergej war respektvoll, hörte aufmerksam zu und unterbrach die Sprecherin am anderen Ende der Leitung kein einziges Mal. Zwanzig Minuten später legte er den Hörer wieder auf.

»Ich glaube, sie machen Anruf«, sagte er. »Problem sein, erst mit vierzehn man kann Mitglied von ›rechtmäßige Diebe‹ werden – oder Mafya, wie du sie nennen. Ausnahme nicht einmal für Alexij, einziger Sohn von Zar.«

Sergej erklärte, er habe gebeten, daß der Zar, der Boß der »rechtmäßigen Diebe«, sich mit Jackson treffen würde. Die Organisation war bereits gegründet worden, als noch ein echter Zar über Rußland herrschte. Sie hatte überlebt und war zur gefürchtetsten und am meisten respektierten kriminellen Vereinigung der Welt geworden.

»Mein Mutter eine von wenig Frauen, mit der Zar reden. Sie ihn bitten, dir Audienz gewähren«, erklärte Sergej. Das Telefon läutete. Sergej griff sofort nach dem Hörer. Während er aufmerksam zuhörte, was seine Mutter sagte, wurde er weiß wie die Wand und fing zu zittern an. Er zögerte eine Zeitlang, erklärte sich aber schließlich einverstanden mit dem, was sie vorschlug. Seine Hand zitterte noch, als er den Hörer wieder auf die Gabel legte.

»Ist er einverstanden, sich mit mir zu treffen?« fragte Jackson.

»Ja«, antwortete Sergej verstört. »Zwei Männer kommen, holen dich morgen früh: Alexij Romanow, Sohn von Zar und Nachfolger von ihm, wenn er sterben, und Stefan Iwanitskij, Vetter von Alexij und dritter Mann in Rangfolge.«

»Wo liegt dann das Problem?«

»Sie dich nicht kennen, so sie stellen Bedingung.«

»Was für eine Bedingung?«

»Wenn Zar denken, du stehlen sein Zeit, kommen die zwei Männer zurück und brechen mir Bein, damit ich nicht vergessen, sie nie wieder belästigen.«

»Dann solltest du dafür sorgen, daß du nicht mehr da bist, wenn ich zurückkomme.«

»Wenn ich nicht hier, sie gehen zu mein Mutter und brechen ihr Bein. Und wenn sie mich fangen, sie brechen mir beide Bein. Das sein ungeschrieben Gesetz von Mafya. «

Jackson fragte sich, ob er das Treffen absagen sollte. Er wollte nicht dafür verantwortlich sein, wenn Sergej sich auf Krücken dahinschleppen mußte. Aber der Junge sagte ihm, daß es dafür nun zu spät sei. Er hatte sich bereits mit den Bedingungen einverstanden erklärt.

Ein Blick auf Stefan Iwanitskij, den Neffen des Zaren, der rechts von ihm saß, überzeugte Jackson, daß dieser Mann jemandem binnen einer Sekunde das Bein brechen und sich dann wieder fröhlich seinen Geschäften widmen konnte.

Sobald die BMWs die Stadtgrenze hinter sich hatten, beschleunigten sie auf hundert Stundenkilometer. Auf den kurvenreichen, bergauf führenden Straßen begegneten sie nur wenigen anderen Fahrzeugen. Sie brausten an Leuten vom Land vorbei – Menschen mit gesenkten Köpfen und einem Ausdruck von Resignation in den Gesichtern. Jackson verstand allmählich, wieso Zerimskis Worte möglicherweise einen Funken Hoffnung in ihnen zu wecken vermochten.

Plötzlich bog der vorderste Wagen nach links ein und hielt vor einem schweren schmiedeeisernen Tor mit einem gewaltigen Wappen, das einen Falken mit ausgebreiteten Schwingen zeigte. Zwei Männer mit Kalaschnikows traten herbei, und der Chauffeur des vorderen BMW ließ ein getöntes Fenster herunter, um ihnen die Möglichkeit zu geben, ins Wageninnere zu schauen. Die Szene erinnerte Jackson an die Einfahrt zum CIA-Hauptquartier in Langley – nur daß die Wachposten sich dort mit Pistolen begnügen mußten, die in ihren Halftern blieben.

Nachdem alle drei Wagen inspiziert waren, nickte einer der Posten, und die Flügel des Falkentors glitten auseinander. Die drei BMWs setzten die Fahrt in gemessenerem Tempo auf einer Kies-

einfahrt fort, die sich durch ein dichtes Waldstück schlängelte. Erst nach weiteren fünf Minuten konnte Jackson einen ersten Blick auf das Haus werfen – obwohl Haus nicht das richtige Wort für das Gebäude war. Vor einem Jahrhundert war es der Palast des Zarewitsch gewesen, des erstgeborenen Sohnes des Zaren. Nun wurde es von einem entfernten Nachfahren bewohnt, der an sein Erbrecht glaubte.

»Du erst sprechen zu Zar, wenn er selbst gesprochen«, hatte Sergej ihn gewarnt. »Und ihn immer behandeln wie sein kaiserlich Vorfahren.« Jackson hatte Sergej vorsichtshalber verschwiegen, daß er keine Ahnung hatte, wie er sich einem Mitglied der russischen Zarenfamilie gegenüber zu verhalten habe.

Knirschend hielten die Wagen vor dem Haupteingang. Ein großer, eleganter Mann in schwarzem Frack, weißem Hemd und Schleife stand wartend oben an der Treppe. Er verbeugte sich vor Jackson, der sich alle Mühe gab, so zu tun, als hätte er immer schon in Fürstenhäusern und Adelspalästen verkehrt. Immerhin hatte er ja einmal Richard Nixon persönlich kennengelernt.

»Willkommen im Winterpalast, Mr. Jackson«, sagte der Butler. »Mr. Romanow erwartet Sie in der Blauen Galerie.«

Alexij Romanow und Stefan Iwanitskij begleiteten Jackson durch die offene Tür. Dann folgten Jackson und der junge Romanow dem Butler durch einen langen Marmorkorridor, während Iwanitskij am Eingang verharrte. Jackson wäre gern stehengeblieben, um die Gemälde und Statuen zu bewundern, die jedem Museum Ehre gemacht hätten, doch der Butler schritt zügig aus. Er blieb erst stehen, als sie zu einer weißen Flügeltür am Ende des Korridors gelangten, die fast bis zur Decke reichte. Nachdem der Butler angeklopft hatte, öffnete er einen Flügel und trat zur Seite, um Jackson einzulassen.

»Mr. Jackson«, verkündete er; dann verließ er den Raum und schloß leise die Tür hinter sich.

Jackson trat in einen großen, prunkvoll möblierten Salon. Der Fußboden wurde von einem riesigen Teppich bedeckt, für dessen Besitz ein Türke wahrscheinlich sein Leben gegeben hätte. Aus

einem mit rotem Samt überzogenen Louis-XIV-Ohrensessel erhob sich ein älterer Herr in blauem Nadelstreifenanzug. Sein Haar war silbern, und die Blässe seiner Haut deutete auf eine langwierige Krankheit hin. Sein dünner Körper war leicht vornübergebeugt, als er einen Schritt nach vorn tat, um seinem Gast die Hand zu reichen.

»Wie freundlich von Ihnen, Mr. Jackson, den weiten Weg auf sich zu nehmen, um mich zu besuchen«, begrüßte er ihn. »Sie müssen entschuldigen, aber mein Englisch ist ein wenig eingerostet. Ich war gezwungen, Oxford schon 1939 zu verlassen, gleich nach Ausbruch des Krieges, obwohl ich dort erst im zweiten Jahr studierte. Sie müssen wissen, die Briten haben den Russen nie so recht getraut, auch wenn wir später Verbündete wurden.« Er lächelte. »Ich bin sicher, sie haben den Amerikanern gegenüber die gleiche Einstellung.«

Jackson wußte nicht so recht, wie er darauf reagieren sollte.

»Aber nehmen Sie doch bitte Platz, Mr. Jackson.« Der alte Herr deutete auf das Pendant des Ohrensessels, in dem er gesessen hatte.

»Vielen Dank.« Das waren Jacksons erste Worte, seit er das Hotel verlassen hatte.

»Und jetzt, Mr. Jackson«, Romanow setzte sich behutsam wieder in seinen Sessel, »muß ich Sie bitten, mir einige Fragen präzise zu beantworten. Sollten Sie Zweifel haben, lassen Sie sich bitte Zeit, ehe Sie etwas erwidern. Denn sollten Sie mich belügen, werden Sie feststellen – wie soll ich sagen? –, daß dies nicht nur zu einer Beendigung unserer heutigen Besprechung führen wird.«

Am liebsten hätte Jackson an Ort und Stelle kehrtgemacht, doch ihm war klar, daß dieser hinfällige alte Mann wahrscheinlich der einzige Mensch auf Erden war, der Connor lebend aus dem Kruifixgefängnis holen konnte. Also schwieg Jackson und nickte nur knapp.

»Gut«, sagte Romanow. »Jetzt würde ich gern ein wenig mehr über Sie erfahren, Mr. Jackson. Wie ich auf den ersten Blick sehen kann, arbeiten Sie für eine staatlich sanktionierte Organisation,

und da Sie in mein Land« – er betonte das Wort mein – »gekommen sind, schließe ich daraus, daß es sich dabei eher um die CIA als um das FBI handelt. Habe ich recht?«

»Ich habe achtundzwanzig Jahre für die CIA gearbeitet, bis vor kurzem, als ich – ersetzt wurde.« Jackson wählte seine Worte mit Bedacht.

»Es widerspricht den Gesetzen der Natur, eine Frau als Chef zu haben«, bemerkte Romanow ohne die Spur eines Lächelns. »Die Organisation, deren Oberhaupt ich bin, würde so etwas niemals zulassen.«

Der alte Herr beugte sich zu einem Tischchen links von ihm und griff nach einem Glas, das mit einer farblosen Flüssigkeit gefüllt war. Jackson hatte es vorher gar nicht bemerkt. Romanow nahm einen Schluck und stellte das Glas auf den Tisch zurück, ehe er seine nächste Frage stellte.

»Arbeiten Sie derzeit für eine andere polizeiliche Institution?«

»Nein«, antwortete Jackson fest.

»Demnach arbeiten Sie freiberuflich?«

Jackson antwortete nicht.

»Ich verstehe«, sagte Romanow. »Ich entnehme Ihrem Schweigen, daß Sie nicht der einzige sind, der Helen Dexter nicht traut.«

Auch jetzt schwieg Jackson. Ihm war bereits klargeworden, weshalb es sich nicht auszahlen würde, Romanow zu belügen.

»Warum wollten Sie mich sehen, Mr. Jackson?«

Jackson war ziemlich sicher, daß der Greis die Antwort genau kannte, aber er spielte seine Rolle weiter. »Ich bin wegen eines guten Freundes zu Ihnen gekommen, der es meiner Dummheit zu verdanken hat, daß er nun im Kruzifixgefängnis hinter Gittern sitzt.«

»Eine Institution, die nicht gerade für ihre Menschenfreundlichkeit bekannt ist, vor allem, wenn es darum geht, die Unschuld eines Insassen in Erwägung zu ziehen oder Begnadigung zu gewähren.«

Jackson nickte bestätigend.

»Ich weiß, daß es nicht Ihr Freund war, welcher der Presse ge-

genüber behauptet hat, meine Organisation habe ihm eine Million Dollar geboten, um Zerimskij aus der Präsidentschaftswahl zu entfernen. Wäre es so gewesen, hätte man ihn längst von der Dekke baumelnd in seiner Zelle vorgefunden. Nein, ich vermute, daß die Person, die diese Falschinformation in die Welt gesetzt hat, eine von Helen Dexters Kreaturen ist«, fuhr Romanow fort. »Wären Sie etwas früher zu mir gekommen, Mr. Jackson, hätte ich Sie vor Mitchell warnen können.« Er nahm einen weiteren Schluck aus seinem Glas und fügte hinzu: »Einer der wenigen Ihrer Landsleute, die ich grn in meiner Organisation hätte. Wie ich sehe, verwundert es Sie, wieviel ich weiß.«

Jackson war der Meinung, nicht einen einzigen Muskel bewegt zu haben.

»Mr. Jackson, es wird Sie gewiß nicht schockieren, wenn ich Ihnen sage, daß ich meine eigenen Leute in den Führungsetagen der CIA und des FBI sitzen habe.« Das dünne Lächeln kehrte auf Romanows Gesicht zurück. »Und wenn ich es für nützlich hielte, würde auch im Weißen Haus jemand für mich arbeiten. Doch da Präsident Lawrence ohnedies alles preisgibt, wonach man ihn bei den wöchentlichen Pressekonferenzen fragt, halte ich eine solche Maßnahme für überflüssig. Was uns zu meiner nächsten Frage führt. Arbeitet Ihr Freund für die CIA?«

Jackson schwieg.

»Ah, ich verstehe. Genau wie ich vermutet habe. Nun, er wird sich damit abfinden müssen, daß Helen Dexter diesmal nicht zu seiner Rettung eilt.«

Jackson schwieg immer noch.

»Gut«, sagte der Greis. »Nun weiß ich genau, was Sie von mir erwarten.« Er machte eine Pause. »Aber ich kann mir beim besten Willen nicht vorstellen, was Sie mir als Gegenleistung bieten könnten.«

»Ich habe keine Ahnung, wie hoch der gängige Betrag ist«, erwiderte Jackson.

Der Greis fing an zu lachen. »Haben Sie wirklich geglaubt, Mr. Jackson, daß ich Sie hierherbringen ließ, um mit Ihnen über Geld

zu reden? So viel Sie mir auch bieten könnten, es wäre nicht genug. Schauen Sie sich doch um, dann sehen Sie es selbst. Time hat sich sehr verschätzt, was meine Macht und meinen Reichtum betrifft. Allein im vergangenen Jahr hat meine Organisation einen Umsatz von 187 Milliarden Dollar gemacht. Das ist mehr als der Staatshaushalt von Belgien oder Schweden. Wir haben jetzt operative Niederlassungen in einhundertzweiundvierzig Ländern. Und – um McDonalds' Werbespruch frei wiederzugeben – jeden Monat wird eine neue Filiale eröffnet. Nein, Mr. Jackson, in diesem Leben bleiben mir nicht mehr genug Tage, daß ich sie damit vergeuden möchte, mit einem mittellosen Mann über Geld zu diskutieren.«

»Warum haben Sie sich dann überhaupt herabgelassen, mit mir zu sprechen?« entgegnete Jackson.

»Nicht Sie stellen hier die Fragen, Mr. Jackson«, wies Romanow ihn scharf zurecht. »Sie antworten nur. Ich bin erstaunt, daß man Sie offenbar nicht eingehend instruiert hat.«

Der Greis nahm einen weiteren Schluck der farblosen Flüssigkeit, ehe er vom Stapel ließ, was er als Gegenleistung erwartete, wenn er Connor zur Flucht verhelfen sollte. Jackson wußte natürlich, daß er nicht die Befugnis hatte, in Connors Namen Romanows Bedingungen zu akzeptieren, doch weil der Alte ihn darauf aufmerksam gemacht hatte, keine Fragen zu stellen, schwieg er.

»Sie werden vielleicht ein wenig Zeit brauchen, sich meinen Vorschlag zu überlegen, Mr. Jackson«, fuhr der Greis fort. »Doch sollte Ihr Freund auf meine Bedingungen eingehen und sie dann nicht ausführen, müssen ihm die Konsequenzen seiner Handlungsweise genauestens klargemacht werden.« Er machte eine Pause, um Luft zu holen. »Ich kann nur hoffen, Mr. Jackson, daß er nicht zu den Menschen gehört, die sich nach Unterzeichnung eines Vertrags darauf verlassen, daß ein gerissener Anwalt ein Hintertürchen finden wird, um ihnen die Einhaltung der Vereinbarungen zu ersparen. Wissen Sie, in diesem Gericht bin ich Geschworenenbank und Richter in einer Person, und mein Sohn Alexij ist der Anklagevertreter. Ich habe ihm die Verantwortung aufer-

legt, sich darum zu kümmern, daß gerade dieser Vertrag bis aufs I-Tüpfelchen erfüllt wird. Ebenso habe ich den Befehl erteilt, daß er Sie beide zurück in die Staaten begleitet, und Alexij wird nicht eher heimkehren, bis der Vertrag erfüllt ist. Ich hoffe, Sie haben verstanden, Mr. Jackson.«

Es hatte kaum einen größeren Kontrast geben können als den zwischen Zerimskis Büro und dem Winterpalast des Zaren. Die Geschäftsräume des Kommunistenführers lagen im dritten Stock eines baufälligen Gebäudes in einem nördlichen Vorort von Moskau. Allerdings hätte jeder, den er in seine Datscha an der Wolga einlud, rasch erkannt, daß Zerimskij durchaus kein Verächter von Luxus war.

Die letzte Wahlphase hatte um zweiundzwanzig Uhr des vergangenen Tages geendet. Nun brauchte Zerimskij nichts weiter zu tun, als abzuwarten, daß die Beamten vom Baltikum bis zum Pazifik mit den Stimmenzahlen fertig wurden. Er wußte nur zu gut, daß die Leute in manchen Bezirken mehrfach gewählt hatten, während in anderen die Wahlurnen nie im Rathaus eintrafen. Doch nachdem er sich mit Borodin über die Bedingungen geeinigt und der General sich aus dem Rennen um die Präsidentschaft verabschiedet hatte, war seine Chance, die Wahl zu gewinnen, sehr gestiegen; davon war er überzeugt. Andererseits unterstützte die Mafya seinen Gegner Tschernopow, und Zerimskij wußte nur zu gut, daß er mehr als fünfzig Prozent der abgegebenen Stimmen benötigte, wollte er auch nur die geringste Aussicht haben, zum Sieger ernannt zu werden. Aus diesem Grund beschloß er, sich einen Verbündeten im Lager des Zaren anzulachen.

Das Wahlergebnis würde frühestens in zwei Tagen bekanntgegeben werden, da in den meisten Teilen des Landes die Stimmen noch von Hand ausgezählt wurden. Man brauchte Zerimskij nicht an Stalins oft zitierte Bemerkung zu erinnern, daß es nicht darauf ankommt, wie viele Leute wählen, sondern darauf, wer die Stimmen zählt.

Zerimskis engste Mitarbeiter ließen die Telefone heißlaufen,

während sie versuchten, mit den Geschehnissen in dem riesigen Land Schritt zu halten. Doch die diversen Landesherren wollten nicht mehr an Information herausrücken, als daß sich noch nicht absehen ließ, wer beim Kopf-an-Kopf-Rennen den Zieleinlauf als erster schaffen würde. Der Kommunistenführer schlug an diesem Tag öfter auf den Tisch als während der ganzen vergangenen Woche, und immer wieder zog er sich in sein Büro zurück, um private Anrufe zu tätigen.

»Das ist eine gute Neuigkeit, Stefan«, sagte Zerimskij, »solange Sie das Problem mit Ihrem Vetter lösen können.« Er lauschte Iwanitskys Antwort, als an die Tür geklopft wurde. Zerimskij legte in dem Moment auf, als sein Stabschef eintrat. Titow brauchte nicht zu wissen, mit wem er gesprochen hatte.

»Die Presseleute fragen an, ob Sie schon eine Erklärung abzugeben haben«, sagte Titow in der Hoffnung, seinen Chef ein paar Minuten zu beschäftigen. Zum letztenmal hatte Zerimskij mit den Aasgeiern, wie er sie nannte, gestern vormittag gesprochen. Da hatten sie sich allesamt eingefunden, um seine Stimmabgabe in Koski zu verfolgen, dem Moskauer Stadtteil, in dem er geboren war. Es war nicht anders als in den USA bei einer Präsidentschaftswahl.

Zerimskij nickte zögernd und folgte Titow die Treppe hinunter und hinaus auf die Straße. Er hatte seinen Stab angewiesen, dafür zu sorgen, daß keiner der Presseleute ins Haus gelangte, denn Zerimskij wollte der Gefahr aus dem Weg gehen, daß sie entdeckten, wie ineffizient und personell unterbesetzt seine Organisation war. Auch das würde sich ändern, sobald er die Staatskasse in die Hände bekam. Und daß dies die letzte Wahl sein würde, bei der die russischen Bürger frei abstimmen konnten - jedenfalls zu seinen Lebzeiten -, wußte nicht einmal sein Stabschef. Und es war Zerimskij völlig egal, wie viele Proteste es in der ausländischen Presse geben würde. Schon sehr bald würden diese Schmierblätter östlich von Deutschland nicht mehr zu bekommen sein.

Als Zerimskij auf den Bürgersteig trat, sah er sich der größten

Zusammenrottung von Journalisten seit Beginn der Wahlkampagne gegenüber.

»Wie hoch schätzen Sie Ihre Siegeschancen ein, Mr. Zerimskij?« rief ein Reporter, noch ehe der Kandidat einen guten Tag wünschen konnte.

»Wenn der Sieger der Mann ist, für den die meisten Wähler gestimmt haben, werde ich der nächste Präsident Rußlands sein.«

»Der Vorsitzende des internationalen Beobachtergremiums hat festgestellt, daß dies die demokratischste Wahl in der Geschichte Rußlands war. Was sagen Sie dazu?«

»Ich werde mich dazu äußern, sobald ich dank dieser demokratischen Wahlen zum Sieger erklärt wurde«, erwiderte Zerimskij. Die Journalisten lachten höflich.

»Falls Sie Präsident werden, wann beabsichtigen Sie einen Staatsbesuch bei Präsident Lawrence in Washington zu machen?«

Wie aus der Pistole geschossen kam die Antwort: »Nachdem er mir einen Besuch in Moskau abgestattet hat.«

»Wenn Sie Präsident werden, was geschieht dann mit dem Mann, der auf dem Platz der Freiheit festgenommen wurde und dem zur Last gelegt wird, einen Anschlag auf Sie geplant zu haben?«

»Darüber wird das Gericht entscheiden. Aber Sie können versichert sein, daß er einen fairen Prozeß bekommt.«

Zerimskij langweilte sich plötzlich. Abrupt drehte er sich um und verschwand wieder im Haus, ohne auf die Fragen zu achten, die man ihm nachrief.

»Haben Sie Borodin einen Posten in Ihrem Kabinett angeboten?«

»Was werden Sie wegen Tschetschnya unternehmen?«

»Werden Sie als erstes gegen die Mafya vorgehen?«

Als Zerimskij müde die abgetretenen Steinstufen zum dritten Stock hinaufstieg, beschloß er, der Presse nie wieder Rede und Antwort zu stehen, egal ob er siegte oder nicht. Er beneidete Lawrence nicht, der ein Land zu regieren versuchte, in dem die Journalisten erwarteten, wie Gleichgestellte behandelt zu werden. Kaum

hatte er sein Büro betreten, ließ er sich in den einzigen bequemen Sessel im Zimmer fallen und schlief zum erstenmal seit Tagen.

Der Schlüssel drehte sich im Schloß, und die Zellentür schwang auf. Boltschenkow trat mit einem großen Matchbeutel und einem ramponierten ledernen Aktenkoffer ein.

»Wie Sie sehen, bin ich zurückgekehrt«, sagte der St. Petersburger Polizeichef und setzte sich Connor gegenüber. »Daraus können Sie schließen, daß ich ein weiteres inoffizielles Gespräch mit Ihnen führen möchte. Ich hoffe allerdings, daß es diesmal ein wenig fruchtbarer sein wird als beim letzten Mal.«

Boltschenkow betrachtete den Mann auf der Pritsche. Connor sah aus, als hätte er in den fünf Tagen seiner Inhaftierung einige Kilo abgenommen.

»Wie ich sehe, haben Sie sich noch nicht an unsere Nouvelle cuisine gewöhnt.« Der Polizeichef zündete sich eine Zigarette an. »Ich muß zugeben, daß selbst das Geschmeiß von St. Petersburg für gewöhnlich ein paar Tage braucht, bis es sich an den Schlangenfraß im Kruzifix gewöhnt hat. Aber sie lernen das Essen zu würdigen, wenn sie erst eingesehen haben, daß sie den Rest ihres Lebens hierbleiben werden und daß es keine Alternative à la carte gibt.« Er sog tief an seiner Zigarette und blies den Rauch durch die Nase aus.

»Vielleicht«, fuhr er fort, »haben Sie vor kurzem gelesen, daß einer unserer Insassen einen Mitgefangeinen verspeist hat. Doch angesichts der Lebensmittel- und Raumknappheit hielten wir es nicht für angebracht, großes Getue um die Sache zu machen.«

Connor lächelte.

»Ah, ich sehe, Sie leben ja tatsächlich noch.« Der Polizeichef nickte. »Ich möchte Ihnen nicht verschweigen, daß sich seit unserer letzten Begegnung zwei interessante Entwicklungen ergeben haben.«

Er stellte Matchbeutel und Aktenkoffer auf den Boden. »Der Geschäftsführer des Hotels National hat uns mitgeteilt, daß diese

beiden Gepäckstücke in seinem Haus liegengeblieben sind und daß keiner danach gefragt hat.«

Connor zog eine Braue hoch.

»Genau wie ich dachte«, sagte der Polizeichef. »Und um fair zu sein – als wir ihm Ihr Foto zeigten, hat er bestätigt, daß ein Mann den Beutel hinterlegt hat, auf den Ihre Beschreibung zutrifft. An den Aktenkoffer konnte er sich allerdings nicht erinnern. Trotzdem vermute ich, daß ich Ihnen nicht sagen muß, was drinnen ist.«

Boltschenkow drückte auf die Verschlüsse des Koffers und öffnete ihn. Eine Remington 700 lag darin. Connor starnte vor sich hin und täuschte Gleichgültigkeit vor.

»Obwohl ich überzeugt bin, daß Sie mit dieser Art von Waffe schon umgegangen sind, glaube ich nicht, daß Sie das Gewehr in diesem Koffer je auch nur gesehen haben, auch wenn die Initialen P. D. V. so offensichtlich in den Koffer geprägt sind. Selbst ein Neuling käme auf den Gedanken, daß man versucht hat, Sie reinzulegen.«

Boltschenkow nahm wieder einen tiefen Zug von seiner Zigarette.

»Die CIA bildet sich offenbar ein, daß wir die dümmste Polizei der Welt haben. Hat dieser Verein wirklich auch nur einen Augenblick geglaubt, wir wüßten nicht, was Mitchells eigentlicher Job ist? ›Kulturattaché‹«, schnaubte der Polizeichef abfällig. »Er hält die Eremitage wahrscheinlich für ein Kaufhaus. Ehe Sie etwas sagen, habe ich da noch eine Neuigkeit, die Sie interessieren dürfte.« Wieder machte er einen tiefen Lungenzug. »Viktor Zerimskij hat die Wahl gewonnen und wird am Montag zum Präsidenten ernannt.«

Connor lächelte schwach.

»Und da ich mir nicht vorstellen kann, daß er Ihnen für die Amtseinsetzung einen Platz in der vordersten Reihe anbieten wird, wäre vielleicht die Zeit gekommen, daß Sie uns Ihre Version der Geschichte erzählen, Mr. Fitzgerald.«

Präsident Zerimskij stolzierte in den Raum. Sofort erhoben sich seine Parteifreunde von ihren Stühlen um den langen Eichentisch und applaudierten, bis der Präsident seinen Platz unter einem Bild Stalins einnahm, das er aus dem Keller des Puschkinmuseums hatte holen lassen, wo es seit 1956 gehangen hatte.

Zerimskij trug einen dunkelblauen Anzug, weißes Hemd und Seidenkrawatte. Damit hob er sich sehr von den anderen am Tisch ab, die immer noch ihre schlechtsitzende Kleidung trugen, an der sich seit dem Wahlkampf nichts geändert hatte. Es war dringend nötig, daß sie schnellstmöglichst einen guten Schneider aufsuchten.

Zerimskij gestattete seinen Mitstreitern, lange und ausgiebig zu applaudieren, ehe er abwinkte, als wären sie nichts anderes als die jubelnden Massen bei Kundgebungen.

»Auch wenn ich mein Amt offiziell erst am nächsten Montag anstre«, begann er, »gibt es etwas, das ich sofort bekanntgeben möchte.« Der Präsident schaute sich im Kreis seiner Getreuen um, die über all die schlechten Jahre hinweg zu ihm gehalten hatten und jetzt für ihre Loyalität belohnt werden sollten. Viele von ihnen hatten ein halbes Leben lang auf diesen Augenblick gewartet.

Der Präsident wandte sich einem kleinen, gedrungenen Mann zu, der vor sich hin starre. Diesem Mann war Zerimskij zu Dank verpflichtet: Josef Pleskow hatte ihm bei einem Attentatsversuch in Odessa das Leben gerettet und die drei Übeltäter auf der Stelle erschossen. Drei Tage später hatte Zerimskij ihn vom gemeinen Leibwächter zum Vollmitglied des Politbüros befördert, weil Pleskow eine große Tugend besaß, die Zerimskij von jedem Mitarbeiter erwartete: daß er seine Befehle zu seiner Zufriedenheit ausführte.

»Josef, mein alter Freund«, sagte Zerimskij, »Sie sollen mein Innenminister werden.« Mehrere Gesichter um den Tisch zuckten in dem Bemühen, sich die Überraschung oder Enttäuschung nicht anmerken zu lassen. Die meisten wußten, daß sie für diesen Posten

viel besser qualifiziert waren als der ehemalige Hafenarbeiter aus der Ukraine; manche hatten gar den Verdacht, daß Pleskow nicht einmal richtig schreiben konnte. Der gedrungene Mann strahlte seinen Parteiführer an wie ein Kind, das unerwartet ein Bonbon bekommen hatte.

»Ihre erste Aufgabe wird darin bestehen, mit dem organisierten Verbrechen aufzuräumen, Josef. Ich glaube, das erreichen Sie am besten, wenn Sie mit Nikolaj Romanow anfangen, dem sogenannten Zaren. Lassen Sie ihn verhaften. Denn solange ich Präsident bin, wird es keinen Platz für Zaren geben, ob hochwohlgeborene oder andere.«

Ein paar der Gesichter, die noch vor einem Augenblick verdrossen dreingeblickt hatten, hellten sich plötzlich auf. Es gab wohl kaum einen unter ihnen, der es bereitwillig mit Nikolaj Romanow aufgenommen hätte, und nicht einer hielt Pleskow dazu für fähig.

»Auf welcher Rechtsgrundlage soll ich ihn festnehmen lassen?« fragte Pleskow naiv.

»Irgendwas. Betrug. Von mir aus auch Mord«, antwortete Zerimskij. »Das überlasse ich ganz Ihnen. Hauptsache, es genügt, ihn hinter Gitter zu bringen.«

Pleskow wirkte jetzt schon leicht verunsichert. Es wäre viel einfacher, hätte der Chef ihm befohlen, den Mann zu töten.

Zerimskij's Blick schweifte um den Tisch. »Lew«, sagte er, »Ihnen übertrage ich die Verantwortung für die Durchführung der anderen Hälfte meiner neuen Gesetze für die innere Sicherheit.«

Lew Schulow wirkte nervös. Er war sich nicht sicher, ob er dankbar für das Amt sein sollte, das er bekommen würde.

»Sie werden der neue Justizminister.«

Schulow lächelte.

»In den Gerichten wird zur Zeit viel zu sehr geschlampt. Ernennen Sie ein Dutzend oder mehr neue Richter, aber achten Sie darauf, daß jeder ein langjähriges Parteimitglied ist. Erklären Sie ihnen von Anfang an, daß ich nur zwei Strategien kenne, wenn es um Gesetz und Ordnung geht: ein kurzer Prozeß und eine exemplarische Strafe. Und ich möchte gleich in den ersten Tagen mei-

ner Präsidentschaft ein Exempel an einem ganz speziellen Gesetzesbrecher statuieren, um von vornherein keinen Zweifel daran zu lassen, was einen jeden erwartet, der sich gegen mich stellt.«

»Denken Sie dabei an jemand Bestimmten, Herr Präsident?«

»Ja«, antwortete Zerimskij. »Sie erinnern sich...« Ein leises Klopfen ertönte. Alle wandten sich der Tür zu, um zu sehen, wer es wagte, die erste Kabinettsitzung des neuen Präsidenten zu stören. Dimitrij Titow trat lautlos ein. Er spürte die Woge des Unwillens, die ihm entgegenschlug, war aber der Ansicht, daß Zerimskij noch viel wütender sein würde, wenn er ihm nicht sofort mitteilte, was er ihm mitzuteilen hatte. Der Präsident trommelte mit den Fingern auf den Tisch, während Titow durch die ganze Länge des Zimmers huschte und neben dem Präsidenten den Kopf neigte, um ihm ins Ohr zu flüstern.

Zerimskij fing sofort an, schallend zu lachen. Die anderen hätten pflichtschuldig eingestimmt, warteten aber lieber ab, solange sie nicht wußten, was denn so erheiternd war. Zerimskij blickte seine Parteifreunde an. »Der Präsident der Vereinigten Staaten ist am Apparat. Er will mir offenbar gratulieren.« Jetzt hatten alle einen Grund zum Mitlachen.

»Damit steht meine nächste Entscheidung als euer Präsident an. Soll ich ihn warten lassen – sagen wir, die nächsten drei Jahre...«, alle lachten noch lauter, außer Titow, »... oder soll ich den Anruf entgegennehmen?«

Niemand machte einen Vorschlag.

»Wollen wir herausfinden, was er möchte?« fragte Zerimskij. Alle nickten. Titow langte nach dem Telefon neben seinem Chef und reichte ihm den Hörer.

»Genosse Präsident«, sagte Zerimskij.

»Nein, Sir«, erklang die sofortige Antwort. »Ich bin Andy Lloyd, der Stabschef des Weißen Hauses. Darf ich Sie zu Präsident Lawrence durchstellen?«

»Nein!« brüllte Zerimskij wütend. »Sagen Sie Ihrem Präsidenten, wenn er das nächste Mal anruft, soll er gefälligst selbst am Apparat sein, weil ich mich nicht mit Laufburschen unterhalte.«

Er schmetterte den Hörer auf die Gabel.

»Wo war ich stehengeblieben?«

»Sie waren gerade dabei, Herr Präsident, uns zu sagen, an wem Sie ein Exempel der neuen Verfahrensweise des Justizministeriums statuieren wollen«, sagte Schulow rasch.

»Ah, ja.« Das Lächeln kehrte auf Zerimskis Lippen zurück, als das Telefon erneut läutete.

Zerimskij deutete auf seinen Stabschef, der daraufhin den Hörer abnahm.

»Wäre es möglich«, erkundigte sich eine Stimme, »mit Präsident Zerimskij zu sprechen?«

»Wer ist am Apparat?« erkundigte sich Titow.

»Tom Lawrence.«

Titow reichte seinem Chef den Hörer. »Der Präsident der Vereinigten Staaten«, sagte er nur. Zerimskij nickte und nahm den Hörer entgegen.

»Sind Sie dran, Viktor?«

»Hier Präsident Zerimskij. Mit wem spreche ich?«

»Tom Lawrence.« Er blickte mit einer hochgezogenen Braue den Außenminister und den Stabschef des Weißen Hauses an, die an den Nebenapparaten mithörten.

»Guten Morgen. Was kann ich für Sie tun?«

»Ich rufe nur an, um meine Glückwünsche den vielen anderen hinzuzufügen, mit denen Sie nach Ihrem beeindruckenden – Lawrence hatte ursprünglich »unerwarteten« sagen wollen, aber das Außenministerium hatte ihm davon abgeraten – »Sieg zweifellos überhäuft werden. Es war ein sehr knapper Wahlausgang, aber in der Politik muß jeder dann und wann mit diesem Problem rechnen.«

»Es ist ein Problem, das es für *mich* nie wieder geben wird«, entgegnete Zerimskij. Lawrence lachte, da er die Bemerkung als Witz auffaßte – was sicher nicht der Fall gewesen wäre, hätte er die versteinerten Gesichter der Männer um den Kabinettsstisch im Kreml sehen können.

Lloyd flüsterte: »Red weiter.«

»Ich würde Sie als erstes gern ein bißchen besser kennenlernen, Viktor.«

»Dann sollten Sie zunächst einmal wissen, daß nur meine Mutter mich beim Vornamen nennt.«

Lawrence blickte auf die Notizen, die vor ihm auf seinem Schreibtisch ausgebreitet waren. Sein Blick fiel auf Zerimskij's vollen Namen: Viktor Leondowitsch. Er unterstrich das Leondowitsch, doch Larry Harrington schüttelte den Kopf.

»Tut mir leid«, entschuldigte sich Lawrence. »Wie möchten Sie, daß ich Sie anrede?«

»Genau wie Sie möchten, daß irgend jemand Sie anredet, der *Sie* nicht kennt.«

Obgleich die Männer um den Tisch im Kreml nur eine Seite hören konnten, genossen sie dieses Geplänkel zwischen den beiden Staatsführern.

Gleiches konnte man von den Mithörern im Oval Office jedoch nicht behaupten.

»Versuchen Sie es anders, Mr. President«, riet der Außenminister und drückte den Handteller auf die Sprechmuschel.

Tom Lawrence blickte hinunter auf die von Andy Lloyd vorbereiteten Fragen und übersprang eine Seite. »Ich habe gehofft, wir würden bald eine Gelegenheit zu einer persönlichen Begegnung finden. Wenn ich es recht bedenke«, fuhr er fort, »ist es erstaunlich, daß wir uns noch nie begegnet sind.«

»So erstaunlich ist das gar nicht«, entgegnete Zerimskij. »Bei Ihrem letzten Besuch in Moskau im Juni übersah Ihre Botschaft geflissentlich, mir oder irgendeinem meiner Parteifreunde eine Einladung zum Dinner zu senden, das Ihnen zu Ehren gegeben wurde.« Bestätigendes Gemurmel kam vom Tisch.

»Ich bin sicher, Sie wissen selbst nur zu gut, daß man bei Besuchen in Übersee bei solchen Problemen voll und ganz auf seine dortigen diplomatischen Vertreter angewiesen ist...«

»Ich bin gespannt, welche dieser diplomatischen Vertreter Sie nach einem solch fundamentalen Fehler ersetzen werden.« Ze-

rimskij legte eine Pause ein. »Vielleicht sollten Sie mit Ihrem Botschafter anfangen.«

Wieder trat eine längere Pause ein, welche die drei Männer im Oval Office nutzten, die Fragen durchzugehen, die sie sehr sorgfältig zusammengestellt hatten. Bis jetzt hatten sie noch keine von Zerimskij's Antworten vorhergesehen.

»Ich kann Ihnen versichern«, fuhr Zerimskij fort, »ich werde nicht dulden, daß irgendeiner meiner Beamten, ob hier oder anderswo, meine persönlichen Wünsche übergeht.«

»Glücklicher Mann«, sagte Lawrence und gab es auf, sich an irgendeine der vorbereiteten Antworten zu halten.

»Das Glück ist ein Faktor, den *ich* nie in Erwägung ziehe«, erklärte Zerimskij. »Schon gar nicht im Umgang mit meinen Gegnern.«

Larry Harringtons Miene verriet bereits Verzweiflung, doch Andy Lloyd kritzelt eine Frage auf einen Schreibblock und schob ihn dem Präsidenten zu. Lawrence nickte.

»Vielleicht sollten wir uns schon bald treffen, um uns ein bißchen besser kennenzulernen?«

Das Trio des Weißen Hauses wartete darauf, daß dieses Angebot grob zurückgewiesen würde.

»Ich werde es ernsthaft in Erwägung ziehen«, entgegnete Zerimskij zur Überraschung aller an beiden Enden der Leitung. »Sagen Sie Ihrem Mr. Lloyd, er soll sich mit dem Genossen Titow in Verbindung setzen, der meine Treffen mit ausländischen Würdenträgern arrangiert.«

»Aber gern«, erwiderte Lawrence, der große Erleichterung verspürte. »Ich werde Andy Lloyd bitten, Herrn Titow gleich morgen oder übermorgen anzurufen.« Lloyd kritzelt eine weitere Notiz und reichte sie dem Präsidenten. Sie lautete: »Und natürlich würde ich mich freuen, Moskau zu besuchen.«

»Auf Wiederhören, Herr Präsident«, sagte Zerimskij.

»Auf Wiederhören, Herr Präsident«, sagte Lawrence.

Als Zerimskij den Hörer auflegte, hielt er den unausbleiblichen Applaus in Schach, indem er sich rasch an seinen Stabschef wand-

te und sagte: »Wenn Lloyd anruft, wird er mich nach Washington einladen. Nehmen Sie die Einladung an.«

Sein Stabschef sah ihn erstaunt an.

Der Präsident wandte sich seinen Vertrauten zu. »Ich möchte, daß Lawrence so rasch wie möglich erkennt, mit wem er es zu tun hat. Und was noch wichtiger ist – ich will, daß die amerikanische Öffentlichkeit es selbst herausfindet.« Er drückte die Fingerspitzen beider Hände zusammen. »Ich werde als erstes dafür sorgen, daß Lawrence' Vorlage für das Abrüstungsgesetz vom Senat abgelehnt wird. Ich kann mir kein passenderes Weihnachtsgeschenk für - Tom vorstellen.«

Diesmal gestattete er einen kurzen Applaus, ehe er abwinkte.

»Aber wir müssen uns jetzt wieder unseren inneren Problemen zuwenden. Ich halte es für notwendig, daß auch unsere eigenen Bürger sich sehr schnell klar darüber werden, aus welchem Schrot und Korn ihr neuer Präsident ist. Ich werde ihnen ein Beispiel geben, das niemanden im Zweifel lassen wird, wie ich gegen jene vorgehen werde, die auch nur in Erwägung ziehen, sich gegen mich zu stellen.«

Alle warteten gespannt, wen Zerimskij für diese Ehre auserkoren hatte.

Er richtete den Blick auf seinen neuernannten Justizminister. »Wo ist dieser Mafya-Killer, der einen Anschlag auf mich verüben wollte?«

»Er sitzt im Kruzifixgefängnis«, antwortete Schulow. »Wo er den Rest seines Lebens verbringen wird, wie Sie sicher möchten.«

»Keineswegs«, entgegnete Zerimskij. »Lebenslängliche Haft ist eine viel zu milde Strafe für ein so barbarisches Verbrechen. Dieser Attentäter ist genau der Richtige für einen Schauprozess. Wir werden ihn zu unserem ersten öffentlichen Exempel machen.«

»Ich fürchte, die Polizei hat noch keine Beweise, daß er...«

»Dann stricken Sie welche zusammen«, wies Zerimskij ihn an. »Zu dem Prozeß sind ohnehin nur Parteimitglieder zugelassen.«

»Ich verstehe, Herr Präsident«, versicherte ihm der neue Justizminister. Er zögerte. »Wie haben Sie es sich vorgestellt?«

»Ein schnelles Verfahren, bei dem einer unserer neuen Richter den Vorsitz führt, und eine Geschworenenbank, die ausschließlich aus hochrangigen Parteimitgliedern besteht.«

»Und das Urteil, Herr Präsident?«

»Selbstverständlich die Todesstrafe. Und sobald das Urteil gefällt ist, werden Sie die Presse informieren, daß ich an der Hinrichtung teilzunehmen gedenke.«

»Und wann soll sie stattfinden?« erkundigte sich der Justizminister, der jedes Wort Zerimskis mitschrieb.

Der Präsident blätterte die Seiten seines Terminkalenders durch und suchte nach einer Fünfzehn-Minuten-Lücke. »Acht Uhr am nächsten Freitag. Doch jetzt etwas viel Wichtigeres: meine Pläne für die Zukunft unserer Streitkräfte.« Er lächelte General Borodin an, der rechts von ihm saß und bisher noch keinen Ton gesagt hatte.

»Sie erfahren heute die höchste Ehre, Herr Stellvertretender Präsident...«

Als Kriegsgefangener im Lager Nan Dinh hatte Connor ein System entwickelt, das ihm ermöglichte, die Tage zu zählen, die er sich in Gefangenschaft befand.

Jeden Morgen um fünf brachte ein Vietcong-Wächter eine Schale mit wäßrigem Reis - seine einzige Mahlzeit den ganzen Tag. Connor nahm jeweils ein Reiskorn heraus und schob es in eines der sieben Bambusrohre, die seine »Matratze« bildeten. Nach sieben Tagen legte er eines der Körner auf den Balken über seinem Bett, die übrigen sechs Körner aß er. Alle vier Wochen nahm er ein Korn von diesem Balken und legte es zwischen die Bodenbretter unter dem Bett. An dem Tag, als er und Chris Jackson aus dem Lager entkamen, wußte Connor, daß er sich ein Jahr, fünf Monate und zwei Tage in Gefangenschaft befunden hatte.

Doch auf der Pritsche in der fensterlosen Zelle des Kruzifix fiel ihm beim besten Willen kein System zur Registrierung der Tage ein. Der Polizeichef hatte ihn nun zweimal besucht, ohne etwas von ihm erfahren zu haben. Connor fragte sich, wie lange Boltschenkow noch geduldig bleiben würde, wenn sein Gefangener immer wieder nur seinen Namen und seine Nationalität wiederholte und verlangte, mit seinem Botschafter sprechen zu dürfen. Er brauchte nicht lange zu warten, bis er die Antwort auf diese Frage bekam. Nur Augenblicke, nachdem Boltschenkow beim zweiten Besuch seine Zelle verlassen hatte, stürmten die drei Sträflinge herein, die ihn bei seiner Ankunft empfangen hatten.

Zwei zerrten ihn von der Pritsche und warfen ihn auf den Stuhl, auf dem noch vor Minuten ihr Chef gesessen hatte. Dann drehten sie ihm die Arme nach hinten und legten ihm Handschellen an.

Das war der Moment, als Connor das scharfe Rasiermesser zum erstenmal sah. Während zwei der Kerle ihn festhielten, rasierte der dritte ihm mit nur vierzehn Strichen jedes Haar vom Kopf, allerdings mit einer beachtlichen Menge Haut, da er sich nicht die Mühe gemacht hatte, Connor zuerst den Kopf einzuseifen. Noch lange nachdem die drei Burschen Connor zusammengesackt auf

dem Stuhl hatten sitzen lassen, lief ihm Blut übers Gesicht und wurde von seinem Hemd aufgesogen.

Er erinnerte sich an die Worte des Polizeichefs bei seinem ersten Besuch: »... solange ich Polizeichef von St. Petersburg bin... wird es keine subtileren Formen von Folter geben.« Aber da war Zemskij noch nicht Präsident gewesen.

Schließlich gelang es ihm zu schlafen, doch wie lange er schlief, hatte Connor später nicht sagen können. Er erinnerte sich als nächstes daran, daß er vom Boden hochgerissen, wieder auf den Stuhl geworfen und zum zweitenmal darauf festgehalten wurde.

Der dritte Mann hatte jetzt statt des Rasiermessers eine lange, dicke Nadel in der Hand und ging mit der gleichen Feinfühligkeit zu Werke, wie er es als Barbier getan hatte, als er Connor nun die Nummer 12995 auf das linke Handgelenk tätowierte. Offenbar hielt man nichts von Namen, wenn man im Kruzifix abstieg.

Als die Schläger ein drittes Mal erschienen, rissen sie ihn erneut vom Fußboden hoch und stießen ihn aus der Zelle auf einen langen, dunklen Korridor. In solchen Augenblicken hätte Connor gern auf einen seiner besonderen Wesenszüge verzichtet: seine lebhafte Phantasie. So konnte er sich nur bemühen, möglichst nicht daran zu denken, was sie mit ihm vorhatten. Als ihm die Tapferkeitsmedaille verliehen wurde, war lobend erwähnt worden, wie furchtlos Lieutenant Fitzgerald seine Männer geführt, wie selbstlos er einen Offizierskameraden gerettet und wie verwegen er seine Flucht aus einem nordvietnamesischen Kriegsgefangenenlager bewerkstelligt hatte. Aber Connor wußte, daß er noch nie einem Menschen begegnet war, der wirklich furchtlos war. In Nan Dinh hatte er es ein Jahr, fünf Monate und zwei Tage ausgehalten, aber damals war er erst zweiundzwanzig gewesen, und mit zweiundzwanzig bildet man sich ein, man sei unsterblich.

Nachdem die Kerle ihn aus dem Korridor in die Morgensonne hinausgestoßen hatten, sah er als erstes eine Gruppe Häftlinge ein Gerüst aufbauen, zweifellos eine Hinrichtungsstätte. Connor war jetzt einundfünfzig. Niemand brauchte ihn darauf aufmerksam zu machen, daß er nicht unsterblich war.

Als Joan Bennett an diesem Montag in Langley zur Arbeit kam, wußte sie genau, wie viele Tage ihrer Achtmonatsstrafe sie hinter sich gebracht hatte, denn jeden Abend, bevor sie von zu Hause wegfuhr, futterte sie ihre Katze und hakte einen Tag am Kalender an der Küchenwand ab

Sie stellte ihren Wagen am Westparkplatz ab und begab sich direkt zur Bibliothek. Als sie sich eingetragen hatte, stieg sie die Metalltreppe hinunter zur Reference Library, der Nachschlageabteilung. Die folgenden neun Stunden, mit nur einer Pause gegen Mitternacht, würde sie die neuesten, per E-Mail übermittelten Auszüge von Zeitungen aus dem Nahen Osten durchlesen. Ihre Hauptaufgabe war, nach Hinweisen auf die USA zu suchen und diese elektronisch zu kopieren, falls sie bedenklicher Natur waren. Anschließend wurden die Hinweise mit ähnlich lautenden in anderen Zeitschriften verglichen und die betreffenden Kopien per E-Mail ins Büro ihres Chef in der dritten Etage weitergeleitet, der dann zu einer zivilisierteren Stunde über die möglichen Konsequenzen nachdachte. Es war eine langweilige, geisttötende Arbeit. Bei mehreren Gelegenheiten hatte Joan schon ernsthaft in Betracht gezogen zu kündigen, hatte sich dann aber doch entschieden, Gutenberg diese Genugtuung nicht zu gönnen. Kurz vor ihrer mitternächtlichen Essenspause stolperte Joan über eine Schlagzeile der *Istanbul News*: »Kurzer Prozeß für Mafia-Killer«. Bei Mafia dachte Joan automatisch an Italiener; deshalb überraschte es sie, daß es in dem Artikel um einen südafrikanischen Terroristen ging, der einen Anschlag auf den neuen russischen Präsidenten versucht hatte. Sie hätte sich nicht weiter dafür interessiert, wäre ihr nicht das skizzierte Porträt des Verhafteten ins Auge gesprungen.

Joans Herz begann heftig zu pochen, während sie aufmerksam den langen Artikel von Fatima Kusmann durchlas, der Osteuropa-Korrespondentin der *Istanbul News*, in dem die Journalistin berichtete, daß sie während einer Kundgebung in Moskau und der Rede Zerimskijs neben dem Profikiller gesessen hatte.

Mitternacht verging, doch Joan saß immer noch an ihrem Schreibtisch.

Während Connor auf dem Gefängnishof stand und zu dem halb errichteten Gerüst hinaufstarre, fuhr ein Streifenwagen herbei, und ein Polizist schob Connor in den Fond. Er wunderte sich, daß der Polizeichef persönlich ihn hier erwartete. Boltschenkow erkannte den hageren, kahlgeschorenen Mann kaum wieder.

Keiner sprach, während der Wagen aus dem Gefängnishof und durchs Tor und nach einer Rechtskurve mit genau fünfzig Stundekilometern am Ufer der Newa entlangfuhr. Sie kamen an drei Brücken vorbei, ehe sie die vierte zur Stadtmitte überquerten. Connor blickte aus dem Seitenfenster auf die Eremitage. Es konnte keinen größeren Unterschied geben als zwischen diesem blaßgrünen Palast und dem Gefängnisbau, aus dem er kam. Er schaute zum klaren blauen Himmel empor, richtete den Blick dann wieder auf die Fußgänger auf den Straßen. Wie schnell man ihm deutlich gemacht hatte, was ihm seine Freiheit bedeutete! Von der Südseite des Flusses bog der Fahrer noch einmal nach rechts ab und hielt nach ein paar hundert Metern vor dem Justizpalast. Ein wartender Polizist öffnete die Wagentür. Hätte Connor an Flucht gedacht, hätte er es sich beim Anblick der etwa fünfzig Polizeibeamten auf dem Bürgersteig rasch anders überlegt. Sie bildeten eine lange Reihe, als der Gefangene die Freitreppe zu dem gewaltigen Gebäude hinaufgeführt wurde.

Man brachte ihn zur Registrierung, wo ein Polizist Connors linken Arm auf seinen Schreibtisch drückte, das Handgelenk beäugte und die Nummer 12995 auf einem Formular eintrug. Dann marschierte man mit Connor einen Marmorkorridor entlang zu einer schweren Flügeltür aus massiver Eiche. Ein paar Schritte, ehe Connor sie erreichte, schwang die Tür auf, und er betrat einen überfüllten Gerichtssaal.

Es bestand kein Zweifel, daß man auf ihn gewartet hatte.

Joan gab die Wortfolge Anschlag *auf Zerimskij* in das Suchfeld ein. Alles, was es an Presseberichten gab, sagte fast einstimmig aus, daß der auf dem Platz der Freiheit verhaftete Mann Piet de Villiers war, ein südafrikanischer Killer, den die russische Mafya

gedungen hatte, Zerimskij zu töten. Ein Gewehr, das man in de Villiers Gepäck gefunden hatte, konnte als die Waffe identifiziert werden, mit der Ricardo Guzman, ein kolumbianischer Präsidentschaftskandidat, vor zwei Monaten in Bogota erschossen worden war.

Joan scannte die Skizze von de Villiers aus der türkischen Zeitschrift in ihren Computer und vergrößerte sie, bis sie den gesamten Bildschirm ausfüllte. Dann zoomte sie die Augen des Mannes auf Lebensgröße. Nun war sie sich der wahren Identität des Betreffenden, dem in St. Petersburg der Prozeß gemacht werden sollte, absolut sicher.

Joan blickte auf die Uhr. Kurz nach zwei. Sie griff nach dem Telefon, das neben ihr stand, und wählte eine Nummer, die sie auswendig kannte. Es läutete fünfmal, ehe eine schlaftrige Stimme fragte: »Wer ist da?«

Joan antwortete bloß: »Ich muß unbedingt mit Ihnen reden. In einer guten Stunde bin ich bei Ihnen.«

Wenige Augenblicke später wurde auch jemand anders durch das Klingeln seines Telefons aus dem Schlaf gerissen. Er lauschte aufmerksam; dann sagte er: »Es wird uns nichts anderes übrigbleiben, als unseren ursprünglichen Plan um ein paar Tage vorzuverlegen.«

Connor stand vor der Anklagebank und blickte sich im Gerichtssaal um. Seine Augen hefteten sich als erstes auf die Geschworenen. Zwölf ehrliche und unparteiische Männer? Wohl kaum. Nicht einer schaute auch nur in seine Richtung. Connor vermutete, daß es nicht lange gedauert hatte, diese Leute auszuwählen, und sicher hatte auch niemand gefordert, den einen oder anderen wegen Befangenheit auszutauschen.

Jeder im Gerichtssaal erhob sich, als ein Mann in langem schwarzem Talar aus einer Seitentür erschien. Er nahm in dem großen Ledersessel in der Mitte der Gerichtstribüne unter einem überlebensgroßen Porträt von Präsident Zerimskij Platz. Der Gerichtsschreiber begann, die Anklage auf russisch vorzulesen. Con-

nor vermochte dem Verfahren kaum zu folgen und wurde natürlich auch nicht gefragt, ob er sich schuldig oder unschuldig bekennen wollte. Der Gerichtsschreiber setzte sich, wie es inzwischen alle wieder getan hatten, und ein hochgewachsener, düsterer Mann mittleren Alters erhob sich von der Bank unmittelbar unterhalb des Richters und hielt eine Ansprache vor den Geschworenen.

Er umklammerte beim Reden die Revers seines Jacketts und beschrieb den Rest dieses Vormittags jene Ereignisse, die zur Verhaftung des Angeklagten geführt hatten. Er berichtete den Geschworenen, daß de Villiers in den Tagen vor seiner Verhaftung schon mehrmals bei den verschiedensten Anlässen gesehen worden war, wie er Präsident Zerimskij beobachtet hatte. Und daß das Gewehr, mit dem er ihren geliebten Präsidenten hatte ermorden wollen, in seinem persönlichen Gepäck in einer Hotelhalle gefunden worden sei. »Die Eitelkeit war sein Verderben«, fuhr der Angekläger fort. »In dem Koffer mit der Waffe waren seine Initialen eingraviert.« Der Richter gestattete, daß die Geschworenen sich Gewehr und Koffer näher anschauten.

»Noch verhängnisvoller für ihn war ein Stück Papier«, fuhr der Staatsanwalt fort, »das in seinem Kulturgepäck versteckt war. Es handelte sich um eine Quittung über die Einzahlung von einer Million US-Dollar auf ein Nummernkonto in der Schweiz.« Wieder wurde den Geschworenen Gelegenheit geboten, sich dieses Beweisstück anzusehen. Der Staatsanwalt lobte die Polizei von St. Petersburg, die durch ihren Fleiß und ihre Findigkeit die furchtbare Tat verhindert und den Verbrecher durch ihren professionellen Einsatz dingfest gemacht hatte. Der Staatsanwalt fügte hinzu, daß das russische Volk Wladimir Boltschenkow, dem Polizeichef der Stadt, großen Dank schulde. Mehrere Geschworene nickten.

Der Staatsanwalt beendete seinen Monolog damit, die Geschworenen darauf hinzuweisen, daß der Angeklagte sich jedesmal geweigert hatte, auf die Frage zu antworten, ob er das Attentat im Auftrag der Mafya ausführen sollte. »Es liegt an Ihnen, sein Schweigen auszulegen. Meine Schlußfolgerung lautet, daß es nur

ein Verdikt und einen Urteilsspruch geben kann.« Er lächelte den Richter dünn an und setzte sich wieder.

Connor ließ den Blick durch den Gerichtssaal schweifen, um zu sehen, wer ihm als Verteidiger zugewiesen worden war, und fragte sich, wie der Betreffende seiner Aufgabe überhaupt gerecht werden wollte, da er, Connor, ja noch kein Wort mit ihm gewechselt hatte.

Der Richter blickte zum anderen Ende der Bank, und ein junger Mann, der aussah, als hätte er sein Jurastudium eben erst beendet, erhob sich, um zum Gericht zu sprechen. Er umklammerte weder seine Revers, noch lächelte er zum Richter hinauf, noch hielt er überhaupt eine Ansprache zu den Geschworenen. Er sagte lediglich: »Mein Mandant kann sich nicht dazu äußern«, und setzte sich wieder.

Der Richter nickte; dann wandte er sich dem Sprecher der Geschworenen zu, einem Mann mit ernster Miene, der genau wußte, was von ihm erwartet wurde und der sich sofort erhob.

»Sie haben die Beweisführung in diesem Fall gehört, Herr Obmann. Wie lautet Ihr Urteil?«

»Schuldig«, sagte der Mann. Er trug seinen Einworttext vor, ohne zu stocken – und ohne sich zuvor mit irgendeinem anderen Geschworenen besprochen zu haben.

Der Richter blickte Connor zum erstenmal direkt an. »Da die Geschworenen zu einem einstimmigen Spruch gekommen sind, ist es nur noch erforderlich, daß ich das Urteil fälle. Und nach dem Gesetz gibt es nur eine Strafe für Ihr Verbrechen.« Er machte eine kurze Pause, schaute Connor gleichmütig an und verkündete: »Ich verurteile Sie zum Tod durch den Strang.« Dann fragte er den Verteidiger rein rhetorisch: »Wollen Sie Berufung einlegen?«

»Nein, Euer Ehren«, ertönte die prompte Antwort.

»Die Hinrichtung wird am Freitag um acht Uhr vollzogen.«

Connor wunderte sich bloß noch, daß sie damit bis Freitag warten wollten.

Bevor sie Feierabend machte, ging Joan die Artikel noch einmal durch. Die Daten stimmten genau mit Connors Dienstreisen ins Ausland überein. Zuerst die nach Kolumbien, dann der Besuch in St. Petersburg. Um eine von Connors eigenen Maximen zu zitieren: Es waren einfach zu viele Zufälle.

Um drei Uhr fühlte Joan sich ausgelaugt und erschöpft. Sie hatte Angst davor, Maggie vom Ergebnis ihrer Detektivarbeit zu erzählen. Und falls es wirklich Connor war, der in St. Petersburg vor Gericht stand, durfte keine Sekunde vergeudet werden; denn die türkischen Zeitschriften waren bereits zwei Tage alt.

Sie schaltete ihren Computer aus, verschloß ihren Schreibtisch und hoffte, ihrem Chef würde nicht auffallen, daß seine E-Mail-Box fast leer war. Sie stieg die alte Treppe hinauf zum Erdgeschoss, schob ihren Paßschlüssel in den Schlitz der elektronischen Sicherheitskontrolle am Ausgang und ging an den vereinzelten Arbeitern vorüber, die zur Frühschicht kamen.

Nachdem die Scheinwerfer brannten, fuhr sie ihren nagelneuen Wagen aus dem Parkplatz und durchs Tor und bog nach Osten auf den George Washington Parkway ein. Der Asphalt war stellenweise noch mit verharschtem Schnee vom Eissturm des vergangenen Abends bedeckt, und die Highway-Räummannschaften bemühten sich, die Straße vor dem morgendlichen Berufsverkehr frei zu kriegen. Normalerweise machte es Joan Spaß, frühmorgens durch Washingtons verlassene Straßen zu fahren, vorbei an den prächtigen Monumenten der amerikanischen Geschichte. Wenn ihre Lehrerin von Washington, Jefferson, Lincoln und Roosevelt erzählte, hatte sie in der Schule in St. Paul vor Erregung stumm auf ihrem Platz in der vorderen Reihe gesessen. Ihre Bewunderung für diese heroischen Gestalten war der Anlaß für ihr Interesse am Staatsdienst gewesen.

Nach ihrem Politologiestudium an der Universität von Minnesota hatte sie die Bewerbungsformulare für das FBI und die CIA ausgefüllt. Von beiden war sie zu einem Vorstellungsgespräch eingeladen worden, doch sobald sie bei Connor Fitzgerald vorgesprochen hatte, sagte sie ihr Einstellungsgespräch beim FBI ab.

Fitzgerald war ein Mann, der aus einem sinnlosen Krieg mit einem Tapferkeitsorden heimgekehrt war, den er nie erwähnte, und der seinem Land ohne öffentliche Anerkennung weiterhin diente. Wenn sie Connor gegenüber je solche Gedanken aussprach, hatte er nur gelacht und sie sentimental genannt. Doch Tom Lawrence hatte recht gehabt mit seiner Charakterisierung Connors als einem stillen Helden der Nation. Sie würde Maggie vorschlagen, sich sofort ans Weiße Haus zu wenden; immerhin war Lawrence es gewesen, der Connor gebeten hatte, diesen einen Auftrag noch auszuführen.

Joan war dabei, ihre Gedanken halbwegs logisch zu ordnen, als ein großer grüner Laster mit Streusand sie auf der Außenspur zu überholen begann und sich daranmachte, auf ihre Spur zu wechseln. Joan betätigte die Lichthupe, doch der Laster wichen nicht aus, wie sie es eigentlich erwartet hatte. Sie blickte in den Rückspiegel und wechselte auf die mittlere Fahrspur. Sofort bog auch der Lastwagen auf diese Spur ab und zwang sie, scharf auf die linke Fahrbahn auszuweichen.

Joan mußte sich blitzschnell entscheiden, ob sie auf die Bremse oder aufs Gas treten sollte, um an dem rücksichtslosen Fahrer vorbeizukommen. Wieder warf sie einen raschen Blick in den Rückspiegel und sah bestürzt, daß ein großer schwarzer Mercedes mit Höchstgeschwindigkeit hinter ihr heranraste. Kurz vor Spout Run, wo das Ufer steil abfiel, trat Joan hastig aufs Gaspedal. Der kleine Passat reagierte augenblicklich, aber auch der Streusandlaster beschleunigte – und er war schneller.

Joan blieb keine Wahl, als noch weiter links zu fahren, fast auf dem Mittelstreifen. Wieder blickte sie in ihren Rückspiegel und sah, daß der Mercedes schon sehr nahe hinter ihr war. Sie spürte, wie ihr Herz hämmerte. Arbeiteten der Fahrer des Lasters und der Chauffeur des Mercedes zusammen? Sie versuchte langsamer zu fahren, doch der Mercedes kam immer näher an ihre Stoßstange heran. Noch einmal trat sie aufs Gas, und der Passat schoß nach vorn. Schweiß rann ihr über die Stirn in die Augen, als sie auf gleicher Höhe mit dem Lastwagen war, aber selbst, als sie das

Gaspedal ganz durchgetreten hatte, konnte sie ihn nicht überholen. Sie starre zum Führerhaus hinauf und bemühte sich, die Aufmerksamkeit des Fahrers auf sich zu lenken, doch der Mann beachtete ihre verzweifelten Handbewegungen nicht und lenkte den Laster unerbittlich Fuß um Fuß weiter nach links. So zwang er Joan, langsamer zu fahren und hinter ihm zu bleiben. Aufs neue hielt sie im Rückspiegel Ausschau: Der Mercedes war ihrer Stoßstange noch naher gekommen.

Als Joan wieder nach vorn blickte, begann der Laster, den Sand auf die Straße zu kippen. Instinktiv trat Joan die Bremse durch. Der kleine Wagen geriet außer Kontrolle, rutschte über den vereisten Mittelstreifen und sauste das grasige Ufer hinunter zum Fluß. Wie ein Stein schlug er auf dem Wasser auf und verschwand, nachdem er kurz auf der Oberfläche getrieben hatte, in der Tiefe.

Nur die Bremsspuren am Ufer und Luftblasen auf dem Wasser waren noch zu sehen. Der Laster kehrte auf die mittlere Spur zurück und setzte seine Fahrt Richtung Washington fort. Einen Augenblick später überholte der Mercedes den Laster und jagte davon. Zwei Pkws, die unterwegs zum Dulles-Flughafen waren, hielten auf dem Mittelstreifen. Einer der Fahrer sprang aus seinem Wagen und rutschte das Ufer hinunter, um festzustellen, ob er helfen konnte, doch als er das Ufer des Flusses erreichte, waren nicht einmal mehr die Luftblasen zu sehen. Der Fahrer des anderen Wagens notierte sich die Zulassungsnummer des Streuwagens; er gab sie an den ersten Polizisten weiter, der am Unfallort eintraf. Der Polizist wiederum tippte die Nummer in seinen Computer am Armaturenbrett ein. Nach ein paar Sekunden runzelte der Mann die Stirn. »Sind Sie sicher, daß Sie sich die Nummer richtig notiert haben, Sir?« erkundigte er sich. »Beim Highway Department in Washington gibt es kein Fahrzeug mit dieser Zulassungsnummer.«

Als Connor auf den Rücksitz des Wagens geschoben wurde, wartete der Polizeichef dort auf ihn. Während der Fahrt zurück zum Kruzifixgefängnis konnte er nicht widerstehen, Boltschenkow zu fragen:

»Haben Sie eine Ahnung, weshalb man bis Freitag warten will, ehe man mich hängt?«

»Ein glücklicher Zufall«, antwortete der Polizeichef. »Unser geliebter Präsident besteht darauf, an Ihrer Hinrichtung teilzunehmen.« Er nahm einen tiefen Zug von seiner Zigarette. »Und vor Freitag morgen hat er keine freien fünfzehn Minuten in seinem Terminkalender.«

Connor lächelte schief.

»Ich bin froh, daß Sie endlich Ihre Zunge wiedergefunden haben, Mr. Fitzgerald«, fuhr Boltschenkow fort. »Denn ich glaube, jetzt ist die richtige Zeit, Sie darüber zu informieren, daß es eine Alternative gibt.«

Mark Twain sagte von einem Freund: »Wenn er einmal nicht pünktlich kommt, weiß ich, daß er tot ist.«

Ab vier Uhr blickte Maggie alle paar Minuten auf die Uhr. Ab vier Uhr dreißig fragte sie sich, ob sie so verschlafen gewesen war, daß sie Joan mißverstanden hatte, als sie dort anrief.

Um fünf Uhr beschloß Maggie, Joan zu Hause anzurufen. Niemand nahm den Hörer ab; nur das Freizeichen ertonte. Als nächstes versuchte Maggie es übers Autotelefon, und diesmal erhielt sie die Mitteilung: »Dieser Anschluß ist vorübergehend gestört. Bitte versuchen Sie es später noch einmal.«

Nervös umrundete Maggie immer wieder den Tisch. Sie war sicher, daß Joan irgend etwas über Connor erfahren hatte. Und es mußte wichtig sein, sonst hätte sie nicht um zwei Uhr angerufen und Maggie aus dem Schlaf gerissen. Hatte Connor sich mit ihr in Verbindung gesetzt? Wußte Joan, wo er war? Würde sie ihr sagen können, wann Connor nach Hause kam?

Um sechs Uhr gelangte Maggie zu der Überzeugung, daß ein Notfall eingetreten sein mußte. Sie schaltete den Fernseher ein, um die genaue Zeit zu erfahren. Charlie Gibsons Gesicht erschien auf dem Schirm. »In der nächsten Stunde unterhalten wir uns über Weihnachtsdekorationen, bei denen auch die Kinder mithelfen können. Doch zuerst schalten wir zu den Frühnachrichten zu Kevin Newman.«

Maggie ging jetzt in der Küche auf und ab, während ein Berichterstatter orakelte, daß die vom Präsidenten initiierte Gesetzesvorlage zur Beschränkung nuklearer, chemischer und konventioneller Waffen nun, da Zerimskij zum russischen Präsidenten gewählt worden war, im Senat durchfallen würde.

Maggie fragte sich, ob sie eine lebenslange Regel brechen und versuchen sollte, Joan in Langley anzurufen, als unter Kevin Newmans Bild eine Vorschau über den Schirm wanderte: *Schwerer Unfall auf dem GW Parkway. Streufahrzeug drängte Volkswagen von der Straße. Fahrer des Pkw vermutlich im Potomac er-*

*trunken. Einzelheiten beim Augenzeugenbericht um sechs Uhr dreißig.*

Während die Kurznachrichten weiterliefen, versuchte Maggie einen Teller Cornflakes zu essen. Andy Lloyd erschien auf dem Bildschirm und verkündete, daß Präsident Zerimskij kurz vor Weihnachten zu einem Staatsbesuch nach Washington kommen wurde. »Der Präsident begrüßt diese Ankündigung«, fuhr nun ein Berichterstatter fort, »und hofft, daß diese Zusammenkunft die führenden Mitglieder im Senat davon überzeugt, daß der neue russische Präsident die guten Beziehungen zu den USA fortführen möchte. Doch der Sprecher der Republikaner, die im Senat die Mehrheit besitzen, hat angekündigt, daß er wartet, bis Zerimskij seine Ansprache...«

Plötzlich hörte Maggie ein Geräusch in der Diele. Sie eilte hinaus, um die Morgenpost aufzuheben und schaute sie durch, während sie in die Küche zurückkehrte. Vier Schreiben waren für Connor – sie machte Post für ihn nie auf. Eines war eine Getränke-rechnung. Ein mit Schreibmaschine adressierter Brief war in Chicago abgestempelt; das »e« von Maggie war etwas schief. Es konnte nur Declan O'Caseys Weihnachtskarte sein. Die Adresse auf dem letzten Umschlag trug die Handschrift ihrer Tochter. Maggie legte alles andere zur Seite und riß ihn auf.

Liebe Mutter,

nur ein paar Zeilen, damit Du es auch schriftlich hast, daß Stuart am Freitag in Los Angeles ankommen wird. Wir werden ein paar Tage nach San Francisco fahren, bevor wir am fünfzehnten nach Washington fliegen.

Maggie lächelte.

Wir freuen uns beide, Weihnachten mit Dir und Dad zu verbringen. Er hat mich nicht angerufen, also nehme ich an, daß er noch nicht zurück ist.

Maggie runzelte die Stirn.

Ich habe einen Brief von Joan bekommen. Sie scheint nicht sehr glücklich in ihrem neuen Job zu sein. Ich vermute, daß sie Dad vermißt, wie wir alle. Sie kauft sich einen tollen neuen Volkswagen...

Maggie las diesen Satz noch einmal, und ihre Hand begann zu zittern. »O Gott, nein!« rief sie laut. Sie blickte auf die Uhr: zwanzig nach sechs. Auf dem Bildschirm hob Lisa McRee eine bunte Papiergirlande in die Höhe. »Jetzt wenden wir uns der Dekoration des Weihnachtsbaumes zu.«

Maggie schaltete auf Channel 5 um. Eine andere Nachrichtensprecherin warf die Frage auf, ob Zerimskijs geplanter Besuch die Senatsführer beeinflussen würde, ehe sie ihre Stimmen für oder gegen die Gesetzesvorlage zur Reduzierung der nuklearen, chemischen und konventionellen Waffen abgaben.

»Komm schon, komm schon!« murmelte Maggie ungeduldig.

Endlich sagte die Sprecherin: »Inzwischen wissen wir mehr über den Unfall auf dem George Washington Parkway. Wir schalten nun live zu unserer Vor-Ort-Reporterin an der Unfallstelle, Liz Fullerton.«

»Danke Julie. Ich stehe auf dem Mittelstreifen des George Washington Parkway, wo sich der tragische Unfall heute morgen gegen drei Uhr fünfzehn ereignete. Ich habe bereits am frühen Morgen einen Augenzeugen interviewen können, der Channel 5 berichtete, was er gesehen hat.«

Das Bild eines Mannes wurde eingeblendet, der offensichtlich nicht mit seinem morgendlichen Fernsehauftritt gerechnet hatte.

»Ich war auf dem Weg nach Washington«, erzählte er der Reporterin, »als dieser Streuwagen seine Ladung auf den Highway kippte. Die Fahrerin im Auto dahinter wollte ausweichen und muß wohl die Kontrolle verloren haben. Jedenfalls ist der Wagen über die Straße geschlittert und das Ufer hinunter in den Potomac gerutscht.« Die Kamera schwenkte auf den Fluß und zeigte eine

Gruppe Taucher, um dann wieder die Reporterin ins Bild zu bringen.

»Offenbar weiß niemand genau, was passiert ist«, fuhr sie fort. »Es ist sogar möglich, daß der Fahrer oben im Führerhaus des Streuwagens den Unfall gar nicht bemerkte und weiterfuhr.«

»Nein! Nein!« schrie Maggie. »Lieber Gott, laß es nicht Joan sein!«

»Hinter mir können Sie die Taucher des Police Department sehen, die den Unfallwagen bereits gefunden haben, offenbar ein Volkswagen Passat. Die Rettungskräfte hoffen, den Wagen spätestens in einer Stunde bergen zu können. Die Identität der Fahrerin ist bis jetzt noch nicht bekannt.«

»Nein, nein, nein!«, wiederholte Maggie. »Bitte, lieber Gott, nicht Joan!«

»Die Polizei ersucht den Fahrer eines schwarzen Mercedes, der den Unfall möglicherweise gesehen hat, sich zu melden, um ihr bei den Ermittlungen zu helfen. Wir hoffen, Ihnen bei den 1-Uhr-30-Nachrichten bereits mehr sagen zu können. Bis dahin...«

Maggie rannte in die Diele, zog hastig ihren Mantel vom Haken und rannte hinaus zu ihrem Wagen. Sie war erleichtert, als ihr alter Toyota diesmal fast sofort ansprang. Sie lenkte ihn auf den Avon Place und trat erst fester aufs Gaspedal, als sie über die Twenty-ninth Street und ostwärts auf der M Street in Richtung Parkway fuhr.

Hätte Maggie in den Rückspiegel geblickt, hätte sie einen kleinen blauen Ford gesehen, der scharf wendete, bevor er ihr hinterher raste. Der Beifahrer auf dem Vordersitz wählte eine Geheimnummer.

»Es ist sehr freundlich von Ihnen, Mr. Jackson, mich wieder zu besuchen.«

Jackson amüsierte sich über Nikolaj Romanows ausgesuchte Höflichkeit, vor allem, da sie vortäuschte, er hätte in dieser Angelegenheit auch nur die Spur von Entscheidungsfreiheit gehabt.

Die erste Begegnung hatte auf Jacksons Bitte hin stattgefunden

und war offensichtlich nicht als »Zeitverschwendungen« betrachtet worden, denn Sergej lief noch auf heilen Beinen herum. Jedes nachfolgende Treffen war nach einer regelrechten Vorladung von Romanow erfolgt und hielt Jackson ständig auf dem laufenden.

Der Zar sank in seinen Ohrensessel zurück, und Jackson sah das übliche Glas mit farbloser Flüssigkeit auf dem Tischchen neben ihm. Er erinnerte sich nur zu gut an die Reaktion des Greises, als er sich einmal erlaubt hatte, eine Frage zu stellen; deshalb wartete er ab, bis Romanow sprach.

»Es wird Sie freuen zu hören, Mr. Jackson, daß alles Notwendige für die Flucht Ihres Freundes in die Wege geleitet wurde – von einem einzigen Problem abgesehen, das noch gelöst werden muß. Jetzt warten wir nur noch darauf, daß Mr. Fitzgerald unseren Bedingungen zustimmt. Sollte er sich nicht dazu in der Lage sehen, kann ich nicht mehr verhindern, daß er morgen um acht Uhr hingerichtet wird.« Nicht die geringste Gefühlsregung war seiner Stimme zu entnehmen. »Gestatten Sie mir, Ihnen zu erklären, was wir bisher geplant haben, falls Mr. Fitzgerald auf die Bedingungen eingeht. Da Sie früher Stellvertretender Direktor der CIA waren, bin ich sicher, daß Ihre Beobachtungen sich für die Sache als nützlich erweisen werden.«

Der alte Herr drückte auf einen Knopf in der Armlehne seines Sessels, und sofort schwang die Salontür auf. Alexij Romanow trat ein.

»Ich glaube, Sie kennen meinen Sohn«, sagte der Zar.

Jackson blickte kurz auf den Mann, der ihn bei jeder Fahrt zum Winterpalast begleitete, aber kaum je einen Laut von sich gab. Jackson nickte.

Der junge Mann schob einen wundervollen Gobelín aus dem vierzehnten Jahrhundert zur Seite, der die Schlacht von Flandern darstellte. Ein riesiger Fernseher kam zum Vorschein. Der flache silbrige Schirm wirkte in einer so prachtvollen Umgebung ein wenig deplaziert – aber nicht mehr als der Besitzer und dessen Adlatus.

Das erste Bild, das auf dem Schirm erschien, war eine Aufnahme des Kruzifixgefängnisses von außen.

Alexij Romanow deutete auf den Haupteingang. »Zerimskij wird um sieben Uhr fünfzig im Gefängnis erwartet. Er wird in der dritten von sieben Limousinen sitzen und durch ein Seitentor hineinfahren. Hier«, er wies mit der Hand auf den Bildschirm. »Wladimir Boltschenkow wird sich ihm dort anschließen und ihn zum Haupthof begleiten, wo die Hinrichtung stattfinden soll. Um sieben Uhr zweiundfünfzig...«

Der junge Romanow beschrieb Jackson den Plan minutiös. Als er zu Connors Flucht kam, ging er noch weiter ins Detail. Jackson überhörte dabei nicht, daß ihn das eine, noch ungelöste Problem nicht bekümmerte. Offenbar war er überzeugt, daß seinem Vater vor morgen früh schon noch eine Lösung einfallen würde. Als Alexij geendet hatte, schaltete er das Fernsehgerät aus, zog den Gobel in wieder davor und verbeugte sich flüchtig vor seinem Vater. Dann verließ er den Salon ohne ein weiteres Wort.

Nachdem er die Tür hinter sich geschlossen hatte, fragte der Greis: »Haben Sie irgendwelche Bemerkungen?«

»Eine oder zwei«, erwiderte Jackson. »Gestatten Sie mir, zuerst zu betonen, wie sehr mich der Plan beeindruckt, und ich glaube, er hat gute Erfolgsaussichten. Es ist offensichtlich, daß Sie fast jede Möglichkeit einkalkuliert haben – vorausgesetzt natürlich, daß Connor mit Ihren Bedingungen einverstanden ist. Und in dieser Beziehung, das muß ich wiederholen, habe ich nicht das Recht, für ihn zu sprechen.«

Romanow nickte.

»Aber ein Problem haben Sie immer noch.«

»Hätten Sie eine Lösung?« fragte der Greis.

»Ja«, antwortete Jackson.

Boltschenkow brauchte nahezu eine Stunde, Romanows Plan in fast allen Einzelheiten darzulegen. Dann überließ er es Connor, sich zu entscheiden. Er mußte nicht daran erinnert werden, daß er

nur begrenzte Zeit dafür hatte: Zerimskij wurde in fünfundvierzig Minuten auf dem Hof des Kruzifixgefängnisses erwartet.

Connor lag auf seiner Pritsche. Die Bedingungen hätten nicht expliziter festgelegt werden können. Aber selbst wenn er darauf einging und seine Flucht erfolgreich verlief, war er gar nicht so sicher, daß er seine Rolle bei diesem Deal auch wirklich würde spielen können. Und falls nicht, würden sie ihn umbringen. So einfach war das – nur daß Boltschenkow keinen Zweifel daran gelassen hatte, daß ihn dann kein so schneller Tod erwartete wie durch das Seil des Henkers. Er hatte ihn auch unmißverständlich darauf aufmerksam gemacht, daß für alle Verträge mit der russischen Mafya, die nicht eingehalten wurden, automatisch die nächsten Verwandten des Vertragsbrüchigen zur Verantwortung gezogen würden.

Connor sah noch deutlich den zynischen Gesichtsausdruck des Polizeichefs vor sich, während er die Fotos aus seiner Brusttasche zog und sie ihm zeigte. »Zwei schöne Frauen«, hatte Boltschenkow gesagt. »Sie müssen sehr stolz auf sie sein. Es wäre eine Tragödie, diese beiden für etwas büßen zu lassen, woran sie völlig unschuldig sind.«

Fünfzehn Minuten später schwang die Zellentür wieder auf, und Boltschenkow kehrte zurück. Eine noch unangezündete Zigarette hing aus seinem Mundwinkel. Diesmal setzte er sich nicht. Connor starrte weiter an die Decke, als wäre sein Besucher gar nicht da.

»Ich sehe schon, unser Vorschlag stellt immer noch ein Dilemma für Sie dar.« Der Polizeichef zündete sich die Zigarette an. »Auch wenn unsere Bekanntschaft nur kurz war, überrascht mich das nicht. Aber vielleicht werden Sie Ihre Meinung ändern, wenn ich Ihnen das Neueste erzählt habe.«

Connor starrte weiterhin an die Decke.

»Ihre ehemalige Sekretärin, Joan Bennett, hatte einen bedauerlichen Unfall, als sie von Langley unterwegs war, um Ihre Frau zu besuchen.«

Connor schwang die Beine von der Pritsche, setzte sich auf und blickte Boltschenkow durchdringend an.

»Wenn Joan tot ist, wie können Sie dann wissen, daß sie auf dem Weg zu meiner Frau war?«

»Die Leute von der CIA sind nicht die einzigen, die das Telefon Ihrer Frau angezapft haben«, entgegnete der Polizeichef. Er nahm einen letzten, langen Zug von seiner Zigarette, ließ den Stummel auf den Boden fallen und trat ihn aus.

»Wir vermuten, daß Ihre Sekretärin irgendwie dahintergekommen ist, wer auf dem Platz der Freiheit verhaftet wurde. Und wenn Ihre Frau so stolz und eigensinnig ist, wie ihr Profil schließen läßt, wird es nicht lange dauern, bis sie zu der gleichen Schlußfolgerung gelangt. Nur wird sie dann auch das gleiche Geschick erleiden wie Ihre Sekretärin.«

»Wenn ich mich mit Romanows Bedingungen einverstanden erklären soll, möchte ich eine Klausel in den Vertrag einfügen«, sagte Connor.

Boltschenkow hörte ihm interessiert zu.

»Mr. Gutenburg?« »Am Apparat.« »Hier Maggie Fitzgerald. Ich bin Connor Fitzgeralds Frau. Mein Mann ist, wie ich vermute, in Ihrem Auftrag unterwegs.«

»Fitzgerald? Der Name sagt mir nichts«, behauptete Gutenburg.

»Sie haben erst vor zwei Wochen an der Abschiedsfeier für meinen Mann in unserem Haus in Georgetown teilgenommen.«

»Ich fürchte, Sie verwechseln mich mit jemand anderem«, entgegnete Gutenburg mit ruhiger Stimme.

»Nein, keineswegs, Mr. Gutenburg. Ich weiß sogar genau, daß Sie am zweiten November um zwanzig Uhr siebenundzwanzig von unserem Telefon Ihr Büro angerufen haben.«

»Das habe ich ganz gewiß nicht, Mrs. Fitzgerald. Und ich versichere Ihnen, daß Ihr Mann nie für mich gearbeitet hat.«

»Dann verraten Sie mir doch, Mr. Gutenburg, ob Joan Bennett je für die Agency gearbeitet hat. Oder haben Sie auch Joan zweckdienlich aus Ihrem Gedächtnis gelöscht?«

»Was wollen Sie damit andeuten, Mrs. Fitzgerald?«

»Ah, habe ich endlich Ihre Aufmerksamkeit? Gestatten Sie mir,

Ihren zeitweiligen Gedächtnisverlust zu beheben. Joan Bennett war fast zwanzig Jahre lang die Sekretärin meines Mannes. Und ich habe das Gefühl, daß Sie schwerlich ableugnen können, daß Joan auf dem Weg von Langley zu mir war, als dieser... Unfall passierte.«

»Als ich von Miss Bennetts tragischem Unfall las, habe ich ihren Tod aufrichtig bedauert. Aber ich weiß wirklich nicht, was das mit mir zu tun hat.«

»Die Presse steht offenbar vor einem Rätsel, was sich gestern früh tatsächlich auf dem George Washington Parkway zugetragen hat. Aber die Medien kämen der Lösung vielleicht einen Schritt näher, würde man sie darauf aufmerksam machen, daß Joan Bennett für einen Mann gearbeitet hat, der plötzlich wie vom Erdbo- den verschwand, während er in einer geheimen Mission für Sie unterwegs war. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß Journalisten sich sehr für Stories über Helden mit Tapferkeitsorden interessieren.«

»Mrs. Fitzgerald, man kann von mir nicht erwarten, daß ich jeden der siebzehntausend Mitarbeiter der CIA persönlich kenne. Und ich kann mich wirklich nicht erinnern, Miss Bennett oder Ihren Mann je kennengelernt zu haben.«

»Ich sehe schon, Mr. Gutenberg, daß ich Ihrem nachlassenden Gedächtnis noch ein bißchen nachhaltiger auf die Sprünge helfen muß. Bei der Abschiedsfeier, an der Sie nicht teilnahmen und von der aus Sie auch nicht telefonierten, hat meine Tochter glücklicher oder bedauerlicherweise – von welcher Seite man es eben betrachtet – mit ihrer Videokamera Aufnahmen gemacht, weil sie ihren Vater Weihnachten mit den Bändern überraschen wollte. Ich habe mir den Videofilm gerade noch einmal angeschaut, Mr. Gutenberg. Sie spielen zwar eine kleine Rolle, aber ich kann Ihnen versichern, daß Ihr Tete-à-tete mit Joan Bennett deutlich zu sehen ist. Auch unser jetziges Gespräch wird mitgeschnitten, und ich habe das Gefühl, daß die Sender Ihren Beitrag durchaus für wert erachten werden, ihn in den Nachrichten am Spätnachmittag auszustrahlen.«

Diesmal schwieg Gutenburg eine geraume Weile, ehe er schließlich sagte: »Vielleicht sollten wir uns treffen, Mrs. Fitzgerald.«

»Das halte ich für unnötig, Mr. Gutenburg. Ich weiß bereits genau, was ich von Ihnen will.«

»Und das wäre, Mrs. Fitzgerald?«

»Ich will wissen, wo mein Mann in diesem Augenblick ist und wann er wieder nach Hause kommt. Für diese beiden schlichten Antworten bekommen Sie das Videoband von mir.«

»Ich brauche ein wenig Bedenkzeit...«

»Ja, natürlich. Sagen wir, achtundvierzig Stunden? Und vergeuden Sie keine Zeit damit, Mr. Gutenburg, bei Ihrer Suche nach dem Videoband mein Haus auf den Kopf zu stellen. Sie werden es nicht finden. Nicht einmal ein so verschlagener Verstand wie der Ihre wurde das Band dort vermuten, wo es versteckt ist.«

»A-aber...«, stammelte Gutenburg.

»Ich sollte wohl noch etwas hinzufügen. Vielleicht überlegen Sie schon, sich meiner auf die gleiche Weise zu entledigen wie Joan Bennett. Sollte ich unter verdächtigen Umständen sterben, werden meine Anwälte umgehend Kopien des Bandes an alle drei großen Sender schicken, außerdem an Fox und CNN. Verschwinde ich dagegen spurlos von der Bildfläche, wird das Band eine Woche nach dem ersten Tag meines Verschwindens gesendet. Auf Wiederhören, Mr. Gutenburg.«

Maggie legte auf und sank schweißgebadet aufs Bett.

Gutenburg stürmte durch die Verbindungstür zwischen seinem Büro und dem der Direktorin.

Helen Dexter blickte von ihrem Schreibtisch auf, ohne ihr Erstaunen darüber verbergen zu können, daß ihr Stellvertreter nicht angeklopft hatte.

»Wir haben ein Problem«, sprudelte er hervor.

Der Todgeweihte aß kein Frühstück.

Das Küchenpersonal bemühte sich stets, bei der Henkersmahlzeit eines Gefangenen die Maden aus dem Brot zu entfernen. Diesmal hatten sie es versäumt. Der Häftling warf einen Blick auf das Essen und schob den Blechteller unter die Pritsche.

Wenige Minuten später betrat ein russisch-orthodoxer Priester die Zelle. Er erklärte, daß er zwar nicht die gleiche Religion habe wie der Verurteilte, daß er aber gern bereit sei, ihm das Letzte Sakrament zu erteilen.

Die Hostie war das einzige Eßbare, das der Gefangene an diesem Tag zu sich nehmen würde. Nachdem der Priester die kleine Zeremonie abgehalten hatte, knieten sie gemeinsam auf dem kalten Steinboden nieder. Nach einem kurzen Gebet segnete der Priester den Delinquenten und ließ ihn allein.

Er legte sich wieder auf die Pritsche und starre zur Decke. Er bereute seine Entscheidung nicht eine Sekunde lang. Als er seine Gründe erklärte, hatte Boltschenkow sie kommentarlos akzeptiert, ja, beim Verlassen der Zelle hatte er sogar genickt. Es war ein für den korrumpten Polizeichef beachtlicher Wesenszug, daß er die Charakterstärke eines anderen Menschen bewunderte.

Der Gefangene hatte dem sicheren Tod schon einmal ins Auge geblickt. Beim zweiten Mal verspürte er nicht mehr die gleiche Furcht. Damals hatte er an seine junge Frau gedacht und an das Kind, das er nie sehen würde. Jetzt konnte er nur an seine Eltern denken, die so kurz hintereinander gestorben waren. Er war froh, daß sie in dem Wissen starben, daß ihr Sohn den Krieg überlebt und eine gesicherte Zukunft hatte.

Für sie war seine Rückkehr aus Vietnam ein Triumph gewesen und eine große Freude, als er ihnen sagte, daß er seinem Land weiterhin dienen wolle. Er wäre vielleicht sogar CIA-Direktor geworden, hätte nicht ein Präsident, der in Schwierigkeiten steckte, aus politischen Gründen eine Frau zur Chefin ernannt – in der

Hoffnung, es würde seiner nachlassenden Beliebtheit Auftrieb geben. Die Beliebtheit hatte weiter nachgelassen.

Auch wenn es Gutenberg gewesen war, der ihm das Messer in den Rücken gerammt hatte, bestand doch kein Zweifel daran, von wem dieser Auftrag gekommen war. Dexter hatte es genossen, Lady Macbeth zu spielen. Der Todgeweihte würde mit dem Bewußtsein ins Grab gehen, daß wenige seiner Landsleute je ahnten, welches Opfer er gebracht hatte. Aber so machte das alles für ihn einen tieferen Sinn.

Es würde keinen feierlichen Abschied von ihm geben; keinen Sarg, der mit der amerikanischen Flagge bedeckt war; keine Freunde und Verwandten am Grab, die hören würden, wie der Priester ein Loblied auf seine Opferbereitschaft und seinen Patriotismus sang. Keine Marineinfanteristen, die stolz ihre Gewehre hoben; keinen Einundzwanzig-Schuß-Salut; keine zusammengelegte Flagge, die im Namen des Präsidenten seinen nächsten Angehörigen überreicht wurde.

Nein. Er war dazu bestimmt, lediglich ein weiterer von Tom Lawrence' unbesungenen Helden zu sein.

Alles, was ihm noch blieb, war der Tod in einem ungeliebten und lieblosen Land, ein kahlrasierter Schädel, eine eintätowierte Nummer am Handgelenk und ein anonymes Grab.

Warum hatte er diese Entscheidung getroffen, die dem üblicherweise völlig gleichgültigen Polizeichef ein Gefühl der Bewunderung abgerungen hatte? Die Zeit hatte nicht gereicht, Boltschenkow von den Geschehnissen in Vietnam zu erzählen, aber dort waren die Würfel unwiderruflich gefallen.

Vielleicht hätte er sich damals, vor so langer Zeit in einem anderen fernen Land, dem Exekutionskommando stellen sollen. Aber er hatte überlebt. Diesmal aber gab es niemanden, der ihn im letzten Moment retten könnte. Und jetzt war es zu spät, es sich anders zu überlegen.

Der russische Präsident erwachte an diesem Morgen in schlechter Laune. Der erste, an dem er sie ausließ, war der Koch. Mit heftiger Geste fegte er sein Frühstück auf den Boden und brüllte:

»Ist das etwa die Gastlichkeit, die man mir in Leningrad entgegen bringt?«

Er stürmte aus dem Zimmer. In seinem Büro legte ihm ein neröser Beamter Dokumente zur Unterschrift vor, die der Polizei das Recht gaben, Bürger willkürlich zu verhaften. Das verbesserte Zerimskijs schlechte Laune aber kein bißchen. Er wußte, daß der einzige Erfolg dieses Gesetzes darin bestehen würde, ein paar Taschendiebe, Dealer und unbedeutende kleine Gauner von der Straße zu entfernen. Zerimskij aber wollte den Kopf des Zaren auf einem silbernen Tablett. Wenn der Innenminister ihn weiterhin so enttäuschte, würde er ihn wahrscheinlich durch eine andere Mariolette ersetzen müssen.

Bis sein Stabschef eintraf, hatte Zerimskij das Todesurteil für weitere hundert Männer unterschrieben, deren einziges Verbrechen darin bestanden hatte, Tschernopow bei dessen Wahlkampf zu unterstützen. In Moskau ging bereits das Gerücht um, daß der ehemalige Premierminister auszuwandern beabsichtigte. An dem Tag, da er das Land verließ, würde Zerimskij Tausende solcher Urteile unterzeichnen und jeden ins Gefängnis werfen lassen, der Tschernopow je auch nur eine Dienstleistung erwiesen hatte.

Er warf seinen Füllfederhalter auf den Schreibtisch. All das hatte er in knapp einer Woche erreicht. Der Gedanke daran, was er in einem Monat, in einem Jahr bewirken konnte, hob seine Laune ein wenig.

»Ihre Limousine steht bereit, Herr Präsident«, meldete ein verängstigter Beamter, dessen Gesicht Zerimskij nicht sehen konnte. Er lächelte bei dem Gedanken an den zweifellosen Höhepunkt des heutigen Tages. Er hatte sich auf den Morgen im Kruzifixgefängnis gefreut wie andere sich auf einen Abend in der Oper.

Der Präsident verließ sein Büro und schritt den langen Marmorkorridor des frisch beschlagnahmten Büroblocks entlang zur offenen Tür. Seine Begleiter eilten ihm voraus. Auf der obersten Stufe blieb er kurz stehen und schaute hinunter zu den auf Hochglanz polierten Limousinen. Er hatte die zuständigen Parteifunktionäre

angewiesen, dafür zu sorgen, daß er stets eine Limousine mehr hatte als jeder bisherige Präsident.

Er stieg in den Fond des dritten Wagens und blickte auf die Uhr: dreiundvierzig Minuten nach sieben. Die Polizei hatte die Straße bereits vor einer Stunde abgesperrt, damit die Autokolonne von keinen anderen Fahrzeugen behindert würde. Den Verkehr aufzuhalten macht den Bürgern klar, daß der Präsident in der Stadt ist, hatte Zerimskij seinem Stabschef erklärt.

Die Verkehrspolizei schätzte, daß die Fahrt, für die man üblicherweise zwanzig Minuten braucht, in knapp sieben Minuten zu schaffen sei. Während der Wagenkorso die Verkehrsampeln ignorierte, durch die Straßen raste und schließlich den Fluß überquerte, widmete Zerimskij der Eremitage nicht einen Blick. Auf der andern Seite der Newa trat der Chauffeur der vordersten Limousine aufs Gaspedal, um sicherzugehen, daß der Präsident pünktlich dem ersten von ihm befohlenen Akt staatlicher Gewalt beiwohnen konnte.

Immer noch auf seiner Pritsche liegend, hörte der Gefangene die durch den steinernen Korridor in seine Richtung marschierenden Wachen mit jedem Schritt lauter. Er fragte sich, wie viele es sein mochten. Vor seiner Zelle blieben sie stehen. Ein Schlüssel drehte sich im Schloß. Die Tür schwang auf. Wenn einem nur noch Augenblicke zu leben bleiben, bemerkt man jede Einzelheit.

Boltschenkow führte die Wachen an. Der Verurteilte war beeindruckt, daß der Polizeichef so schnell zurückgekehrt war. Boltschenkow zündete sich eine Zigarette an und nahm einen tiefen Zug, ehe er sie dem Gefangenen anbot, doch dieser schüttelte den Kopf. Boltschenkow zuckte die Schultern und trat die Zigarette auf dem Steinboden aus; dann ging er, um den Präsidenten zu begrüßen.

Als nächstes trat der Priester in die Zelle. Er trug eine große aufgeschlagene Bibel und leierte Worte vor sich hin, die der Gefangene nicht verstand. Dem Priester folgten drei Männer, die der Delinquent sofort erkannte. Diesmal jedoch hatten sie weder Rasier-

messer noch eine Spritze bei sich, lediglich Handschellen. Sie starrten ihn an, beinahe so, als wollten sie ihn herausfordern, sich zur Wehr zu setzen, doch zu ihrer Enttäuschung legte der Delinquent scheinbar gelassen die Hände auf dem Rücken zusammen und wartete. Sie ließen die Handschellen zuklicken und stießen ihn aus der Zelle auf den Korridor. Am Ende dieses langen düsteren Tunnels konnte er einen Hauch von Sonne erspähen.

Der Präsident stieg aus seiner Limousine und wurde vom Polizeichef willkommen geheißen. Belustigt erinnerte er sich, daß er Boltschenkow am selben Tag den Lenin-Orden verliehen hatte, an dem er die Verhaftung seines Bruders befahl.

Boltschenkow führte Zerimskij auf den Hof, wo die Hinrichtung stattfinden würde. Niemand erbot sich, dem Präsidenten an einem so bitterkalten Morgen den pelzgefütterten Mantel oder den Hut abzunehmen. Als sie den Hof überquerten, applaudierten die Versammelten, die sich an eine Wand drückten. Dem Polizeichef entging die Ungehaltenheit Zerimskis nicht. Der Präsident hatte damit gerechnet, daß mehr Zuschauer zur Hinrichtung jenes Mannes kommen würden, der ausgesandt worden war, ihn zu töten.

Der Polizeichef hatte erwartet, daß die wenigen Zuschauer sich möglicherweise als Problem erweisen könnten; deshalb beugte er sich zum Präsidenten hinüber und flüsterte ihm zu: »Ich hatte die Anweisung, nur Parteimitgliedern den Zutritt zu gestatten.« Zerimskij nickte. Boltschenkow erwähnte nicht, wie schwierig es gewesen war, die Zuschauer überhaupt ins Kruzifix zu locken. Zu viele hatten die – allzu wahren – Schauergeschichten gehört, daß man nie wieder herauskam, wenn man erst einmal drin war.

Der Polizeichef blieb vor einem prachtvollen Sessel aus dem achtzehnten Jahrhundert stehen, den Katharina die Große 1779 aus dem Nachlaß des britischen Premierministers Robert Walpole erstanden hatte. Mit ein bißchen Nachdruck hatte Boltschenkow das Möbelstück gestern aus der Eremitage ausgeliehen. Der Präsident ließ sich in den bequemen Sessel unmittelbar vor dem neuerrichteten Galgen sinken.

Schon nach wenigen Sekunden wurde Zerimskij ungeduldig,

weil der Gefangene immer noch nicht erschien. Er ließ den Blick über die Anwesenden schweifen und kurz auf einem Jungen ruhen, der in Tränen ausgebrochen war, was dem Präsidenten gar nicht gefiel.

In diesem Moment trat der Verurteilte aus dem dunklen Korridor in das blendende Morgenlicht. Der kahlrasierte, mit verkrustetem Blut bedeckte Schädel sowie die graue Gefängnismontur ließen ihn seltsam anonym aussehen. Für jemanden, der nur noch Augenblicke zu leben hatte, schien er erstaunlich gefaßt zu sein.

Der Verurteilte starrte hinauf in die Morgensonnen und fröstelte, als ein Offizier der Wache nach vorn marschierte, das Handgelenk des Delinquenten packte und die eintätowierte Nummer überprüfte: 12995. Danach wandte der Offizier sich dem Präsidenten zu und verlas das Urteil.

Währenddessen schaute der Gefangene sich auf dem Hof um. Er sah die fröstelnde Menge, von der kaum einer sich zu rühren wagte aus Angst, sein Los teilen zu müssen. Sein Blick schweifte zu dem immer noch weinenden Jungen. Hätte er ein Testament machen können, hätte er alles diesem Kind vererbt. Flüchtig sah er zum Galgen. Dann schaute er dem Präsidenten ins Gesicht. Ihre Blicke begegneten sich. Obwohl er Todesangst hatte, wich der Gefangene Zerimskijs Augen nicht aus. Er war entschlossen, ihm nicht die Befriedigung zu verschaffen, sich seine Angst anmerken zu lassen. Hätte der Präsident allerdings statt ins Gesicht auf die nasse Hose des Delinquenten gestarrt, wäre ihm die Vortäuschung der Standhaftigkeit wohl aufgefallen.

Nachdem der Offizier seinen Auftrag ausgeführt hatte, rollte er die Urkunde mit dem Urteilsspruch zusammen und marschierte davon. Dies war das Zeichen für zwei der Helfer, den Gefangenen an den Armen zu packen und das Gerüst hinaufzuführen.

Er schritt scheinbar ruhig an dem Präsidenten vorbei zum Galgen. Auf der ersten hölzernen Stufe blickte er rasch zur Turmuhr. Drei Minuten vor acht. Wenige Menschen wissen je, wie lange sie noch zu leben haben, dachte er. Wäre es durch reine Willenskraft möglich gewesen, hätte er die Uhr bereits jetzt zum Schlagen ge-

bracht. Er hatte achtundzwanzig Jahre gewartet, um seine Schuld zurückzubezahlen. Jetzt, in diesen allerletzten Minuten, kehrte die Erinnerung klar und deutlich zurück.

Es war ein heißer, feuchter Maimorgen in Nan Dinh gewesen. Der Vietcong wollte ein Exempel statuieren, und da er der ranghöchste Offizier war, hatte man ihn als Opfer auserkoren. Ein anderer Offizier, ein junger Lieutenant, war daraufhin vorgetreten und hatte sich freiwillig gemeldet, statt seiner an die Wand gestellt zu werden. Und als der Feigling, der er gewesen war, hatte er sich nicht dagegen verwahrt. Der Vietcong-Offizier hatte gelacht und das Angebot angenommen, dann aber entschieden, daß beide Männer am nächsten Morgen vom Exekutionskommando in den Tod geschickt werden sollten.

In der Nacht war der mutige junge Lieutenant zu ihm an die Pritsche gekommen und hatte darauf gedrängt, einen Fluchtversuch zu unternehmen. Eine zweite Chance würden sie nicht bekommen. Die Sicherheitsvorkehrungen im Lager waren lasch, denn im Norden lagen hundert Meilen Dschungel, durchsetzt mit Stützpunkten des Vietcong, und im Süden erstreckte sich fünfundzwanzig Meilen unüberwindbarer Sumpf. Mehrere Männer hatten auf dieser Route bereits ihr Glück versucht, doch es hatte sie verlassen.

Der Lieutenant erklärte, er würde lieber das Risiko eingehen, im Sumpf zu sterben, als sich dem sicheren Tod vor dem Exekutionskommando zu stellen. Als er sich in die Nacht hinausstahl, hatte der Captain sich ihm widerstrebend angeschlossen.

Bei Sonnenaufgang, wenige Stunden später, war das Lager immer noch in Sichtweite, und sie konnten über den stinkenden, von Stechmücken verseuchten Sumpf hinweg hören, wie die Wächter lachten und auf sie anlegten. Sie waren im sumpfigen Wasser untergetaucht, doch schon nach wenigen Minuten mußten sie zum Luftholen wieder hoch, mußten sich weiter voranplagen. Endlich, nach dem längsten Tag seines Lebens, hatte die Dunkelheit der Nacht sich herabgesenkt. Der Captain hatte den Lieutenant angefleht, ohne ihn weiterzugehen, doch der hatte sich geweigert.

Am Ende des zweiten Tages wünschte der Captain, er hätte sich

dem Exekutionskommando der Vietcong gestellt, statt in diesem gottverlassenen Sumpf in einem gottverlassenen Land sterben zu müssen. Elf Tage und zwölf Nächte hatten sie nichts zu essen und überlebten nur, weil sie das Regenwasser tranken; es regnete schier endlos und sintflutartig. Am zwölften Morgen erreichten sie trockenes Land, und er war vor Krankheit und Erschöpfung im Fieberwahn zusammengebrochen. Später erfuhr er, daß der Lieutenant ihn vier Tage lang durch den Dschungel geschleppt und in Sicherheit gebracht hatte. Seine nächste Erinnerung war, daß er in einem Feldlazarett erwachte.

»Seit wann bin ich hier?« fragte er die Schwester, die ihn pflegte.

»Seit sechs Tagen«, antwortete sie. »Sie haben Glück, daß Sie noch leben.«

»Und mein Freund?«

»Ist seit zwei Tagen auf den Beinen. Er hat heute morgen schon einmal nach Ihnen gesehen.«

Er war wieder eingeschlafen, und als er erwachte, bat er die Schwester um Papier und Bleistift. Den Rest des Tages verbrachte er damit, in seinem Lazarettbett sitzend, die Empfehlung für den Tapferkeitsorden zu schreiben und umzuschreiben. Als er endlich eine geeignete Fassung erstellt hatte, ersuchte er, diese an den kommandierenden Offizier zu schicken.

Sechs Monate später hatte er auf dem Rasen des Weißen Hauses zwischen Maggie und ihrem Vater gestanden und zugehört, wie die Citation, die Lobrede, verlesen wurde. Lieutenant Connor Fitzgerald trat vor, und der Präsident hatte ihm die Ehrenmedaille verliehen.

Während er die letzten Stufen zum Galgen hinaufstieg, dachte er an den einen Mann, der um ihn trauern würde, wenn er die Wahrheit herausfand. Er hatte eindringlich gebeten, diesem Mann nicht die Wahrheit zu sagen; wenn er sie erfuhr, würde er den Vertrag brechen, sich stellen und zum Kruzifix zurückkehren.

»Sie müssen verstehen«, hatte er ihnen erklärt, »daß Sie es mit einem durch und durch ehrenhaften Mann zu tun haben. Also sor-

gen Sie unbedingt dafür, daß die Uhr acht geschlagen hat, ehe er herausfindet, daß er getäuscht wurde.«

Der erste Glockenschlag ließ ihn erschaudern, und seine Gedanken kehrten in die Gegenwart zurück.

Beim zweiten Glockenschlag rannte der kleine Junge, der geweint hatte, zum Fuß des Galgens und fiel auf die Knie.

Beim dritten legte der Polizeichef die Hand auf die Schulter eines jungen Korporals, der einen Schritt vorwärts getan hatte, um das Kind wegzuwerzen.

Beim vierten lächelte der Todgeweihte zu Sergej hinunter, als wäre er sein eigener Sohn.

Beim fünften schoben die beiden Scherzen ihn vorwärts, bis er direkt unter der herabhängenden Schlinge stand.

Beim sechsten legte der Henker ihm die Schlinge um den Hals.

Beim siebten senkte er die Augen und starre direkt auf den Präsidenten der Russischen Republik.

Beim achtten drückte der Henker auf den Hebel, und die Falltür öffnete sich.

Als die Leiche von Christopher Andrew Jackson über ihm baumelte, fing Zerimskij zu klatschen an. Einige Zuschauer fielen halbherzig mit ein.

Eine Minute später nahmen die beiden Helfershelfer den leblosen Gehenkten vom Galgen. Sergej rannte herbei, um ihnen zu helfen, seinen Freund in den primitiven Holzsarg zu legen, der neben dem Galgen bereitstand. Der Polizeichef geleitete den Präsidenten zurück zu seiner Limousine, und die Wagenkolonne brauste durchs Gefängnistor, noch ehe der Sargdeckel zugenagelt war. Vier Häftlinge hoben den schweren Sarg auf die Schultern und setzten sich damit in Richtung Friedhof in Bewegung. Sergej ging an ihrer Seite vom Hof zu einem verwahrlosten Areal an der Rückseite des Gefängnisses. Nicht einmal die Toten durften dem Kruzifix entkommen. Hätte Sergej zurückgeblickt, hätte er gesehen, wie die Zuschauer hastig durch das Gefängnistor hinausliefen, bevor es wieder geschlossen und der schwere Holzbalken zur Verriegelung vorgelegt wurde.

Die Sargträger blieben vor einem anonymen Grab stehen, das andere Häftlinge gerade erst ausgehoben hatten. Sie ließen den Sarg unsanft in das klaffende Loch fallen; dann schaufelten sie, ohne zuvor ein Gebet zu sprechen, ja ohne auch nur einen Augenblick innezuhalten, die soeben erst ausgegrabenen Erdbrocken darauf.

Der Junge blieb reglos stehen, bis die Männer ihre Arbeit beendet hatten. Wenige Minuten später trieben Wachen die Gefangenen zurück in ihre Zellen. Sergej fiel auf die Knie und fragte sich, wie lange man ihm erlauben würde, daß er am Grab blieb.

Einen Augenblick später legte sich eine Hand auf die Schulter des Jungen. Er blickte empor und sah den Polizeichef über sich stehen. Ein fairer Mann, hatte er ihn Jackson gegenüber einmal genannt.

»Hast du ihn gut gekannt?« fragte er.

»Ja«, antwortete Sergej. »Er war mein Partner.«

Der Polizeichef nickte. »Ich kannte den Mann, für den er sein Leben gegeben hat«, sagte er. »Ich wünschte, ich hätte so einen Freund.«

»Mrs. Fitzgerald ist nicht ganz so klug, wie sie sich einbildet«, sagte Gutenburg.

»Das sind Amateure selten«, entgegnete Helen Dexter. »Bedeutet das, Sie haben die Videokassette?«

»Nein, aber ich kann mir in etwa denken, wo sie ist.«

»Genug der Klugscheißerei. Kommen Sie zur Sache«, rügte Dexter. »Sie brauchen mir nicht zu beweisen, wie schlau Sie sind.«

Gutenburg wußte, daß dies fast schon ein Kompliment war. So schnell würde sich die Direktorin kaum wieder eines abringen.

»Mrs. Fitzgerald hat keine Ahnung, daß wir bereits vor etwa einem Monat in ihrem Haus und ihrem Büro Wanzen angebracht haben und daß wir sie observieren lassen, seit ihr Mann vor drei Wochen vom Dulles Airport abgeflogen ist.«

»Also, was haben Sie herausgefunden?«

»Nicht viel, wenn die Informationsstückchen einzeln betrachtet werden. Aber wenn man sie zusammenfügt, ergeben sie ein Bild, wenn auch unscharf.« Er schob einen Ordner und einen Kassettenrekorder über den Tisch.

Die Direktorin ignorierte beides. »Berichten Sie es mir lieber mit Worten«, forderte sie ihn ein wenig gereizt auf.

»Die Unterhaltung, die Mrs. Fitzgerald beim Lunch im Cafe Milano mit Joan Bennett geführt hat, war belanglos. Aber kurz bevor sie sich verabschiedete, um zur Arbeit zurückzukehren, hat sie Bennett eine Frage gestellt.«

»Und wie lautete diese Frage?«

»Vielleicht würden Sie das gern direkt hören.« Der Stellvertretende Direktor drückte auf die Wiedergabetaste des Rekorders und lehnte sich zurück.

»Für mich auch. Schwarz und ohne Zucker.« Sich entfernende Schritte waren zu hören. »Joan, ich habe Sie noch nie zuvor gebeten, mir etwas Vertrauliches mitzuteilen. Aber diesmal gibt es etwas, das ich unbedingt wissen muß.«

»Ich hoffe, ich kann Ihnen helfen. Aber wie ich bereits erklärte,

*soweit es Connor betrifft, tappe ich wahrscheinlich genauso im dunkeln wie Sie.«*

*»Dann brauchte ich den Namen von jemandem, der Bescheid wissen könnte.«*

*Ein langes Schweigen folgte, bevor Joan sagte: »Ich schlage vor, Sie sehen sich die Gästeliste der Abschiedsfeier für Connor an.«*

*»Chris Jackson?«*

*»Nein. Bedauerlicherweise ist er nicht mehr bei der Firma.«*

Wieder setzte längeres Schweigen ein.

*»Der geschniegelte kleine Mann, der gegangen ist, ohne sich zu verabschieden? Er hat gesagt, er arbeitet in der Schadensregulierung.«*

Gutenberg schaltete den Rekorder aus.

*»Warum sind Sie überhaupt zu dieser Feier gegangen?« fauchte Dexter.*

*»Weil Sie mich angewiesen hatten, herauszufinden, ob Fitzgerald eine neue Stelle in Washington bekommen hat. Vergessen Sie nicht, erst durch seine Tochter haben wir den Hinweis erhalten, der es uns ermöglicht hat, Thompson zu überzeugen, daß es unklug wäre, Fitzgerald einzustellen. Ich bin sicher, Sie erinnern sich an die Umstände.«*

Die Direktorin runzelte die Stirn. *»Was ist geschehen, nachdem Mrs. Fitzgerald das Cafe Milano verlassen hat?«*

*»Nichts Bedeutsames, bis sie abends nach Hause kam und mehrere Anrufe tätigte – in ihrem Büro benutzt sie das Telefon nie für private Gespräche. Einer der Anrufe ging an Chris Jackson. Unter der Nummer seines Mobiltelefons.«*

*»Aber wieso, wenn sie doch weiß, daß er nicht mehr bei der Firma ist?«*

*»Fitzgerald und Jackson sind alte Freunde, schon seit Vietnam, wo sie beide an der Front waren. Es war übrigens Jackson, der Fitzgerald für die Tapferkeitsmedaille vorschlug und ihn für die Firma rekrutierte.«*

*»Hat Jackson Mrs. Fitzgerald von Ihnen erzählt?« fragte Dexter staunend.*

»Nein, dazu haben wir ihm keine Gelegenheit gegeben. Sobald wir herausfanden, daß er sich in Rußland aufhält, habe ich den Befehl erteilt, sein Mobiltelefon zu sperren.« Er lächelte. »Wir können aber immer noch feststellen, wer ihn anzurufen versucht und wessen Nummer er wählt.«

»Heißt das, Sie konnten herausfinden, wem er Bericht erstattet?«

»Seit Jackson in Rußland eingetroffen ist, hat er nur ein einziges Mal eine Nummer gewählt, und ich vermute, er hat es nur deshalb riskiert, weil es sich um einen Notfall handelte.«

»Wen hat er angerufen?« fragte Dexter ungeduldig.

»Eine Geheimnummer im Weißen Haus.«

Dexter zuckte mit keiner Wimper. »Unseren Freund Mr. Lloyd, zweifellos.«

»Zweifellos«, pflichtete Gutenburg ihr bei.

»Ist Mrs. Fitzgerald bewußt, daß Jackson dem Weißen Haus direkt Bericht erstattet?«

»Das glaube ich nicht«, meinte Gutenburg, »sonst hätte sie schon früher versucht, sich mit ihm in Verbindung zu setzen.«

Dexter nickte. »Dann müssen wir dafür sorgen, daß sie es nie erfährt.«

Gutenburg verzog keine Miene. »Verstanden. Aber ich kann in dieser Beziehung nichts unternehmen, ehe ich diesen Videofilm in Händen habe.«

»Wie sieht es damit aus?« fragte Dexter.

»Wir wären kein Stück weitergekommen, hätten wir nicht das Glück gehabt, bei einem abgehörten Anruf auf eine Spur zu stoßen. Als Joan Bennett um zwei Uhr früh Mrs. Fitzgerald von Langley aus anrief und ihr sagte, sie wurde in einer Stunde bei ihr sein, hat einer meiner Leute nachgeprüft, was sie im Computer der Reference Library aufgerufen hatte. Es war nicht schwer herauszufinden, daß sie über etwas gestolpert war, das den Verdacht in ihr weckte, der Mann im St. Petersburger Gefängnis könnte ihr ehemaliger Chef sein. Aber wie Sie ja wissen, hat sie ihre Verabredung mit Mrs. Fitzgerald nicht eingehalten.«

»Weil wir eine zufriedenstellende Lösung dafür gefunden haben.«

»Stimmt. Als Joan Bennett nicht erschien, ist Mrs. Fitzgerald zum GW Parkway gefahren und hat gewartet, bis die Polizei den Wagen aus dem Potomac geborgen hatte.«

»Wahrscheinlich hat sie die Nachrichten gesehen oder im Radio davon gehört«, vermutete Dexter.

»Ja, das haben wir ebenfalls angenommen – die Story kam an dem Morgen in den Lokalnachrichten groß heraus. Jedenfalls, sobald Mrs. Fitzgerald Gewißheit hatte, daß die Tote im Wagen Joan Bennett war, rief sie sofort ihre Tochter in Stanford an. Daß die sich ein bißchen verschlafen anhört, liegt daran, daß es um diese Zeit in Kalifornien erst fünf Uhr früh war.« Gutenburg beugte sich wieder vor und schaltete den Rekorder erneut ein.

»Morgen, Tara. Ich bin's.«

»Hi, Mom. Wie spät ist es denn?«

»Tut mir leid, daß ich dich aus dem Schlaf gerissen habe, Liebling, aber ich muß dir etwas Trauriges mitteilen.«

»Es geht doch nicht um Dad?«

»Nein. Um Joan Bennett – sie hatte einen tödlichen Autounfall.«

»Joan ist tot? Das kann ich nicht glauben! Sag mir, daß es nicht wahr ist.«

»Doch. Leider. Und ich habe das schreckliche Gefühl, daß es auf irgendeine Weise damit zu tun hat, daß Connor nicht nach Hause gekommen ist.«

»Aber Mom, ist das nicht ein bißchen weit hergeholt? Schließlich ist Dad erst seit drei Wochen weg.«

»Du magst ja recht haben, aber ich habe mich jedenfalls entschlossen, das Video, das du bei seiner Abschiedsfeier aufgenommen hast, an einen sichereren Ort zu bringen.«

»Weshalb?«

»Weil es der einzige Beweis ist, daß dein Vater je mit einem Mann namens Nick Gutenburg in Verbindung stand.«

Der Stellvertretende Direktor drückte auf die Stop-Taste. »Das Gespräch geht noch eine Zeitlang weiter, ist aber kaum noch auf-

schlußreich. Als Mrs. Fitzgerald ein paar Minuten später mit einer Videokassette das Haus verließ, hat der Agent, der ihre Gesprächemitschnitt, sofort reagiert und ist ihr zur Universität gefolgt. Mrs. Fitzgerald ging nicht zu ihrem Büro, wie üblich, sondern in die Bibliothek, wo sie sich zur Computerabteilung im ersten Stock begab. Etwa zwanzig Minuten lang hat sie an einem der Computer nach irgend etwas gesucht. Dann druckte sie zehn oder zwölf Seiten aus, die sie mitnahm. Anschließend fuhr sie mit dem Aufzug zum Audio-Visual-Research-Center im Erdgeschoß. Der Agent, der sie beschattete, wollte nicht das Risiko eingehen, zu ihr in den Fahrstuhl zu steigen, hat aber darauf geachtet, in welches Stockwerk sie gefahren ist. Dann begab er sich direkt zu dem Computer, an dem Mrs. Fitzgerald gearbeitet hatte, und versuchte, die letzte Datei aufzurufen, die geöffnet worden war.«

»Sie hatte natürlich alles gelöscht«, vermutete Dexter.

»Selbstverständlich«, erwiderte Gutenburg.

»Aber was ist mit dem Ausdruck?«

»Auch da findet sich kein Hinweis, was es gewesen sein könnte.«

»Es wäre auch verwunderlich, wenn sie in den achtundzwanzig Jahren, die sie mit Connor Fitzgerald verbracht hat, nicht irgend etwas von unseren Arbeitsmethoden mitbekommen hätte.«

»Der Agent hat die Bibliothek verlassen und in seinem Wagen gewartet. Nach ein paar Minuten kam Mrs. Fitzgerald aus dem Gebäude, ohne die Videokassette, aber sie...«

»Sie dürfte die Kassette im Audio-Visual-Center versteckt haben.«

»Genau das nehme ich auch an«, sagte Gutenburg.

»Wie viele Videokassetten hat die Universität in ihrer Bibliothek?«

»Mehr als fünfundzwanzigtausend«, antwortete Gutenburg.

»Wir haben nicht genug Zeit, sie alle durchzusehen«, stöhnte Dexter.

»Nein. Aber Mrs. Fitzgerald hatte ihren ersten Fehler gemacht.« Diesmal unterbrach Dexter ihn nicht.

»Als sie die Bibliothek verließ, hatte sie die Kassette zwar nicht dabei, wohl aber den Ausdruck. Unser Mann folgte ihr zu ihrem Büro. Ihre Grundsätze, vielleicht auch die Macht der Gewohnheit, erwiesen sich stärker als ihre Vorsicht.«

Dexter zog eine Braue hoch.

»Ehe Mrs. Fitzgerald an ihren Schreibtisch zurückkehrte, rief sie im Recycling Center an. Aus gutem Grund ist sie die Vizepräsidentin von GULP.«

»GULP?«

»Georgetown University Litter Patrol. Das Abfallräumkommando. Sie hat den Ausdruck in den Papiercontainer geworfen.«

»Gut. Und was haben Sie darauf gefunden?«

»Eine vollständige Liste der Videos, die bis zum Beginn des nächsten Semesters ausgeliehen wurden.«

»Also hat die Fitzgerald offenbar gefolgert, daß es unbedenklich sein würde, ihr Video in einer leeren Schachtel aufzubewahren, die während der nächsten Wochen aller Wahrscheinlichkeit nach nicht geöffnet würde.«

»Richtig«, bestätigte Gutenburg.

»Und wie viele Videos sind bis Semesterbeginn ausgeliehen?«

»Vierhundertzweiundsiebzig.«

»Und Sie haben die Kassetten sofort allesamt angefordert.«

»Ich habe es zunächst in Erwägung gezogen, aber wenn irgend ein neugieriger Student oder jemand von der Verwaltung auf dem Campus einen CIA-Agenten sieht, ist der Teufel los.«

»Das haben Sie gut überdacht«, lobte Dexter erstaunlicherweise schon wieder. »Also, wie wollen Sie vorgehen, um dieses Video zu finden?«

»Ich habe zwölf Agenten ausgewählt, die alle erst vor kurzem graduiert haben. Sie werden die Schachteln jedes einzelnen Titels auf der Liste überprüfen, bis sie auf eine volle Schachtel mit einem privaten Video stoßen. Das Problem ist nur, daß ich keinen dieser Agenten länger als zwanzig Minuten und öfter als zweimal am Tag in der Bibliothek herumstöbern lassen kann. Sie sind zwar wie Studenten gekleidet, würden aber auffallen, gerade so kurz vor

Weihnachten, wenn alle anderen Wichtigeres zu tun haben, als laufend die Bibliothek aufzusuchen.«

»Was glauben Sie, wie lange es dauern wird, bis Sie das Video finden?«

»Mit ein bißchen Glück entdecken wir es vielleicht gleich zu Anfang der Suche. Aber ich rechne mit ein bis zwei Tagen, im schlimmsten Fall drei.«

»Vergessen Sie nicht, daß Sie sich in den nächsten – jetzt sind es wohl nur noch siebenundvierzig – Stunden mit Mrs. Fitzgerald in Verbindung setzen müssen.«

»Das habe ich nicht vergessen. Aber wenn wir das Video vorher finden, wird es nicht nötig sein.«

»Es sei denn, Mrs. Fitzgerald hat das Telefongespräch mit Ihnen ebenfalls mitgeschnitten.«

Gutenberg lächelte. »Das hat sie. Aber schon wenige Sekunden, nachdem sie den Hörer auflegte, war die Aufzeichnung gelöscht. Sie hätten Professor Zieglers Begeisterung sehen sollen, als er sein neuestes Spielzeug vorführen durfte.«

»Ausgezeichnet. Geben Sie mir Bescheid, sobald Sie das Video haben. Dann wird uns nichts mehr davon abhalten, die eine Person zu eliminieren, die noch...« Das rote Telefon auf Dexters Schreibtisch läutete, und sie griff nach dem Hörer, ohne den Satz zu beenden. »Direktorin«, meldete sie sich und drückte auf einen Knopf ihrer Stoppuhr. »Wann war das?... Sind Sie ganz sicher?... Und Jackson? Wo ist er?« Als sie die Antwort gehört hatte, legte sie sofort auf. Gutenberg sah, daß ihre Stoppuhr dreiundvierzig Sekunden anzeigte.

»Ich kann nur hoffen, daß Sie das Video auch wirklich innerhalb der nächsten siebenundvierzig Stunden finden.« Die Direktorin blickte ihren Stellvertreter über den Schreibtisch hinweg finster an.

»Wieso?« fragte Gutenberg mit besorgter Miene.

»Weil Mitchell gerade gemeldet hat, daß Fitzgerald heute um acht Uhr St. Petersburger Zeit hingerichtet wurde und daß Jackson soeben in Frankfurt einen Flug der United Airways nach Washington, D. C. genommen hat.«

## DRITTES BUCH

Der Profikiller

»Flugsteig elf, Mr. Jackson. Sie können in zwanzig Minuten an Bord gehen.«

»Danke.« Connor nahm die Bordkarte und schlenderte zur Abflughalle. Er hoffte, der Beamte würde seinen Reisepaß nicht zu genau in Augenschein nehmen. Zwar hatten sie Jacksons Foto gegen seines ausgetauscht, doch Chris war drei Jahre älter als er, fünf Zentimeter kleiner und kahlköpfig. Falls man ihn aufforderte, seinen Hut abzunehmen, würde er erklären müssen, weshalb sein Schädel derart mit Narben übersät war. In Kalifornien würde man einfach annehmen, er gehöre irgendeiner obskuren Sekte an.

Er wies seinen Reisepaß mit der Rechten vor – hätte er die Linke benutzt, wäre sein Ärmel zurückgerutscht, und die auf sein Handgelenk tätowierte Nummer wäre zum Vorschein gekommen. Wenn er wieder in Amerika war, beschloß Connor, würde er sich ein breites Band für seine Armbanduhr kaufen.

Der Beamte warf nur einen flüchtigen Blick in den Paß, bevor er Connor durchwinkte. Der neu erstandene Koffer, der nichts weiter enthielt als einmal Wäsche zum Wechseln und einen Kulturbetuel, kam ohne jegliche Schwierigkeiten durch die Sicherheitskontrolle. Connor hob ihn auf und begab sich damit zu Flugsteig 11, wo er in der hinteren Ecke der Lounge Platz nahm, mit dem Rücken zum Ausgang, der zum Flieger führte.

Während der vierundzwanzig Stunden seit Verlassen des Kruifixgefängnisses hatte Connor sich nicht eine Sekunde entspannt.

Um sieben Uhr hatten die drei Scherzen seine Zelle betreten und ihn zum Büro des Polizeichefs geführt. Sobald sie es verlassen hatten, schloß Boltschenkow die Tür ab und trat wortlos an einen Schrank in der Ecke, in dem sich eine Polizeiuniform befand, die er Connor anzuziehen bedeutete. Da Connor in der vergangenen Woche sehr abgenommen hatte, war sie ihm viel zu weit, und er war froh über die Hosenträger. Doch mit einem breitkrempigen Hut und langem blauem Mantel sah er nicht viel anders aus als die

zahlreichen Polizisten, die an diesem Morgen in St. Petersburg zur Streife eingeteilt waren. Seine Gefängniskluft ließ er auf dem Boden des Schrankes liegen. Er fragte sich, wie Boltschenkow die Sachen wohl beseitigen würde. Immer noch ohne ein Wort zu sagen, brachte der Polizeichef ihn aus seinem Büro in ein winziges Vorzimmer und sperrte ihn darin ein.

Nach längerer Stille hörte Connor, wie eine Tür geöffnet wurde; dann erklangen Schritte, gefolgt von einem Knarren, als eine zweite Tür geöffnet wurde, möglicherweise die vom Schrank im Büro des Polizeichefs. Er verhielt sich völlig ruhig und versuchte zu ergründen, was vor sich ging. Die erste Tür wurde erneut geöffnet, und zwei, vielleicht auch drei Personen stürmten laut ins Büro. Wenige Sekunden später verließen sie es wieder und zerrten etwas oder jemand aus dem Zimmer; dann knallten sie die Tür hinter sich zu. Augenblicke später wurde die Tür zum Vorzimmer geöffnet, und Boltschenkow bedeutete Connor, herauszukommen. Sie gingen durchs Büro und zurück auf den Korridor. Falls der Polizeichef nach links bog, würden sie zu seiner Zelle zurückkehren, aber er ging nach rechts. Connors Beine waren kraftlos, doch er folgte Boltschenkow, so schnell er konnte.

Das erste, was er auf dem Hof sah, war die Hinrichtungsstätte und jemand, der ein paar Schritte davor einen prächtigen vergoldeten Sessel mit üppiger roter Polsterung aufstellte. Unnötig zu fragen, wer darin sitzen würde. Während er mit Boltschenkow über den Hof stapfte, sah Connor, daß Polizisten in langen blauen Uniformmänteln, wie er selbst jetzt einen trug, Passanten mit Gewalt dazu nötigten, bei der Hinrichtung als Zuschauer teilzunehmen.

Der Polizeichef stiefelte rasch über den Kies zu einem Wagen hinten im Hof. Connor wollte bereits die Tür im Fond öffnen, als Boltschenkow den Kopf schüttelte und auf den Fahrersitz deutete. Also setzte Connor sich hinters Lenkrad.

»Fahren Sie zum Tor, und halten Sie dort«, befahl der Polizeichef, während er auf dem Beifahrersitz Platz nahm.

Connor fuhr im ersten Gang langsam über den Hof und hielt vor den zwei Wachen, die vor dem geschlossenen Tor postiert waren.

Einer salutierte; dann blickte er sofort unter das Fahrzeug, während der andere durch das Fondfenster schaute und im Kofferraum nachsah.

Boltschenkow beugte sich zu Connor hinüber und zog seinen Ärmel über das linke, tätowierte Handgelenk. Als die Wachen mit ihrer Suche fertig waren, kehrten sie auf ihre Posten zurück und salutierten noch einmal vor dem Polizeichef. Keiner interessierte sich auch nur im mindesten für den Fahrer. Sie hoben den schweren Verschlußbalken und öffneten die zwei Flügel des großen Gefängnistores.

»Fahren Sie schon!« zischte Boltschenkow, gerade als ein Junge an ihnen vorbeirannte, der aussah, als wüßte er genau, wohin er wollte.

»Welche Richtung?« flüsterte Connor.

»Nach rechts.«

Connor lenkte den Wagen über die Straße und fuhr die Newa entlang in Richtung Stadtmitte. Nirgendwo sonst war ein Auto zu sehen.

»Überqueren Sie die nächste Brücke«, wies Boltschenkow ihn an, »dann nehmen Sie die erste Straße links.«

Als sie auf dem anderen Ufer am Kruzifix vorüberkamen, warf Connor einen raschen Blick auf die hohen Gefängnismauern. Die Polizei war immer noch dabei, Passanten als Zuschauer für seine Hinrichtung zusammenzutreiben. Wie hatte Boltschenkow es nur geschafft, die Flucht aus diesem Gefängnis zu bewerkstelligen?

Connor fuhr weitere zweihundert Meter, bis der Polizeichef ihn anwies: »Fahren Sie über die Straße, und halten Sie hinter dem weißen BMW.« Eine der Fondtüren der Limousine stand offen.

»Hier trennen sich unsere Wege, Mr. Fitzgerald«, sagte Boltschenkow. »Ich hoffe, daß wir uns nie wiedersehen.«

Connor nickte. Als er ausstieg, fügte Boltschenkow hinzu: »Sie können dem Schicksal danken, daß Sie einen so außergewöhnlichen Freund haben.«

Es sollte noch einige Zeit vergehen, bis Connor die Bedeutung dieser Worte verstand.

»Erster Aufruf für Finn-Air-Flug 821 nach Frankfurt«, erklang eine Stimme aus dem Lautsprecher.

Connor rührte sich nicht.

Hätten sie ihm die Wahrheit gesagt, hätte er nie zugelassen, daß Chris seinen Platz einnahm. Er versuchte, sich einen Reim darauf zu machen, was geschehen war, seit er Boltschenkow verlassen hatte.

Er war aus dem Streifenwagen gestiegen und zu dem wartenden BMW geeilt. Der Polizeichef hatte sich bereits auf den Rückweg zum Kruzifix gemacht, als Connor sich hinten in die Limousine neben einen bleichen, dünnen jungen Mann in langem, schwarzem Kaschmirmantel setzte. Weder der junge Bursche noch die zwei identisch livrierten Männer vorn im Wagen sagten auch nur ein Wort; ja, Connor schien für sie überhaupt nicht zu existieren.

Der BMW fuhr rasch aus der Stadt. Als sie die Schnellstraße erreichten, überschritt der Fahrer rücksichtslos die Geschwindigkeitsbegrenzung, und als die Uhr am Armaturenbrett acht Uhr anzeigte, verriet ein Schild am Straßenrand, daß es bis zur finnischen Grenze noch 150 Kilometer waren.

Während die Entfernung sich auf 100, dann 50, dann 30, dann 10 Meilen verringerte, fragte sich Connor, wie sie den Grenzposten die Anwesenheit eines scheinbar russischen Polizisten erklären würden. Doch es war überhaupt keine Erklärung erforderlich. Als der BMW sich etwa dreihundert Meter vor dem Niemandsland zwischen den beiden Ländern befand, blinkte der Fahrer viermal mit den Scheinwerfern. Sofort wurde die Grenzschanke gehoben, und sie konnten in Finnland einreisen, ohne auch nur die Geschwindigkeit zu verringern. Connor erkannte immer deutlicher, welch unglaublichen Einfluß und Macht die russischen Mafya besaß.

Seit Beginn der Fahrt hatte keiner im Wagen auch nur einen Laut von sich gegeben, und wieder waren es lediglich die Straßenschilder, die Connor einen Hinweis auf ihr Ziel gaben. Er nahm an, daß es Helsinki sein würde, doch etwa zwölf Kilometer bevor sie

den Stadtrand erreichten, bogen sie auf eine Seitenstraße ab. Der Wagen wurde langsamer, denn der Fahrer mußte Schlaglochern ausweichen; außerdem waren die vielen Kurven unübersichtlich, die immer tiefer in eine unbewohnte, von tiefem Schnee bedeckte Landschaft führten.

»*Zweiter Aufruf für Finn-Air-Flug 821 nach Frankfurt. Die Flug-gäste werden gebeten, sich an Bord zu begeben.*«

Connor rührte sich immer noch nicht.

Vierzig Minuten nachdem sie die Schnellstraße verlassen hatten, fuhr der Wagen auf den Hof eines scheinbar verlassenen Bauernhauses. Eine Tür wurde aufgerissen, noch ehe der BMW angehalten hatte. Der große, dünne junge Mann stieg aus und führte Connor ins Haus. Er beachtete die sichtlich eingeschüchterte Frau nicht, an der sie vorbeikamen. Connor folgte dem jungen Burschen eine Treppe hinauf zum ersten Stock. Der Russe öffnete eine Tür, und Connor trat ins Zimmer. Hinter ihm wurde die Tür zugeschlagen. Wieder hörte er, wie sich ein Schlüssel in einem Schloß drehte, diesmal jedoch in einem anderen.

Er blickte aus dem Fenster. Einer der Leibwächter stand auf dem Hof und starre zu ihm hinauf. Als Connor sich vom Fenster abwandte, sah er, daß eine vollständige Garderobe, einschließlich einer mit schwarzem Kaninchenfell gefütterten Kappe, auf einem kleinen, unbequem aussehenden Bett für ihn bereitgelegt war.

Er zog sich vollständig aus und warf die abgelegte Kleidung auf einen Stuhl neben dem Bett. In einer Ecke hing ein Plastikvorhang, hinter dem sich eine rostige Dusche befand. Mit Hilfe einer sandigen Seife und nur tropfenweise sickernden Wassers bemühte Connor sich mehrere Minuten, den Gefängnisgeruch vom geschundenen Körper zu waschen. Mit zwei Geschirrtüchern trocknete er sich ab. Als er sich im Spiegel betrachtete, wurde ihm klar, daß geraume Zeit vergehen würde, ehe die Wunden auf seinem Schädel verheilt waren und sein Haar zur gewohnten Länge gewachsen war. Die tätowierte Nummer an seinem linken Handgelenk würde

ihn allerdings für den Rest seines Lebens an die schrecklichen Tage und Nachte im Kruzifixgefängnis erinnern.

Er zog die bereitgelegten Sachen an. Zwar war die Hose ungefähr fünf Zentimeter zu kurz, doch Hemd und Jacke paßten gut, obwohl er im Gefängnis etwa fünf Kilo abgenommen hatte.

Ein leises Klopfen ertönte an der Tür. Die Frau, die bei ihrem Eintreffen unten auf dem Korridor gestanden hatte, brachte ein Tablett. Sie setzte es auf dem Beistelltischchen ab und huschte aus dem Zimmer, bevor Connor ihr danken konnte. Er blickte auf die Schale mit warmer Fleischbrühe und die drei Brötchen, und unwillkürlich lief ihm das Wasser im Mund zusammen. Er setzte sich und fiel über das Essen her, doch schon nach ein paar Löffeln Suppe und einem Brötchen war er satt. Die Müdigkeit übermannte ihn plötzlich, und er sank aufs Bett.

»*Dritter Aufruf für Finn-Air-Flug 821 nach Frankfurt. Wir bitten die übrigen Fluggäste, sich umgehend an Bord zu begeben.*«

Connor blieb immer noch regungslos sitzen.

Er mußte wohl eingeschlafen sein, denn als nächstes erinnerte er sich, daß er aufgeschreckt war und der blaue junge Mann am Fußende des Bettes auf ihn hinunterstarnte.

»Wir brechen in zwanzig Minuten zum Flughafen auf«, hatte er gesagt und ein dickes braunes Kuvert aufs Bett geworfen.

Connor setzte sich und öffnete den Umschlag. Er enthielt ein Ticket erster Klasse zum Dulles International Airport, tausend Dollar und einen amerikanischen Reisepaß.

Er schlug den Paß auf und las den Namen »Christopher Andrew Jackson« über einem Foto, das ihn zeigte. Erstaunt blickte er zu dem jungen Russen hoch.

»Was bedeutet das?«

»Es bedeutet, daß Sie noch am Leben sind«, erwiderte Alexij Romanow.

»Letzter Aufruf für Finn-Air-Flug 821 nach Frankfurt. Sämtliche Fluggäste bitte sofort ihre Plätze einnehmen.«

Connor ging zum Flugsteig, händigte seine Bordkarte aus und schritt weiter zur wartenden Maschine. Der Steward checkte seine Platznummer und deutete auf die vordere Abteilung des Fliegers. Connor mußte nicht lange nach dem Fensterplatz in der fünften Reihe suchen, weil daneben schon der hochgewachsene junge Russe saß. Offenbar war es seine Aufgabe, das Paket nicht nur abzuholen, sondern auch zu liefern und sich zu vergewissern, daß der Vertrag eingehalten wurde. Gerade als Connor über die Beine seines Begleiters stieg, fragte eine Stewardess höflich: »Darf ich Ihren Hut haben, Mr. Jackson?«

»Nein, danke.«

Er lehnte sich in dem bequemen Sitz zurück, doch erst als die Maschine in der Luft war, entspannte er sich. Erst jetzt wurde ihm bewußt, daß er tatsächlich entkommen war. Aber wofür, fragte er sich. Er blickte flüchtig nach links: von nun an würde Tag und Nacht jemand darauf aufpassen, daß er seinen Teil des Abkommens einhielt.

Während des Fluges nach Deutschland öffnete Romanow den Mund nur, um ein paar Bissen von dem Essen zu sich zu nehmen, das die Flugbegleiterin ihm vorgesetzt hatte. Connor aß alles auf; dann vertrieb er sich die Zeit damit, das Flugmagazin von Finn Air zu lesen. Bis sie in Frankfurt eintrafen, wußte er alles über Saunas, Speerwerfer und die Abhängigkeit der Finnen von der russischen Wirtschaft.

Beim Betreten der Transit Lounge bemerkte Connor sofort den CIA-Agenten. Rasch entfernte er sich von seinem Begleiter. Als er nach zwanzig Minuten zurückkam, schien Romanow sehr erleichtert zu sein.

Connor wußte, daß er seinen Aufpasser schnell abschütteln könnte, sobald er wieder in den Staaten war, aber er wußte auch, daß sie bei einem Fluchtversuch die Drohung wahr machen würden, die ihm Boltschenkow so schrecklich bildhaft vor Augen

geführt hatte. Connor schauderte bei der Vorstellung, daß diese Halunken Hand an Maggie oder Tara legten. Der United-Airways-Flug 777 nach Washington, D. C. startete pünktlich. Connor aß sowohl den ersten wie zweiten Gang seines Lunchs, und sobald die Stewardess sein Tablett geholt hatte, drückte er auf den Knopf in seiner Armlehne und verwandelte dadurch seinen Sitz in einen Liegeplatz. Kaum hatte er sich ausgestreckt, dachte er an Maggie. Wie sehr er sie beneidete, weil sie immer... Und schon schlief er ein – zum erstenmal seit zwanzig Jahren in einem Flugzeug.

Als er aufwachte, wurde gerade eine kleine Zwischenmahlzeit serviert. Vermutlich war er der einzige an Bord der Maschine, der alles aß, was man ihm vorsetzte, sogar die zwei Döschen Marmelade. In der letzten Stunde vor der Landung auf dem Dulles International Airport kehrten seine Gedanken zu Chris Jackson zurück und dem ungeheuren Opfer, das er für ihn gebracht hatte. Connor wußte, daß er es niemals gutmachen konnte, doch er war entschlossen, dafür zu sorgen, daß sein Freund nicht umsonst gestorben war.

Dann schweiften seine Gedanken zu Dexter und Gutenburg, die jetzt annehmen mußten, daß er tot war. Zuerst hatten sie ihn nach Rußland geschickt, um ihre Haut zu retten. Dann hatte die CIA Joan umgebracht, damit Maggie nichts erfahren konnte, was sie nicht wissen durfte. Wie lange würde es dauern, bis die CIA zu dem Schluß gelangte, daß Maggie selbst ein zu großes Risiko darstellte, so daß auch sie beseitigt werden mußte?

*»Hier spricht Ihr Kapitän. Wir haben jetzt die Landeerlaubnis für den Dulles International Airport. Ich bitte die Flugbegleiter, die Passagiere auf die Landung vorzubereiten. Im Namen von United Airways heiße ich Sie in den Vereinigten Staaten willkommen.«*

Connor schlug seinen Reisepaß auf. Christopher Andrew Jackson war wieder auf heimatlichem Boden.

Maggie traf eine Stunde zu früh am Dulles Airport ein – eine An gewohnheit, die Connor immer schrecklich auf die Nerven gegangen war. Maggie studierte die Ankunftstafel und war erleichtert, daß das Linienflugzeug aus San Francisco pünktlich landen würde.

Am Kiosk erstand sie eine Washington Post und schlenderte damit in den Coffee Shop, wo sie sich auf einen Hocker am Tresen setzte und sich schwarzen Kaffee und ein Croissant bestellte. Sie bemerkte die beiden Männer an einem Tisch in der gegenüberliegenden Ecke überhaupt nicht, von denen einer ebenfalls eine Washington Post zu lesen schien. Doch selbst wenn Maggie sich gründlicher umgeschaut hätte, wäre ihr der dritte Mann nicht aufgefallen, der sich mehr für sie interessierte als für die Ankunftstafel, zu der er hinaufblickte. Er hatte die beiden anderen Männer am Ecktisch sofort bemerkt.

Maggie las die Post von der ersten bis zur letzten Seite, blickte jedoch alle paar Minuten auf ihre Armbanduhr. Als sie ihre zweite Tasse Kaffee bestellte, beschäftigte sie sich gerade mit der Beilage über Rußland, die wegen Präsident Zerimskij's bevorstehendem Besuch in Washington erschienen war. Maggie gefiel nicht, was man über den Kommunistenführer erfahren hatte. Sie fand, daß Zerimskij mit seinen Ansichten besser in die Zeit des Kalten Krieges gepaßt hätte.

Zwanzig Minuten vor der planmäßigen Landung der Maschine hatte Maggie ihre dritte Tasse Kaffee geleert. Sie rutschte vom Hocker und begab sich zu den nächsten öffentlichen Fernsprechern. Zwei Männer folgten ihr aus dem Coffee Shop, während ein dritter von Deckung zu Deckung huschte.

Maggie wählte eine Handynummer. »Guten Morgen, Jackie«, sagte sie, als ihre Stellvertreterin antwortete. »Ich wollte mich nur kurz erkundigen, ob alles okay ist.«

»Maggie«, antwortete eine Stimme, deren Besitzerin sich hörbar Muhe gab, ruhig zu klingen. »Es ist sieben Uhr, und ich liege noch im Bett. Sie haben mich erst gestern angerufen, erinnern Sie sich?«

Es sind Semesterferien, und bis zum vierzehnten Januar ist kaum jemand in der Universität. Ich bin jetzt seit drei Jahren Ihre Stellvertreterin. Da sollte man doch meinen, daß ich imstande bin, die Abteilung auch einmal allein zu führen, wenn Sie nicht da sind, finden Sie nicht auch?«

»Bitte entschuldigen Sie, Jackie, ich wollte Sie nicht aufwecken. Ich hatte ganz vergessen, wie früh es noch ist. Ich verspreche, ich werde Sie nicht mehr belästigen.«

»Ich hoffe, Connor kommt bald zurück, und Tara und Stuart halten Sie die nächsten Wochen voll auf Trab«, sagte Jackie. »Fröhliche Weihnachten. Und bis Ende Januar möchte ich nicht wieder von Ihnen hören«, fügte sie fast inbrünstig hinzu.

Maggie hängte ein. Ihr war klargeworden, daß sie nur die Zeit totschlagen wollte. Sie hätte Jackie wirklich nicht belästigen sollen. Sie ärgerte sich über ihre Unüberlegtheit und beschloß, ihre Stellvertreterin vor Neujahr nicht wieder anzurufen.

Sie schlenderte langsam hinüber zur Ankunftshalle und schloß sich der wachsenden Zahl von Personen an, die durch die Fenster auf die Rollbahn blickten, wo Frühflüge starteten und landeten. Drei Männer, die nicht jede eintreffende Maschine anstarnten, beobachteten weiterhin Maggie, die ungeduldig auf die Ansage wartete, daß der United-Flug Nr. 50 von San Francisco gelandet war. Als es endlich soweit war, lächelte sie. Einer der drei heimlichen Beobachter tippte elf Nummern in sein Handy und gab die Information an seinen Vorgesetzten in Langley weiter.

Maggie lächelte wieder, als ein Mann mit einer 49er-Mütze aus dem Jetway kam – der erste Fluggast aus dem »Red-Eye«, dem Frühflug. Sie mußte weitere zehn Minuten warten, bis Tara und Stuart durch die Tür traten. Ihre Tochter hatte nie strahlender ausgesehen. In dem Augenblick, als Stuart Maggie entdeckte, bedachte er sie mit dem freundlichen Grinsen, das ihr während ihres Urlaubs in Australien so vertraut geworden war.

Maggie umarmte sie nacheinander. »Es ist wundervoll, euch beide wiederzusehen!« Sie nahm eine von Taras Taschen und ging mit den beiden zur Subway, die zum Hauptterminal fuhr.

Einer von Maggies Beobachtern war bereits zum Kurzzeitparkplatz vorausgeeilt, wo er auf dem Beifahrersitz eines Sattelschleppers Platz nahm, der elf Toyota-Neu wagen geladen hatte. Die beiden anderen Männer rannten über den Platz.

Maggie, Tara und Stuart traten in die kalte Morgenluft und gingen zu Maggies Wagen. »Solltest du diese alte Rostlaube nicht endlich durch etwas Moderneres ersetzen, Mom?« fragte Tara mit vorgetäuschter Mißbilligung. »Ich bin noch zur High School gegangen, als du den Wagen gekauft hast – noch dazu aus zweiter Hand.«

»Toyotas sind die zuverlässigsten Autos«, entgegnete Maggie abweisend, »wie der *Consumer Report* regelmäßig bestätigt.«

»Kein Auto, das dreizehn Jahre ist, kann noch zuverlässig sein«, widersprach Tara.

»Wie dem auch sei«, Maggie ignorierte die spöttische Bemerkung ihrer Tochter, »dein Vater ist der Meinung, daß wir ihn behalten sollen, bis er seine neue Stelle antritt, weil er dann einen Firmenwagen bekommt.«

Der Erwähnung Connors folgte ein Moment angespannten Schweigens.

»Ich kann es kaum erwarten, Ihren Mann wiederzusehen, Mrs. Fitzgerald.« Stuart stieg im Fond ein.

Maggie hielt die Bemerkung zurück, die ihr auf der Zunge lag: *Und ich erst.* Statt dessen sagte sie: »Sie sind also zum erstenmal in Amerika.«

»Ja«, antwortete Stuart, als Maggie den Zündschlüssel drehte. »Und ich bin mir jetzt schon nicht mehr sicher, ob ich überhaupt wieder nach Australien zurückwill.«

»Wir haben genügend überbezahlte Anwälte, ohne noch welche aus der anderen Hemisphäre holen zu müssen«, meinte Tara, als sie in einer Schlange darauf warteten, die Parkgebühr zu bezahlen.

Maggie lächelte sie an und war seit Wochen endlich wieder ein bißchen froh.

»Wann müssen Sie wieder nach Hause, Stuart?«

»Wenn du meinst, daß er schon zu lange hier ist, Mom, brauchen wir bloß den nächsten Flug zurück zu nehmen.«

»So habe ich es doch nicht gemeint! Es ist nur...«

»Ich weiß, du planst gern voraus.« Tara lachte. »Weißt du, Stuart, wenn es möglich wäre, würde Mom verlangen, daß man Studenten bereits an der Universität einschreibt, wenn sie gezeugt werden.«

»Wieso bin ich noch nicht selbst darauf gekommen?« entgegnete Maggie.

»Ich werde erst am fünften Januar an meinem Schreibtisch zu rückerwartet«, beantwortete Stuart ihre Frage. »Ich hoffe, Sie halten mich so lange aus.«

Tara drückte seine Hand. »Wir geben ihr gar keine andere Möglichkeit.«

Maggie reichte dem Kassierer einen Zehndollarschein; dann fuhr sie vom Parkplatz auf den Highway. Sie warf einen Blick in den Rückspiegel, achtete jedoch nicht auf den unauffälligen blauen Ford etwa hundert Meter hinter ihr, der mit ungefähr der gleichen Geschwindigkeit fuhr wie sie. Der Mann auf dem Beifahrersitz meldete seinem Vorgesetzten in Langley, daß die Person um sieben Uhr dreiundvierzig den Parkplatz verlassen hatte und jetzt mit den zwei abgeholten Paketen Richtung Washington fuhr.

»Hat Ihnen San Francisco gefallen, Stuart?«

»O ja, großartig. Auf meiner Rückreise wollen wir noch zwei Tage dort verbringen.«

Bei ihrem nächsten Blick in den Rückspiegel sah Maggie, daß ein Virginia-State-Streifenwagen mit blinkenden Lichtern hinter ihnen fuhr.

»Meint ihr, daß er mir folgt? Ich bin doch ganz bestimmt nicht zu schnell gefahren.« Maggie blickte auf den Tachometer.

»Mom, dein Wagen ist fast eine Antiquität. Wie ich schon sagte, hätte er bereits vor Jahren auf den Schrottplatz gehört. Es könnte alles mögliche sein, von den Bremslichtern bis zu abgefahrenen Reifen. Fahr an den Straßenrand.« Tara schaute aus dem Rückfen-

ster. »Und wenn der Polizist mit dir redet, dann schenk ihm dein strahlendstes irisches Lächeln.«

Maggie fuhr an die Seite; dem blauen Ford blieb nichts anderes übrig, als sie auf der mittleren Spur zu überholen.

»Shit«, fluchte der Fahrer und mußte notgedrungen an ihnen vorbeijagen.

Maggie kurbelte das Seitenfenster herunter, denn beide Polizisten aus dem Streifenwagen kamen auf sie zu. Der vordere lächelte und bat höflich: »Dürfte ich Ihren Führerschein sehen, Ma'am?«

»Selbstverständlich.« Maggie erwiderte sein Lächeln. Sie öffnete ihre Handtasche und kramte darin herum, als der zweite Polizist Stuart bedeutete, ebenfalls das Fenster herunterzukurbeln – was Stuart merkwürdig fand, da er sich schwerlich eines Vergehens gegen die Straßenverkehrsordnung schuldig gemacht haben konnte. Aber da er sich nicht in seinem Heimatland befand, hielt er es für besser, erst einmal zu sehen, was der Polizist von ihm wollte. Maggie fand derweil ihren Führerschein. In dem Moment, als sie ihn dem Polizisten zeigen wollte, zog dessen Begleiter seine Waffe und feuerte drei Schüsse in den Wagen.

Die beiden Männer in Polizeiuniform kehrten rasch zum Streifenwagen zurück. Während einer das Fahrzeug in den morgendlichen Verkehr einfädelte, rief der andere den Mann auf dem Beifahrersitz des Transporters an. »Ein Toyota ist stehengeblieben und benötigt Ihre sofortige Hilfe.«

Gleich darauf fuhr der Streifenwagen mit erhöhter Geschwindigkeit weiter, und der Transporter mit den elf fabrikneuen Toyotas hielt vor Maggies Rostlaube. Der Beifahrer mit Toyota-Mütze und blauem Overall sprang aus dem Fahrerhaus und rannte zu dem stehenden Wagen. Er öffnete die Fahrertür, hob Maggie vorsichtig auf den Beifahrersitz und zog den Hebel, der die Sicherung der Motorhaube löste. Dann beugte er sich zu dem zusammengesackten Stuart hinüber, zog die Brieftasche und den Reisepaß aus seinem Jackett und tauschte beides gegen einen anderen Paß und ein dünnes Taschenbuch aus.

Der Fahrer des Transporters öffnete die Motorhaube des Toyota

und warf einen kurzen Blick darunter; dann entfernte er den gut versteckten Minisender und schlug die Haube zu. Sein Kollege saß inzwischen hinter dem Lenkrad vom Maggies altem Toyota. Er ließ ihn an, fuhr langsam die Rampe des Transporters hinauf und stellte den Wagen an dem einen freien Platz ab. Dann zog er die Handbremse, sicherte die Räder und begab sich wieder zu seinem Kollegen ins Fahrerhaus.

Der Transporter setzte seine Fahrt Richtung Washington fort, nahm jedoch nach etwa anderthalb Kilometern die Luftfrachtzufahrt und kehrte zum Flughafen zurück.

Die CIA-Agenten im blauen Ford hatten den Highway an der nächsten Ausfahrt verlassen; dann waren sie rasch zurückgekehrt und hatten sich wieder in den morgendlichen Verkehr nach Washington eingefädelt. »Sie muß irgendwie gegen die Straßenverkehrsordnung verstoßen haben«, gab einer der Männer über sein Handy an seinen Vorgesetzten in Langley durch. »Bei einem so alten Wagen überrascht mich das nicht.«

Sein Kollege wunderte sich, daß die Verbindung zu dem Sender abgerissen war, den sie im Toyota versteckt hatten. »Sie sind wahrscheinlich wieder auf dem Weg nach Georgetown«, meinte der Agent am Handy. »Wir melden uns, sobald die Verbindung wiederhergestellt ist.«

Während die beiden Agenten auf Washington zugagten, bog der Transporter mit den jetzt zwölf Toyotas bei einem Schild »Nur für Frachtverkehr« von der Dulles-Airport-Zufahrt links ab. Nach ein paar hundert Metern fuhr er rechts durch ein hohes Maschendrahttor, das von zwei Männern in Flughafenoveralls geöffnet wurde, und auf einer alten Rollbahn weiter zu einem abgelegenen Hangar. Am Eingang stand ein Mann, der sie hereinlotste, als wäre der Transporter ein soeben gelandetes Flugzeug.

Der Fahrer hielt den Transporter neben einem Lastwagen ohne Aufschrift an. Mehrere Männer in weißen Overalls eilten herbei. Einer öffnete rasch die Ketten, mit denen der alte Wagen am Transporter gesichert gewesen war. Ein anderer setzte sich hinters Lenkrad, löste die Handbremse und ließ den Toyota langsam die

Rampe hinunter zum Boden rollen. Sobald er anhielt, wurden die Türen geöffnet und die reglosen Personen vorsichtig herausgehoben.

Der Mann mit der Toyota-Mütze sprang aus dem Transporter und übernahm den alten Wagen. Er legte den ersten Gang ein, schwang ihn im Kreis herum und schoß aus dem Hangar, als hätte er den alten Toyota schon sein Leben lang gefahren. Als er durchs offene Tor fuhr, wurden die Regungslosen behutsam hinten in den Laster gebracht, wo drei Särge auf sie warteten. Einer der Männer in Overalls befahl: »Die Deckel erst schließen, wenn ihr euch dem Flugzeug nähert.«

»Okay, Doc«, ertönte die Antwort.

»Und sobald die Ladeluke geschlossen ist, holt ihr die drei heraus und schnallt sie an ihren Sitzen fest.«

Ein anderer nickte.

Der Transporter fuhr rückwärts aus dem Hangar und folgte dem Weg, den er gekommen war, auf der alten Rollbahn und durchs Tor. Als der Fahrer den Highway erreichte, bog er nach rechts ab und fuhr nach Leesburg, wo er dem dortigen Toyota-Vertrieb elf neue Wagen zu liefern hatte. Seine Bezahlung für sechs Stunden unplanmäßige Arbeit würde es ihm erlauben, einen davon zu kaufen.

Das Maschengittertor war bereits abgeschlossen und verriegelt, als der Laster aus dem Hangar kam und langsam auf den Frachtgutstreifen zufuhr. Der Fahrer lenkte ihn an Reihen von Transportflugzeugen vorbei, bevor er hinter einer 747er mit der Aufschrift »Air Transport International« anhielt. Der Laderraum stand offen, und zwei Zollbeamte warteten am Fuß der Rampe. Sie überprüften gerade die Papiere, als die beiden CIA-Agenten in ihrem blauen Ford an 1648 Avon Place vorbeifuhren. Nach einer vorsichtigen Umkreisung des Blocks meldeten die Agenten nach Langley, daß weder der Wagen noch die drei Pakete zu sehen waren.

Der alte Toyota fuhr von der Route 66 auf den Highway nach Washington. Der Fahrer stieg aufs Gas und raste zur Stadt. Über seine Kopfhörer vernahm er, daß die beiden Agenten im Ford die

Anweisung erhielten nachzusehen, ob sich Mrs. Fitzgeralds Wagen auf dem üblichen Parkplatz hinter dem Verwaltungsgebäude der Universität befand.

Sobald die Zollbeamten sich vergewissert hatten, daß die vom Coroner unterschriebenen Papiere in Ordnung waren, forderte einer die Transportbegleiter auf, die Särge zu öffnen.

Sorgsam durchsuchten sie die Kleidung der reglos in den Särgen Ruhenden und schauten in ihre Münder und übrigen Körperöffnungen; dann unterzeichneten auch sie die Papiere. Die Deckel wurden wieder aufgelegt, und die Männer in den weißen Overalls trugen die Särge einen nach dem anderen die Rampe hinauf und stellten sie nebeneinander in den Frachtraum.

Die Rampe der 747 wurde in dem Moment eingezogen, als der alte Toyota an der Christuskirche vorbeikam. Er fuhr noch etwa drei Querstraßen den Hügel hinauf, ehe er mit kreischenden Bremsen in der Einfahrt von 1648 Avon Place hielt.

Der Fahrer eilte um das Haus und betrat es etwa zur gleichen Zeit durch den Hintereingang, als der Arzt den Puls seiner drei Patienten maß. Dann rannte er zum Schlafzimmer im ersten Stock hinauf und öffnete die Kommode neben dem Bett. Er durchstöberte die Sporthemden und brachte einen braunen Umschlag mit der Aufschrift »Nicht vor dem 17. Dezember öffnen« zum Vorschein. Er steckte ihn in seine Brusttasche. Dann zog er zwei Koffer vom Kleiderschrank herunter und packte Kleidungsstücke hinein. Als nächstes holte er ein kleines Zellophanpäckchen aus seinem Overall, versteckte es in einem Kosmetikbeutel und warf auch den Beutel in einen der Koffer. Ehe er das Schlafzimmer verließ, schaltete er das Licht im Bad und die Lampe am Fuß der Treppe ein. Zuletzt knipste er mit der Fernbedienung noch den Fernseher in der Küche ein und stellte ihn auf volle Lautstärke.

Die zwei Koffer ließ er einstweilen an der Hintertür und kehrte zum Toyota zurück, wo er den Sender wieder unter der Motorhaube anbrachte und aktivierte.

Die CIA-Agenten fuhren das zweite Mal langsam um den Universitätsparkplatz, als sich erneut ein Echoimpuls auf ihrem

Schirm zeigte. Der Fahrer wendete rasch und fuhr zum Haus der Fitzgeralds zurück.

Der Mann mit der Toyota-Mütze kehrte zur Rückseite des Hauses zurück, nahm die Koffer und verließ das Grundstück durch das hintere Tor. Das Taxi wartete bereits am Tudor Place. Er stieg rasch ein. Fast im selben Moment kehrten die beiden Agenten zum Avon Place zurück. Ein sehr erleichterter junger Mann rief in Langley an und meldete, daß der Toyota an seinem üblichen Platz abgestellt sei und daß er aus der Küche einen Fernseher höre. Nein, er könne sich nicht erklären, wieso der Sender fast eine Stunde lang ausgefallen sei.

Der Taxifahrer drehte sich nicht einmal um, als der Mann mit den zwei Koffern sich auf den Rücksitz setzte. Aber er wußte ja, wohin Mr. Fitzgerald gefahren werden wollte.

»Wollen Sie damit sagen, daß alle drei wie vom Erdboden verschluckt sind?« sagte die Direktorin scharf.

»Es hat ganz den Anschein«, antwortete Gutenburg. »Es war eine so professionelle Operation, daß ich sagen würde, Fitzgerald steckt dahinter, wenn ich nicht wüßte, daß er tot ist.«

»Da wir wissen, daß Fitzgerald es nicht sein kann, wer war es dann? Was meinen Sie?«

»Ich tippe immer noch auf Jackson«, erwiderte der Stellvertretende Direktor.

»Wenn er wieder im Land ist, wird Mrs. Fitzgerald wissen, daß ihr Mann nicht mehr lebt. Wir müssen also damit rechnen, daß wir ihre Videoaufnahme in nächster Zeit in den Spätnachmittagsnachrichten vorgesetzt bekommen.«

Gutenburg grinste selbstzufrieden. »Bestimmt nicht.« Er schob seiner Chef in ein mit Klebstreifen gut gesichertes Päckchen über den Schreibtisch zu. »Einer meiner Agenten fand die Kassette ein paar Minuten, bevor die Unibibliothek gestern abend schloß.«

»Damit wäre ein Problem gelöst.« Die Direktorin riß das Päckchen auf. »Aber was könnte Jackson davon abhalten, Lloyd zu erzählen, wer wirklich im Kruzifixgefängnis begraben ist?«

Gutenburg zuckte gleichmütig die Schultern. »Selbst wenn er es tut – was nützt Lawrence diese Information schon? Er wird Zerimskij wohl kaum ein paar Tage vor dessen Staatsbesuch anrufen, um ihm mitzuteilen, daß der Mann, den sie gehängt haben, kein von der Mafya gedungener südafrikanischer Terrorist war, sondern ein CIA-Agent, dessen Auftrag direkt aus dem Weißen Haus kam.«

»Vermutlich nicht. Aber solange Jackson und die Fitzgerald-Frauen nicht ausgeschaltet sind, haben wir immer noch ein Problem. Ich schlage also vor, daß Sie unsere zwölf besten Agenten einsetzen, um sie aufzuspüren – so schnell wie möglich. Es ist mir egal, aus welcher Abteilung Sie die Leute holen oder wem sie zugeteilt sind. Wenn Lawrence beweisen kann, was in St. Peters-

burg wirklich passiert ist, hat er Gründe genug, bei der CIA Köpfe rollen zu lassen.«

Gutenberg war ungewöhnlich still.

»Und da jedes Dokument, das in Frage kommt, Ihre Unterschrift trägt«, fuhr die Direktorin fort, »wurde ich bedauerlicherweise keine Wahl haben, als Lawrence Ihren Kopf zu präsentieren.«

Schweiß perlte über Gutenburgs Stirn.

Stuart glaubte, aus einem Alptraum zu erwachen. Er versuchte sich zu erinnern, was geschehen war. Taras Mutter hatte sie am Flughafen abgeholt und war mit ihnen Richtung Washington gefahren. Aber der Wagen war von einer Verkehrsstreife angehalten worden, und man hatte ihn gebeten, das Wagenfenster herunterzukurbeln. Und dann...?

Er schaute sich um. Er saß wieder in einem Flugzeug, aber wo flog er hin? Taras Kopf ruhte auf seiner Schulter; an ihrer anderen Seite saß Mrs. Fitzgerald, die ebenfalls tief und fest schlief. Alle anderen Plätze waren unbesetzt.

Stuart machte sich daran, die Fakten noch einmal durchzugehen, wie er es gewohnt war, wenn er sich auf einen Fall vorbereitete. Er und Tara waren am Dulles Airport von Bord gegangen. Maggie hatte am Flugsteig auf sie gewartet...

Seine Konzentration wurde von einem elegant gekleideten Mann mittleren Alters unterbrochen, der herbeigekommen war, um seinen Puls zu messen.

»Wo fliegen wir hin?« erkundigte sich Stuart leise, doch der Arzt antwortete nicht. Er untersuchte Tara und Maggie ebenso flüchtig; dann verschwand er in Richtung Cockpit.

Stuart öffnete seinen Sicherheitsgurt, hatte jedoch nicht genug Kraft aufzustehen. Tara begann sich zu rühren, doch Maggie schlief fest weiter. Stuart tastete in seine Taschen. Man hatte ihm seine Brieftasche und den Reisepaß weggenommen. Verzweifelt bemühte er sich, irgendeinen Sinn in der Sache zu sehen. Warum sollte sich jemand wegen ein paar hundert Dollar, einigen Kreditkarten und einem australischen Reisepaß solche Umstände ma-

chen? Noch merkwürdiger, man hatte ihm einen dünnen Gedichtband von Yeats in die Tasche gesteckt. Bevor er Tara kennengelernt, hatte er Yeats nie gelesen; erst nachdem er nach Stanford zurückgekehrt war, hatte er Gefallen an den Werken dieses Dichters gefunden, hatte sie sogar genossen. Er schlug das Büchlein beim ersten Gedicht auf: *Ein Gespräch zwischen meiner Seele und mir*. Die Zeile »Wie glücklich bin ich, all das wieder zu erleben, jetzt, in diesem Augenblick« war unterstrichen. Er blätterte weiter und stellte fest, daß viele andere Zeilen ebenfalls unterstrichen waren.

Während Stuart über die Bedeutung der ganzen Geschichte nachgrübelte, erschien ein großer stämmiger Mann neben ihm und beugte sich mit einer Drohgebärde herab. Wortlos entriß er Stuart den Gedichtband und verschwand ebenfalls im Cockpit.

Tara drückte ganz leicht Stuarts Hand. Er wandte sich ihr rasch zu und flüsterte ihr ins Ohr: »Sag nichts.« Sie schaute zu ihrer Mutter hinüber, die sich noch immer nicht bewegt hatte und den Eindruck erweckte, als wäre sie mit sich und der Welt zufrieden.

Sobald Connor die beiden Koffer in den Frachtraum gestellt und sich vergewissert hatte, daß alle drei Fluggäste am Leben und unverletzt waren, verließ er das Flugzeug und stieg in den Fond eines BMW, dessen Motor bereits lief.

»Wir halten unseren Teil der Abmachung ein«, sagte Alexij Romanow, der neben ihm saß. Connor nickte, während der BMW durch das Maschengittertor rollte, um seine Fahrt zum Washington National Airport zu beginnen.

Nach Connors Erfahrungen in Frankfurt, wo der dortige CIA-Agent ihn beinahe bemerkt hätte, weil Romanow und seine beiden Leibwächter so gut wie alles taten, um auf sich aufmerksam zu machen, wurde Connor eines klar: Wenn er Maggie und Tara retten wollte, mußte er die geplante Operation selbst in die Hand nehmen. Romanow hatte sich schließlich einverstanden erklärt, nachdem Connor ihn an die Bedingung erinnert hatte, auf die Romanows Vater eingegangen war. Jetzt konnte Connor nur hoffen, daß Stuart so einfallsreich war, wie es den Anschein gehabt hatte,

als sie sich im Urlaub am Strand in Australien unterhielten. Connor betete, daß Stuart die richtigen Worte in den unterstrichenen Zeilen des Gedichtbandes auffielen, den er ihm in die Tasche gesteckt hatte.

Der BMW hielt vor dem Eingang der oberen Abflughalle des Washington National Airport. Connor stieg aus, gleich darauf Romanow, der einen Schritt hinter ihm blieb. Zwei Männer schlossen sich ihnen an und folgten Connor, als dieser das Flughafengebäude betrat und zum Ticketschalter ging. Er brauchte sie alle, um seinen genau durchdachten Plan auszuführen.

Als Connor sein Ticket vorwies, sagte der Mann hinter dem Schalter der American Airlines: »Tut uns leid, Mr. Radford, aber Flug 383 nach Dallas wird mit ein paar Minuten Verspätung starten. Wir hoffen allerdings, daß wir die Zeit unterwegs wieder aufholen. Sie werden an Flugsteig 32 an Bord gehen.«

Connor schlenderte gleichmütig Richtung Lounge, blieb aber vor einer Reihe von Telefonzellen stehen und wählte eine, die sich zwischen zwei besetzten Zellen befand. Romanow und seine beiden Bodyguards hingen mit finsterer Miene ein paar Schritte entfernt herum. Connor lächelte ihnen scheinbar arglos zu; dann schob er Stuarts internationale Telefonkarte in den Schlitz und wählte eine Nummer in Kapstadt.

Das Telefon läutete mehrere Male, bis endlich abgehoben wurde.

»Ja?«

»Ich bin's, Connor.«

Nach ausgedehntem Schweigen sagte Carl: »Ich dachte, nur Jesus konnte von den Toten auferstehen.«

»Ich hab' eine Zeitlang im Fegefeuer verbracht, bevor ich es geschafft habe«, erwiderte Connor.

»Bin ich froh, daß du lebst, mein Freund! Was kann ich für dich tun?«

»Soweit es die Gesellschaft betrifft, gibt es keine Auferstehung.«

»Verstanden«, bestätigte Carl.

Connor beantwortete Carls letzte Frage, als er den letzten Aufruf

für Flug 383 nach Dallas hörte. Er hängte ein, lächelte Romanow wieder zu und schritt rasch zum Flugsteig 32.

Als Maggie endlich aufwachte, beugte Stuart sich rasch zu ihr hinüber und warnte sie, still zu sein, bis sie ganz bei sich war. Augenblicke später erschien eine Stewardess und ersuchte sie, ihre Tabletts-Tischchen herunterzuklappen. Sie brachte eine nicht gerade aufregende Auswahl an Speisen, als befänden sie sich in einem ganz normalen Abteil erster Klasse.

Während Stuart den Fisch beäugte, den man lieber im Meer hätte lassen sollen, flüsterte er Maggie und Tara zu: »Ich habe nicht die geringste Ahnung, weshalb wir hier sind, und ich weiß auch nicht, wohin wir fliegen, aber ich nehme an, daß es irgendwie mit Connor zu tun hat.«

Maggie nickte und erzählte ihnen mit leiser Stimme alles, was sie seit Joans Tod herausgefunden hatte.

»Aber ich glaube nicht, daß die Leute, die uns hierhergebracht haben, von der CIA sind, denn ich habe Gutenberg gedroht, daß das Video an die Medien geht, falls ich länger als sieben Tage vermißt werde.«

»Falls sie es nicht bereits gefunden haben«, gab Stuart zu bedenken.

»Das ist nicht möglich«, entgegnete Maggie überzeugt.

»Wer, zum Teufel, sind diese Leute dann?« fragte Tara.

Keiner sagte etwas, denn die Stewardess kam zurück, um ihre Tabletts wegzuräumen.

Nachdem sie gegangen war, fragte Maggie: »Gibt es sonst irgend etwas, das uns einen Hinweis liefern könnte?«

»Nur, daß mir jemand einen Gedichtband von Yeats in die Tasche gesteckt hat.«

Tara bemerkte, daß ihre Mutter zusammenfuhr.

»Was hast du denn?« fragte sie besorgt, denn Maggie stiegen jetzt auch noch Tränen in die Augen.

»Verstehst du denn nicht, was das bedeutet?«

»Nein«, antwortete Tara verwirrt.

»Dein Vater muß noch am Leben sein. – Darf ich das Buch sehen?« wandte sie sich an Stuart. »Connor hat vielleicht eine Botschaft darin hinterlassen.«

»Ich habe es leider nicht mehr. Kaum hatte ich es aufgeschlagen, kam so ein Schlägertyp aus dem Cockpit und hat es mir aus der Hand gerissen«, erklärte Stuart. »Mir ist allerdings aufgefallen, daß einige Sätze unterstrichen waren.«

»Welche?« fragte Maggie beschwörend.

»Ich kam nicht so recht klar damit...«

»Das spielt keine Rolle. Können Sie sich an irgendwelche Zeilen erinnern?«

Stuart preßte die Lippen zusammen und versuchte sich zu konzentrieren. »»Wie glücklich««, sagte er plötzlich.

Maggie lächelte. »»... wie glücklich bin ich, all das wieder zu erleben, jetzt, in diesem Augenblicke««

Flug 383 landete tatsächlich pünktlich in Dallas. Als Connor und Romanow den Flughafen verließen, erwartete sie wieder ein weißer BMW. Hat die Mafya weiße BMWs im Großauftrag beschafft, fragte sich Connor. Auch das neue Leibwächterpaar, das mit dem Wagen gekommen war, glich den bisherigen so sehr, als wären sie geklont – einschließlich der Schulterhalfter, die sich unter ihren Jackets abzeichneten.

Connor konnte nur hoffen, daß die Kapstädter Abteilung eine personell aufgefrischte Filiale hatte. Er zweifelte nicht daran, daß Carl Koeter mit seiner mehr als zwanzigjährigen Erfahrung als der oberste CIA-Vertreter in Südafrika auch mit den neuesten Grünschnäbeln im Dienst umzugehen verstand.

Die Fahrt zur Innenstadt dauerte nur knapp über zwanzig Minuten. Connor saß stumm im Fond des Wagens. Ihm war klar, daß er möglicherweise auf jemanden stoßen würde, der ebenfalls schon fast dreißig Jahre für die CIA gearbeitet hatte. Auch wenn sie sich nie persönlich begegnet waren, war dies das größte Risiko, das er seit seiner Rückkehr in die Staaten einging. Aber da die Russen erwarteten, daß er die Hauptbedingung ihres Vertrags einhielt,

mußte er das einzige Gewehr haben, das für diese Mission wirklich geeignet war.

Endlich hielten sie vor Hardings Laden mit »Bedarf für Großwildexpeditionen«. Romanow mit seinen beiden neuen Schatten folgte Connor unauffällig, als dieser rasch das Geschäft betrat. Während er zum Ladentisch ging, taten die drei, als interessierten sie sich für einen Ständer mit automatischen Pistolen an der hinteren Seite des Verkaufsraums.

Connor schaute sich um. Seine Suche mußte rasch und unauffällig, aber gründlich vor sich gehen. Nach wenigen Sekunden war er überzeugt, daß sich keine versteckten Beobachtungskameras in diesem Raum befanden.

»Guten Tag, Sir«, grüßte ein junger Verkäufer in langem braunem Kittel. »Darf ich Ihnen behilflich sein?«

»Ich möchte einen Jagdausflug machen und brauche noch ein Gewehr.«

»Möchten Sie ein bestimmtes Modell, Sir?«

»Ja, eine Remington 700.«

»Kein Problem, Sir.«

»Aber ich möchte ein paar kleine technische Änderungen an der Waffe vornehmen lassen.«

Der Verkäufer zögerte. »Entschuldigen Sie mich bitte einen Moment, Sir.« Er verschwand durch einen Vorhang in ein Hinterzimmer.

Augenblicke später erschien ein älterer Mann, ebenfalls in langem braunem Kittel, durch den Vorhang. Connor ärgerte sich. Er hatte gehofft, das Gewehr erstehen zu können, ohne dem legendären Jim Harding zu begegnen.

»Guten Tag«, grüßte der Mann und betrachtete seinen Kunden eingehend. »Ich habe gehört, Sie sind an einer Remington 700 interessiert.« Er machte eine Pause. »Mit kleinen technischen Änderungen.«

»Ja. Sie wurden mir von einem Freund empfohlen.«

»Ihr Freund muß ein Profi sein«, sagte Harding.

Sobald das Wort »Profi« fiel, wußte Connor, daß er auf die Pro-

be gestellt wurde. Wäre Harding nicht der Stradivari aller Waffenschmiede, hätte Connor den Laden ohne ein weiteres Wort verlassen.

»An welche Änderungen haben Sie gedacht, Sir?« erkundigte sich Harding.

In allen Einzelheiten beschrieb Connor das Gewehr, das er in Bogota zurückgelassen hatte. Dabei achtete er auf die kleinsten Reaktionen Hardings.

Dessen Gesicht blieb jedoch unbewegt. »Ich habe möglicherweise etwas, das Sie interessieren könnte, Sir.« Er drehte sich um und verschwand hinter dem Vorhang.

Wieder dachte Connor daran, sich zurückzuziehen, doch im Handumdrehen erschien Harding mit einem vertrauten Lederkoffer, den er auf den Ladentisch stellte.

»Dieses Modell ist nach dem Ableben des Eigentümers vor kurzem in unseren Besitz gelangt«, erklärte er. Er öffnete die Verschlüsse, hob den Deckel und drehte den Koffer so um, daß Connor das Gewehr begutachten konnte. »Jedes Teil ist handgefertigt. Ich bezweifle, daß Sie auf dieser Seite des Mississippi ein besseres Stück finden können.« Beinahe liebevoll berührte Harding das Gewehr. »Der Schaft ist aus Glasfaser. Das sorgt für ein geringeres Gewicht und eine bessere Ausgewogenheit. Der Lauf wurde in Deutschland gefertigt – ich fürchte, die Krauts sind immer noch die Besten, was die Herstellung von Präzisionsgewehren angeht. Das Zielfernrohr ist ein Leupold 10 Power. Man braucht die Stärke und die Richtung des Windes also nicht zu berechnen. Mit diesem Gewehr könnten Sie eine Maus aus vierhundert Schritt treffen, von etwas Größerem ganz zu schweigen. Wenn Sie ein erfahrener Schütze sind... nun, aus hundert Meter Entfernung mit einem Winkel von dreißig Grad wäre das kein Problem.« Harding blickte auf, um festzustellen, ob sein Kunde verstand, wovon er da redete, doch Connors Miene verriet nichts. »Eine Remington 700 mit solchen kleinen technischen Änderungen wird nur von den anspruchsvollsten und sachverständigsten Kunden verlangt, die lediglich einmal schießen müssen, um ihr Ziel genau zu treffen.«

Connor nahm keines der fünf Teile aus ihren Fächern – aus Furcht, Mr. Harding könnte erkennen, welch anspruchsvoller und sachverständiger Kunde er war.

»Wieviel?« fragte er, und zum erstenmal wurde ihm bewußt, daß er keine Ahnung hatte, was eine handgefertigte Remington 700 überhaupt kostete.

»Einundzwanzigtausend Dollar«, antwortete Harding. »Wir haben aber auch das Standardmodell, falls...«

»Nein«, wehrte Connor ab. »Das hier ist schon richtig.«

»Und wie möchten Sie bezahlen, Sir?«

»Bar.«

»In diesem Fall benötige ich Ihren Paß oder sonst einen Ausweis«, erklärte Harding. »Seit der Verabschiedung des Sofortidentifizierungs- und Registrationsgesetzes ist der Papierkram noch umfangreicher geworden.«

Connor brachte einen Führerschein aus Virginia zum Vorschein, den er am Tag zuvor von einem Taschendieb in Washington für hundert Dollar erstanden hatte.

Harding betrachtete den Führerschein und nickte. »Dann müssen Sie noch diese drei Formulare ausfüllen, Mr. Radford.«

Connor gab Name, Adresse und Sozialversicherungsnummer des stellvertretenden Verkaufsleiters eines Schuhgeschäfts in Richmond an.

Während Harding die Daten in einen Computer eingab, bemühte sich Connor, einen gelangweilten Eindruck zu machen, betete aber im stillen, daß Mr. Radford den Verlust seines Führerscheins nicht in den vergangenen vierundzwanzig Stunden gemeldet hatte.

Plötzlich blickte Harding vom Schirm auf. »Ist das ein Doppelname?«

»Nein«, antwortete Connor ohne Stocken. »Gregory ist mein Vorname. Meine Mutter war ein Fan von Gregory Peck.«

Harding lächelte. »Meine auch.«

Kurz darauf sagte er: »Es scheint alles in Ordnung zu sein, Mr. Radford.«

Connor drehte sich um und nickte Romanow zu, der mit einem

Bündel Geldscheine herbeikam, die er aus einer Innentasche gezogen hatte. Es war ihm offenbar ein Bedürfnis, eine Schau daraus zu machen, denn er zählte laut mit, als er zweihundertundzehn Hundertdollarscheine auf den Ladentisch blätterte, ehe er sie Harding zuschob. Connor hatte gehofft, den Kauf unauffällig abwickeln zu können, doch der Russe machte eine große Nummer daraus. Genausogut hätten die Leibwächter auf der Straße Eintrittskarten für diese Vorstellung anbieten können.

Harding stellte eine Quittung aus. Er reichte sie Connor, der ohne ein weiteres Wort den Laden verließ. Einer der zwei Bodyguards nahm den Gewehrkoffer und flitzte damit auf die Straße, als hätte er eine Bank ausgeraubt. Connor setzte sich wieder in den Fond des BMW und fragte sich, ob es menschenmöglich wäre, noch mehr Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Mit kreischenden Reifen jagte der Wagen vom Bordstein los und direkt hinein in den schnellfließenden Verkehr, was zu einem gewaltigen Hupkonzert führte. Connor seufzte, schwieg aber, als der Fahrer den ganzen Weg zurück zum Flugplatz die Geschwindigkeitsbegrenzung überschritt. Sogar Romanow begann ein wenig besorgt dreinzuschauen. Connor stellte rasch fest, daß die neue Mafia in den Staaten, verglichen mit ihren Vettern aus Italien, noch ziemlich amateurhaft war. Aber es würde vermutlich nicht lange dauern, bis sie nachzog – und dann gnade Gott dem FBI!

Fünfzehn Minuten später hielt der BMW am Eingang des Flughafens. Connor stieg aus und schritt auf die Drehtür zu, während Romanow den beiden Männern im Wagen noch Anweisungen erteilte und schließlich wieder mehrere Hundertdollarscheine von seinem Bündel abblätterte und sie ihnen reichte. Als er sich Connor am Check-in wieder anschloß, flüsterte er ihm zu: »Der Koffer wird spätestens in achtundvierzig Stunden in Washington sein.«

»Darauf würde ich nicht wetten«, murmelte Connor, während sie zur Departure Lounge gingen.

»Sie kennen den ganzen Yeats auswendig?« staunte Stuart

»Hm, das meiste«, gestand Maggie. »Aber ich lese ja auch fast

jeden Abend vor dem Einschlafen ein paar der vertrauten Gedichte.«

»Stuart. Darling«, sagte Tara, »du mußt noch viel über die irische Seele lernen Versuche jetzt, dich an noch ein paar Worte zu erinnern.«

Stuart dachte einen Augenblick nach. »»Durch die Täler...«!« stieß er triumphierend hervor.

»»Durch Täler und über Berge ins grüne Land der Verheißung«?« fragte Maggie.

»Ja, das war's!«

»Also fliegen wir nicht nach Grönland«, sagte Tara.

»Jetzt ist kaum der richtige Zeitpunkt zu scherzen!« rügte Stuart.

»Dann versuch dich an weitere Worte zu erinnern «

Stuart konzentrierte sich wieder. »»Freund««, sagte er schließlich.

»»Wo der neue Freund dem alten Freund zum Willkomm die Hand reicht««, zitierte Maggie.

»Dann werden wir also einen neuen Freund in einem neuen Land treffen«, meinte Tara

»Aber wen? Und wo?« grübelte Maggie, während das Flugzeug durch die Nacht raste.

Nur Augenblicke, nachdem er die Nachricht mit der Dringlichkeitsstufe eins erhalten hatte, wählte Gutenburg die Nummer in Dallas. Als Harding an den Apparat kam, sagte der Stellvertretende Direktor lediglich: »Beschreiben Sie ihn.«

»Etwa eins achtzig. Er trug einen Hut, deshalb konnte ich seine Haarfarbe nicht sehen.«

»Alter?«

»Ungefähr fünfzig.«

»Augen?«

»Blau.«

»Kleidung?«

»Sportjacke, Khakihose, blaues Hemd, bequeme Mokassins, kein Schlipps. Ich hielt ihn für einen von unseren Leuten, bis ich bemerkte, daß er von zwei bekannten einheimischen Ganoven begleitet wurde. Die haben allerdings versucht, so zu tun, als würden sie ihn nicht kennen. Auch ein großer junger Mann war bei ihm, der kein einziges Mal den Mund öffnete. Er war es, der das Gewehr bezahlte - in bar.«

»Und der erste erklärte, welche Änderungen er vorgenommen haben wollte?«

»Ja. Ich bin sicher, er wußte ganz genau, wonach er suchte.«

»Bestimmt. Bringen Sie das Geld nicht auf die Bank! Vielleicht können wir auf irgendeinem Schein einen Fingerabdruck identifizieren.«

»Sie werden keine Abdrücke darauf finden«, entgegnete Harding mit Bestimmtheit. »Der große junge Mann bezahlte, und einer seiner Leibwächter trug den Koffer aus dem Geschäft.«

»Wer immer es war, er wollte bei der Sicherheitskontrolle am Flughafen offenbar kein Risiko eingehen«, meinte Gutenburg. »Welchen Namen hat er bei der Unterschrift auf den Formularen benutzt?«

»Gregory Peck Radford.«

»Paß?«

»In Virginia ausgestellter Führerschein. Adresse und Geburtsdatum stimmten mit der korrekten Sozialversicherungsnummer überein.«

»Ich schicke einen Agenten. Er dürfte noch in dieser Stunde bei Ihnen sein. Er kann mir dann gleich alle Einzelheiten e-mailen, die Sie über die Ganoven haben. Und ein Polizeizeichner soll sofort eine Computerskizze von dem Hauptverdächtigen anfertigen.«

»Das wird nicht nötig sein«, entgegnete Harding.

»Wieso nicht?«

»Weil das Ganze von einer Videokamera aufgenommen wurde.« Gutenburg konnte Hardings selbstzufriedenes Lächeln nicht sehen, als er hinzufügte: »Nicht einmal Sie hätten diese Kamera bemerkt.«

Stuart konzentrierte sich weiter. »Ich finde den Weg!« fiel ihm plötzlich ein.

»»Ich finde den Weg, auf dem sie von mir ging««, sagte Maggie lächelnd.

»Wir werden einem neuen Freund in einem neuen Land begegnen, und er wird uns finden«, interpretierte Tara das Zitat. »Noch etwas, woran du dich erinnern kannst, Stuart?«

»»Alles was ist, wird zu Staub vergehen...««

»»... und wird einst wieder auferstehen««, flüsterte Maggie, als der Mann zu ihnen trat, der Stuart den Gedichtband weggenommen hatte.

»Hören Sie zu, und zwar aufmerksam.« Er blickte auf sie hinunter. »Wenn Sie überleben möchten – und mir ist es scheißegal, ob Sie es schaffen oder nicht –, werden Sie sich bis ans I-Tüpfelchen an meine Anweisungen halten. Haben Sie verstanden?« Stuart blickte in die Augen des schwergewichtigen Mannes und zweifelte nicht im geringsten, daß er sie nur als einen Auftrag betrachtete. Er nickte.

»Gut«, sagte der Mann. »Sobald das Flugzeug gelandet ist, werden Sie sich direkt zur Gepäckhalle begeben, Ihre Koffer abholen und durch den Zoll gehen, ohne Aufmerksamkeit auf sich zu len-

ken. Sie werden die Toiletten nicht – ich betone nicht – aufsuchen. Sobald Sie durch den Zoll in die Ankunftshalle gelangt sind, bringen zwei meiner Männer Sie zu dem Haus, in dem Sie sich in nächster Zeit aufhalten werden. Ich komme heute abend zu Ihnen. Ist das klar?«

»Ja«, versicherte ihm Stuart auch im Namen seiner Begleiterinnen.

»Sollte einer von Ihnen so dumm sein, davonzulaufen oder zu versuchen, Hilfe zu holen, wird Mrs. Fitzgerald sofort getötet. Sollte das aus irgendeinem Grund nicht möglich sein, treffe ich die Wahl zwischen Ihnen beiden.« Er blickte Tara und Stuart an. »Das waren die Bedingungen, mit denen Mr. Fitzgerald sich einverstanden erklärt hatte.«

»Das glaube ich nicht«, sagte Maggie, »Connor würde nie...«

Der Mann unterbrach sie schroff. »Ich halte es für angebracht, Mrs. Fitzgerald, daß Mr. Farnham ab jetzt allein für Sie alle spricht.« Maggie hätte ihn verbessert, wenn Tara ihr nicht rasch gegen das Bein getreten hätte. »Sie werden das hier brauchen.« Der Mann händigte Stuart drei Reisepässe aus. Stuart blickte hinein. Dann, als der Mann zum Cockpit zurückkehrte, gab er einen an Maggie weiter und einen an Tara.

Stuart warf einen Blick auf den dritten Reisepaß, der den amerikanischen Adler auf dem Cover aufwies, genau wie die beiden anderen. Als er ihn aufschlug, entdeckte er sein Foto über dem Namen »Daniel Farnham«. Beruf: Anwalt. Adresse: 75 Marina Boulevard, San Francisco, Kalifornien. Er gab den Paß an Tara weiter, die unwillkürlich verwundert blinzelte.

»Ich arbeite gern mit jemand, der sein Handwerk versteht«, sagte Stuart. »Und mir wird immer klarer, daß dein Vater einer der Besten ist.«

»Und Sie sind sicher, daß Sie sich an keine weiteren Worte erinnern können?« fragte Maggie.

»Leider nicht... Hoppla, einen Moment... ›Anarchie.‹«

Maggie lächelte. »Jetzt weiß ich, wohin wir unterwegs sind.«

Es war eine lange Fahrt von Dallas nach Washington, D. C. Die beiden Ganoven, die Connor und Romanow am Flughafen abgesetzt hatten, waren wahrscheinlich von vornherein mit der Absicht aufgebrochen, irgendwo unterwegs haltzumachen und zu übernachten, um die Fahrt zur Hauptstadt am nächsten Tag fortzusetzen. Kurz nach einundzwanzig Uhr an diesem Abend, nachdem sie etwa siebenhundert Kilometer zurückgelegt hatten, hielten sie vor einem Motel am Stadtrand von Memphis.

Die beiden hochrangigen CIA-Agenten, die beobachteten, wie sie ihren BMW abstellten, meldeten sich fünfundvierzig Minuten später bei Gutenburg. »Sie sind im Marriott in Memphis abgestiegen, Zimmer 107 und 108. Sie haben um einundzwanzig Uhr dreißig den Zimmerservice bestellt und schauen sich momentan in Zimmer 107 *Nash Bridges* an.«

»Wo ist der Gewehrkoffer?« fragte Gutenburg.

»Er ist an einer Kette am Handgelenk des Mannes befestigt, der Zimmer 108 hat.«

»Dann werden Sie einen Kellner und einen Hauptschlüssel brauchen«, meinte Gutenburg.

Kurz nach zweiundzwanzig Uhr erschien ein Kellner in Zimmer 107 und deckte einen Tisch für das Dinner. Er öffnete eine Flasche Rotwein, schenkte zwei Gläser ein und servierte die Speisen. Dann erklärte er den Gästen, daß er in etwa vierzig Minuten wiederkommen werde, um den Tisch abzuräumen. Einer der beiden bat ihn, das Steak zu zerschneiden, da er selbst nur eine Hand benutzen könne. Der Kellner war gern zu Diensten. Er wünschte guten Appetit, ehe er das Zimmer verließ.

Daraufhin begab er sich direkt auf den Parkplatz und erstattete dem diensthöheren der beiden Agenten Bericht. Der dankte ihm und ersuchte ihn um einen weiteren Gefallen. Der Kellner nickte, und der Agent reichte ihm einen Fünfzigdollarschein.

»Er trennt sich also nicht einmal beim Essen davon«, sagte der andere Agent, sobald der Kellner außer Hörweite war.

Kurz nach Mitternacht kam der Kellner wieder auf den Parkplatz und meldete, daß beide Männer zu Bett gegangen waren, jeder in

seinem eigenen Zimmer. Er händigte einen Hauptschlüssel aus und erhielt einen weiteren Fünfziger. Er fand, daß die Nacht sich als recht lohnend für ihn erwies. Natürlich wußte er nicht, daß der Mann in Zimmer 107 die Handschellenschlüssel genommen hatte, um sicherzugehen, daß niemand seinem Partner den Koffer im Schlaf entwenden konnte.

Als der Gast von Zimmer 107 am nächsten Morgen erwachte, fühlte er sich ungewöhnlich benommen. Er blickte auf die Uhr und wunderte sich, wie spät es bereits war. Hastig schlüpfte er in seine Jeans und rannte durch die Verbindungstür, um seinen Partner zu wecken. Er hielt abrupt an, fiel auf die Knie und übergab sich. In einer Blutlache auf dem Teppich lag eine abgetrennte Hand.

Als er in Kapstadt aus dem Flugzeug stieg, bemerkte Stuart sofort, daß zwei Männer sie genau beobachteten. Ein Immigrationsbeamter stempelte ihre Pässe; dann gingen sie zur Gepäckabholung. Schon Minuten später erschien ihr Gepäck am Karussell. Maggie sah erstaunt zwei ihrer alten Koffer von der Rampe gleiten. Stuart gewöhnte sich allmählich an Connor Fitzgeralds Methode.

Sobald ihr Gepäck offenbar vollständig war, lud Stuart alles auf ein Wägelchen, und sie begaben sich zum grünen Zollausgang. Die beiden Beobachter reihten sich dicht hinter ihnen ein.

Als Stuart das Wägelchen durch den Zoll schob, stellte sich ein Zollbeamter in den Weg, deutete auf den roten Koffer und forderte den Besitzer auf, ihn auf die Durchreiche zu heben. Stuart half Maggie dabei. Die beiden Männer hinter ihnen gingen widerstreitend weiter und postierten sich nahe dem Ausgang, nachdem sie durch die Schiebetür gegangen waren. Jedesmal, wenn die Tür sich öffnete, sah man, wie sie zum Zoll durchspähten. Augenblicke später schlossen sich ihnen zwei weitere Männer an.

»Würden Sie den Koffer bitte öffnen, Ma'am«, ersuchte der Zollbeamte.

Maggie klickte die Verschlüsse auf und lächelte über das Durcheinander, das sie begrüßte. Nur eine ganz bestimmte Person konnte diesen Koffer gepackt haben. Der Zollbeamte durchsuchte kurz die

wahllos hineingestopfte Kleidung; dann brachte er einen Kosmetikbeutel zum Vorschein. Er öffnete den Reißverschluß und zog ein kleines Zellophanpäckchen mit weißem Pulver heraus.

»Aber das...«, begann Maggie zu protestieren. Diesmal hielt Stuart sie zurück.

»Ich fürchte, wir werden eine Leibesvisitation vornehmen müssen, Ma'am«, sagte der Zollbeamte. »Unter diesen Umständen sollte vielleicht Ihre Tochter dabeisein.«

Stuart fragte sich, wie der Beamte wissen konnte, daß Tara Maggies Tochter war, aber offenbar nicht davon ausging, daß er ihr Sohn war.

»Würden Sie mir alle drei folgen«, forderte der Beamte sie nun auf. »Nehmen Sie bitte den Koffer mit, sowie Ihr übriges Gepäck.« Er öffnete einen Durchgang, indem er ein Stück der Schalterplatte hob, und führte sie durch eine Tür in ein kleines düsteres Zimmer mit einem Tisch und zwei Stühlen. »Einer meiner Kollegen wird gleich zu Ihnen kommen«, sagte er. Er verließ das Zimmer, und sie hörten, wie sich ein Schlüssel im Schloß drehte.

»Was geht hier eigentlich vor?« entrüstete sich Maggie. »Der Zellophanbeutel war nicht...«

»Ich nehme an, wir werden es gleich erfahren«, beruhigte Stuart sie.

Eine Tür an der hinteren Zimmerseite schwang auf, und ein großer, sportlicher Mann trat mit elastischen Schritten ein. Er war bestimmt nicht älter als fünfzig, hatte aber kein Haar mehr auf dem Kopf. Er trug Bluejeans und einen roten Pullover und sah ganz und gar nicht wie ein Zollbeamter aus. Er ging direkt zu Maggie, nahm ihre rechte Hand und küßte sie.

»Ich bin Carl Koeter«, stellte er sich mit breitem südafrikanischem Akzent vor. »Es ist eine große Ehre für mich, Mrs. Fitzgerald. Schon seit vielen Jahren wollte ich die Frau, die den Mut aufbrachte, Connor Fitzgerald zu heiraten, einmal persönlich kennenlernen. Er rief mich gestern nachmittag an und bat mich, Ihnen zu versichern, daß er durchaus noch lebt.«

Maggie hätte gern etwas gesagt, doch der Redeschwall des Mannes war nicht zu unterbrechen.

»Natürlich weiß ich viel mehr über Sie als Sie über mich, und leider werden wir bei dieser Gelegenheit auch nicht viel daran ändern können.« Er lächelte Stuart und Tara an und verneigte sich knapp. »Würden Sie bitte die Güte haben, mir zu folgen?«

Er drehte sich um und schob das Kofferwälzchen durch die Tür.

»»Wo der neue Freund den alten Freund zum Willkomm die Hand reicht««, flüsterte Maggie. Stuart lächelte.

Der Südafrikaner führte sie eine steile Rampe hinunter und durch einen dunklen, leeren Gang. Maggie eilte hastig an seine Seite und erkundigte sich nach seinem Telefongespräch mit Connor. Am Ende des Tunnels stiegen sie wieder eine Rampe hinauf und kamen an der entgegengesetzten Seite des Flughafens ins Freie. Koeter führte sie rasch durch die Security. Man kontrollierte sie nur oberflächlich. Nach einem neuerlichen, langen Marsch gelangten sie in eine leere Departure Lounge, wo Koeter dem Beamten am Flugsteig drei Tickets aushändigte und von ihm drei Bordpässe für einen Quantas-Flug nach Sydney erhielt, der mysteriöserweise fünfzehn Minuten lang aufgehalten worden war.

»Wie können wir Ihnen nur danken?« fragte Maggie.

Koeter nahm ihre Hand und hauchte wieder einen Kuß darauf. »Ma'am«, erwiderte er, »Sie werden überall auf der Welt Menschen finden, die tief in Connor Fitzgeralds Schuld stehen.«

Beide saßen vor dem Fernseher. Keiner sagte ein Wort, bis die Zwölf-Minuten-Nachrichten zu Ende waren.

»Könnte es möglich sein?« flüsterte die Direktorin fragend.

»Nur wenn jemand im Kruzifixgefängnis den Platz mit ihm getauscht hat«, erwiderte Gutenburg.

Dexter schwieg geraume Zeit, bevor sie sagte: »Jackson hätte das nur getan, wenn er auch bereit gewesen wäre, sein Leben zu opfern.«

Gutenburg nickte.

»Und wer ist der Mann, der für das Gewehr bezahlt hat?«

»Alexij Romanow, der Sohn des Zaren und die Nummer zwei in der russischen Mafya. Einer unserer Agenten hat ihn auf dem Frankfurter Flughafen bemerkt. Wir vermuten, daß er und Fitzgerald jetzt zusammenarbeiten.«

»Dann muß es die Mafya gewesen sein, die ihn aus dem Kruifix geholt hat«, meinte Dexter. »Aber wenn er eine Remington 700 braucht, stellt sich die Frage, wen er im Visier hat.«

»Den Präsidenten«, antwortete Gutenburg.

»Sie mögen recht haben.« Dexter nickte. »Aber welchen?«

Der Präsident und der Außenminister der Vereinigten Staaten gehörten zu den zweihundertsechzig Honoratioren, die auf der Rollbahn der Andrews Air Force Base unmittelbar außerhalb von Washington auf die zur Landung ansetzende Iljuschin 62 der russischen Luftwaffe warteten. Der rote Teppich war bereits ausgerollt, ein Podium mit zwölf Mikrofonen aufgestellt, und eine breite Treppe wurde zu genau der Stelle auf dem Rollfeld gezogen, wo das Flugzeug zum Stehen kommen würde.

Als die Tür der Maschine geöffnet wurde, hob Tom Lawrence die Hand zur Stirn, um die Augen vor der grellen Morgensonne abzuschirmen. Eine große schlanke Stewardess stand an der Tür. Einen Moment später erschien ein kleiner, gedrungener Mann neben ihr. Lawrence wußte zwar, daß Zerimskij nur knapp über ein Meter sechzig groß war, aber neben der hochgewachsenen Flugbegleiterin wirkte er erbarmenswert klein und unbedeutend. Lawrence bezweifelte, daß ein Mann von Zerimskis Statur je Präsident der Vereinigten Staaten werden könnte.

Kaum begann Zerimskij langsam die Treppe herunterzustolzieren, begannen die Kameras der Fotografenmeute wie wild zu klicken, und die Aufnahmeteams sämtlicher Fernsehstationen filmten jenen Mann, der während der nächsten vier Tage die Weltnachrichten beherrschen würde.

Der amerikanische Protokollchef trat nach vorn, um die beiden Präsidenten miteinander bekannt zu machen, und Lawrence schüttelte seinem Gast herzlich die Hand. »Willkommen in den USA, Herr Präsident.«

Zerimskij brachte ihn sofort in Verlegenheit, indem er »Danke, Tom« erwiderte.

Lawrence drehte sich zur Seite, um den Außenminister vorzustellen.

»Freut mich, Sie kennenzulernen, Larry«, sagte Zerimskij.

Der neue russische Präsident wirkte entwaffnend leutselig, während er mit dem Verteidigungsminister, dem Minister für Binnen-

und Außenhandel und dem Nationalen Sicherheitsberater bekannt gemacht wurde. Am Ende der Reihe berührte Lawrence seinen Besucher am Ellbogen, um ihn zum Podium zu dirigieren. Während sie die Rollbahn überquerten, beugte der amerikanische Präsident sich ein Stück zu seinem Staatsgast hinunter. »Ich werde ein paar Willkommensworte sagen. Vielleicht hätten Sie Interesse, etwas darauf zu erwidern, Herr Präsident.«

»Nennen Sie mich Viktor, bitte.«

Lawrence stieg aufs Podium, zog ein Blatt Papier aus der Brusttasche und legte es aufs Rednerpult.

»Herr Präsident«, begann er; dann wandte er sich Zerimskij zu, lächelte und verbesserte sich: »Viktor. Ich möchte Sie zuerst einmal in Washington willkommen heißen. Heute werden die Weichen für eine neue Ära der besonderen Beziehung zwischen unseren beiden großen Nationen gestellt. Ihr Besuch der Vereinigten Staaten kündet...«

Connor saß vor drei Fernsehbildschirmen und beobachtete die von drei großen Sendern ausgestrahlte Berichterstattung über die Zeremonie. Am Abend würde er die Bänder immer und immer wieder abspielen. Der Aufwand an Sicherheitsleuten auf der Air Base war noch größer, als er erwartet hatte. Der Secret Service hatte offenbar eine vollständige Schutzdivision für jeden der beiden Präsidenten eingesetzt. Aber von Gutenburg oder überhaupt einem CIA-Agenten war nichts zu sehen. Connor vermutete, daß der Geheimdienst nicht die leiseste Ahnung von einem möglichen Anschlag hatte.

Connor wunderte sich nicht, daß das Gewehr, das er in Dallas gekauft hatte, nicht an seinem Ziel angekommen war. Die beiden Mafya-Halunken hatten alles getan, der CIA einen Wink zu geben, außer sie auf ihrer abhörfreien Nummer anzurufen. Wäre Connor der Stellvertretende Direktor, hätte er sie das Gewehr überbringen lassen – in der berechtigten Hoffnung, das würde ihn geradewegs zu der Person führen, die es zu benutzen beabsichtigte.

Gutenburg hatte es offenbar für wichtiger gehalten, dafür zu sorgen, daß die Waffe nicht ankam. Vielleicht hatte er recht. Er konn-

te es nicht riskieren, daß es noch einmal zu einem Debakel kam wie seinerzeit in Dallas. Jedenfalls war dadurch ein Ausweichplan erforderlich geworden.

Nach der grausamen Episode im Marriott Hotel in Memphis war deutlich geworden, daß Alexij Romanow nicht bereit war, den Kopf dafür hinzuhalten, falls noch etwas schiefging, und so hatte Connor nun den Anschlag ganz allein vorbereiten müssen. Seine Schatten hielten respektvollen Abstand, ließen ihn jedoch nie aus den Augen – sonst wäre er an diesem Vormittag auf der Andrews Air Force Base gewesen. Zwar hätte Connor sie abhängen können, wann immer er wollte, doch ihm war ihre Einstellung gegenüber Versagern nur zu deutlich geworden, als er erfuhr, daß der Mafya-Vasall in Dallas dem Kurier die zweite Hand hatte abhacken lassen, damit er den gleichen Fehler kein zweites Mal begehen konnte.

Tom Lawrence kam zum Ende seiner Willkommensrede; der Applaus verlor sich jedoch auf dem riesigen Areal des Flughafens. Er trat zur Seite, um nun Zerimskij reden zu lassen, doch als der russische Präsident ans Rednerpult trat, war er hinter den Mikrofonen nicht zu sehen. Connor wußte, daß die Presse den eins fünfundachtzig großen amerikanischen Präsidenten in den nächsten vier Tagen immer wieder an dieses Public-Relations-Desaster erinnern würde, und daß Zerimskij davon ausging, dieser peinliche Zwischenfall sei mit Absicht herbeigeführt worden, um ihn vor der Öffentlichkeit lächerlich zu machen. Er fragte sich, welcher Mitarbeiter des Weißen Hauses deshalb seinen Job verlieren würde.

Jemanden von eins fünfundachtzig zu erschießen, wäre viel einfacher als einen von eins sechzig, dachte Connor. Er musterte die Agenten der VIP-Schutzeinheit, die eingeteilt waren, Zerimskij während seines viertägigen Besuchs zu bewachen. Vier von ihnen erkannte er. Sie waren so fähig wie alle Leute in ihrem Metier. Jeder konnte mit einem einzigen Schuß einen Mann aus hundert Meter Entfernung ins Herz treffen und einen Angreifer mit einem Schlag entwaffnen. Connor wußte, daß ihre Augen hinter den

dunklen Brillen unentwegt in sämtliche Richtungen über die Menschenmenge schweiften.

Zerimskij konnte zwar von den unzähligen Zaungästen auf der Rollbahn nicht gesehen werden, doch seine Worte waren klar und deutlich zu hören. Connor staunte, daß seine befehlshaberische und einschüchternde Art, die er in Moskau und St. Petersburg an den Tag gelegt hatte, verschwunden war und daß er nun einen viel versöhnlicheren Ton anschlug. Er dankte »Tom« für sein herzliches Willkommen und erklärte, er sei überzeugt, daß sein Besuch sich als förderlich für beide Staaten erweisen würde.

Connor war sicher, daß Lawrence sich von diesen vordergründigen Höflichkeitsfloskeln nicht täuschen ließ. Offenbar fand Zerimskij, daß jetzt nicht die richtige Zeit und hier nicht der richtige Ort war, den Amerikanern seine wahre Agenda unter die Nase zu reiben.

Während der russische Präsident weiterhin seine Rede ablas, warf Connor einen Blick auf den viertägigen Zeit- und Routenplan, den das Weiße Haus vorbereitet und den die Washington Post praktischerweise detailliert veröffentlicht hatte. Aus Jahren der Erfahrung wußte er jedoch, daß selbst bei den genauesten Plänen ein solches Programm selten minutiös durchgeführt werden konnte. Er mußte also damit rechnen, daß irgendwann während des Besuchs etwas Unerwartetes geschah; deshalb mußte er sichergehen, daß es nicht ausgerechnet in dem Augenblick passierte, in dem er sein Visier einrichtete.

Die beiden Präsidenten würden per Hubschrauber von der Air Base zum Weißen Haus geflogen werden, um sich dort sofort zu einem privaten Gespräch und einem Lunch zusammenzusetzen. Nach dem Lunch würde Zerimskij zur russischen Botschaft gebracht werden, damit er sich ausruhen konnte, bevor er am Abend zu einem Bankett zu seinen Ehren ins Weiße Haus zurückkehrte.

Am nächsten Morgen würden die beiden Präsidenten nach New York reisen, um Ansprachen vor der UNO zu halten und mit dem Generalsekretär zu Mittag zu speisen, bevor sie am Nachmittag das Metropolitan Museum besuchten. Connor hatte laut gelacht, als er

in der Post las, daß Tom Lawrence sich der großen Liebe seines Gastes zu den schönen Künsten bewußt geworden war, als er erfahren hatte, daß dieser während seines Präsidentschaftswahlkampfs trotz des immensen Zeitdrucks nicht nur das Bolschoi besucht hatte, sondern auch das Puschkin-Museum und die Eremitage.

Nach der Rückkehr nach Washington am Donnerstag abend würde der russische Präsident gerade noch Zeit genug haben, zur Botschaft zu eilen, um sich für das Kennedy Center umzuziehen, wo zu seinen Ehren ein Ballett aufgeführt wurde, Tschaikowskys *Schwanensee*. Auf ihre bekannt taktlose Art erinnerte die Post ihre Leser daran, daß die Hälfte des Washingtoner Corps de ballet aus russischen Emigranten bestand.

Am Freitagvormittag würden längere Gespräche im Weißen Haus stattfinden; anschließend folgte ein Lunch im Außenministerium. Für den Nachmittag war vorgesehen, daß Zerimskij – als Höhepunkt seines viertägigen Besuchs – eine Rede vor dem versammelten Kongreß hielt. Lawrence hoffte, dadurch beide Kamern davon zu überzeugen, daß der russische Präsident ein Mann des Friedens war, so daß Kongreß und Senat den Abrüstungs-Gesetzentwurf unterstützten. Ein Leitartikel in der *New York Times* wies darauf hin, daß dies die Gelegenheit für Zerimskij sein könnte, Rußlands Verteidigungsstrategie für die nächsten zehn Jahre darzulegen. Der politische Korrespondent der Times hatte beim Pressebüro der russischen Botschaft angefragt, war jedoch ziemlich barsch darauf aufmerksam gemacht worden, daß es keine Vorabdrucke dieser Rede geben würde.

Am Abend sollte Zerimskij Ehrengast bei einem amerikanisch-russischen Handels- und Wirtschaftstreffen sein und dort eine weitere Rede halten. Kopien dieser Ansprache, die seine völlige Gleichgültigkeit gegenüber jeglichen Handels- oder Waffenembargos verrieten, waren bereits verteilt worden. Connor hatte jeden Satz eingehend studiert. Ihm war klar, daß kein Journalist, der etwas auf sich hielt, auch nur ein Wort davon übernehmen würde.

Am Samstag würden Zerimskij und Tom Lawrence sich im

Cooke-Stadion in Maryland das Football-Spiel zwischen den Washington Redskins und den Green Bay Packers ansehen, der Mannschaft, die Lawrence – als ehemaliger Senator von Wisconsin – sein Leben lang unterstützt hatte.

Für den Samstag abend sah das Protokoll vor, daß Zerimskij in der russischen Botschaft ein Bankett gab, um sich damit bei allen zu bedanken, deren Gast er bei seinem Besuch gewesen war.

Am folgenden Morgen würde er nach Moskau zurückfliegen – aber nur, wenn es Connor nicht gelungen war, seinen Part des Vertrags mit der Mafya einzuhalten.

Neun Schauplätze, unter denen Connor sich entscheiden mußte. Aber sieben davon hatte er bereits abgehakt, noch ehe Zerimskis Flugzeug gelandet war. Von den beiden übrigen erschien ihm das Bankett am Samstag abend als der geeignetere, vor allem, da Connor von Romanow wußte, daß die Mafya Konzessionen für jeden Partyservice besaß, der Getränke und Speisen in die russische Botschaft lieferte.

Ein nicht gerade überwältigender Applaus lenkte Connors Aufmerksamkeit wieder auf die Willkommenszeremonie. Einige Leute auf der Rollbahn hatten gar nicht mitbekommen, daß Zerimskij seine Rede beendet hatte, bis er vom Podium stieg; deshalb war sie nicht so begeistert aufgenommen worden, wie Lawrence es gehofft hatte.

Die beiden Staatschefs schritten über die Rollbahn zu einem wartenden Hubschrauber. Normalerweise würde kein russischer Präsident mit einer amerikanischen Militärmaschine fliegen, doch Zerimskij hatte sämtliche Einwände seiner Berater zur Seite gewischt und ihnen erklärt, daß er jede Gelegenheit nutzen wollte, Lawrence in Verlegenheit zu bringen. Sie stiegen ein und winkten der Menge zu. Augenblicke später hob *Marine One* ab und schwebte ein paar Sekunden lang wenige Meter über dem Boden; dann donnerte die Maschine davon. Die Frauen, die bisher noch an keiner derartigen Willkommenszeremonie teilgenommen hatten, wußten nicht so recht, ob sie ihren Hut oder ihren Rock festhalten sollten.

In sieben Minuten würde *Marine One* auf dem Südrasen des Weißen Hauses landen, wo Andy Lloyd und der Stab schon bereitstanden.

Connor schaltete die drei Fernseher ab, spulte die Bänder bis zum Anfang zurück und begann über Alternativen nachzudenken. Er hatte sich bereits entschieden, nicht nach New York zu fliegen. Die Vereinten Nationen und das Metropolitan Museum boten so gut wie keine Fluchtmöglichkeit. Und er wußte natürlich, daß die Agenten des Secret Service gut geschult waren: Diesen Leuten würde jeder auffallen, den sie bei solchen Anlässen mehr als einmal bemerkten, auch wenn es sich um Journalisten und Fernsehteams handelte. Abgesehen davon würden mindestens dreitausend von New Yorks besten Kriminalbeamten Zerimskij jede Sekunde seines Besuchs bewachen.

Während Zerimskis Abwesenheit würde Connor sich lieber an den vielversprechendsten Lokalitäten umschauen. Die Mafya hatte bereits arrangiert, ihn bei dem Partyservice einzuschleusen, der das Bankett am Samstag ausrichtete und heute nachmittag in der russischen Botschaft die notwendigen Vorbereitungen traf. Der Botschafter hatte nachdrücklich darauf hingewiesen, daß es eine Feierstätigkeit sein müsse, die keiner der beiden Präsidenten jemals vergessen würde.

Connor blickte auf die Uhr, zog seine Jacke an und stieg die Treppe hinunter. Der BMW wartete auf ihn. Er stieg in den Fond.

»Cooke-Stadion«, sagte er nur.

Niemand im Wagen sprach, als der Chauffeur den BMW auf die mittlere Spur lenkte.

Als ein mit neuen Autos beladener Transporter auf der anderen Straßenseite vorüberfuhr, dachte Connor an Maggie und lächelte. Er hatte am Morgen mit Carl Koeter telefoniert; Carl hatte ihm versichert, daß alle drei Känguruhs sicher in ihren Beuteln waren.

»Ach, übrigens, die Mafya glaubt, daß sie direkt nach Amerika zurückgesandt wurden«, hatte Koeter gesagt.

»Wie ist es dir gelungen, diese Sache zu inszenieren?« fragte Connor.

»Einer ihrer Wächter hat versucht, einen Zollbeamten zu bestechen. Der Mann nahm das Geld und behauptete, daß man Drogen bei ihnen gefunden hätte. Deshalb würden sie dorthin zurückverfrachtet werden, woher sie gekommen seien.«

»Glaubst du wirklich, daß sie darauf hereingefallen sind?«

»O ja«, erwiderte Koeter überzeugt. »Für diese Information mußten sie eine Menge Geld hinblättern.«

Connor lachte. »Ich werde immer in deiner Schuld stehen, Carl. Sag mir, wie ich mich revanchieren kann.«

»Das wird nicht nötig sein, alter Freund«, hatte Koeter geantwortet. »Aber ich freue mich darauf, deine Frau unter angenehmen Umständen wiederzusehen.«

Connors Wachhunde hatten ihm Maggies Verschwinden nicht mitgeteilt; deshalb wußte er nicht, ob sie aus Scham verschwiegen, daß Maggie, Stuart und Tara ihnen abhanden gekommen waren, oder ob sie hofften, die drei wiederzufinden, bevor Connor die Wahrheit erfuhr. Vielleicht hatten sie ja Angst, er würde seinen Auftrag nicht ausführen, wenn er wußte, daß seine Frau und seine Tochter sich nicht mehr in ihren Händen befanden. Doch wenn er es nicht tat – daran zweifelte Connor keine Sekunde –, würde Alexij Romanow Maggie aufspüren und sie umbringen lassen. Und wenn nicht Maggie, dann Tara. Boltschenkow hatte ihn darauf aufmerksam gemacht, daß Romanow erst in seine Heimat zurückkehren durfte, wenn der Auftrag ausgeführt war – so oder so. Als der Fahrer auf die Umgehungsstraße einbog, dachte Connor an Joan, deren einziges Vergehen darin bestanden hatte, daß sie seine Sekretärin gewesen war. Er ballte die Faust und wünschte sich, sein Vertrag mit der Mafya hätte von ihm verlangt, Dexter und ihren hinterhältigen Stellvertreter auszuschalten. Einen solchen Auftrag hätte er mit Genuß erledigt.

Der BMW ließ die Stadtgrenze hinter sich. Connor lehnte sich zurück und dachte daran, wie viele Vorbereitungen noch getroffen werden mußten. Er würde mehrmals um das Stadion herumwandern und jeden Eingang überprüfen müssen, bevor er sich entscheiden konnte, ob er es überhaupt betrat.

Marine One war sanft auf dem Südrasen gelandet. Die beiden Präsidenten stiegen aus dem Hubschrauber und wurden vom herzlichen Beifall der sechshundert Stabsmitglieder des Weißen Hauses begrüßt.

Als Lawrence dem russischen Präsidenten seinen Stabschef vorstellte, entging ihm nicht, wie geistesabwesend Andy war. Die beiden Machthaber stellten sich den Fotografen ungewöhnlich lange, ehe sie sich mit den Beratern ins Oval Office zurückzogen, um die Themen durchzugehen, die bei den späteren Meetings besprochen werden sollten. Zerimskij hatte keine Einwände gegen den von Andy Lloyd vorbereiteten Zeitplan, und auch die Themen, die in Erwägung gezogen wurden, waren ihm offenbar recht.

Schließlich begaben sie sich zum Lunch ins Kabinettzimmer. Lawrence fand, daß die vorbereitenden Gespräche recht gut verlaufen waren. Er erzählte von Präsident Kennedy, der dort einmal mit acht Nobelpreisträgern diniert und dabei bemerkt hatte, daß dies die größte Ansammlung von Hirnmasse sei, seit Thomas Jefferson allein dort gespeist habe. Larry Harrington lachte pflichtschuldig, obwohl er diese Anekdote bestimmt schon ein dutzendmal von Lawrence gehört hatte. Andy Lloyd verzog keine Miene.

Nach dem Essen begleitete Lawrence seinen Gast zu der Limousine, die am Diplomateneingang wartete. Kaum war der letzte Wagen der Kolonne nicht mehr zu sehen – auch hier hatte Zerimskij darauf bestanden, daß er ein Auto mehr als jeder bisherige russische Präsident zugeteilt bekam –, eilte Lawrence ins Oval Office zurück. Andy Lloyd stand mit grimmigem Gesicht neben seinem Schreibtisch.

»Ich finde, alles ist so gut verlaufen, wie wir's nur erwarten konnten«, sagte der Präsident.

»Möglich«, erwiderte Lloyd. »Ich traue diesem Mann aber nicht über den Weg. Für meinen Geschmack hat er sich viel zu kooperativ gegeben. Ich werde das Gefühl nicht los, daß er uns zum Narren hält.«

»Warst du deshalb beim Lunch so schweigsam?«

»Nein, ich glaube, wir haben ein viel größeres Problem. Hast du

Dexters letzten Bericht gelesen? Ich habe ihn gestern nachmittag auf deinen Schreibtisch gelegt.«

»Nein, ich bin nicht dazu gekommen. Ich habe fast den ganzen Tag mit Larry Harrington im Außenministerium zugebracht.« Er schlug einen Ordner mit dem CIA-Emblem auf und begann zu lesen.

Noch ehe er mit der ersten Seite fertig war, hatte er an drei verschiedenen Stellen heftig geflucht. Als er zum letzten Absatz kam, war er kreidebleich. Er blickte zu seinem ältesten Freund auf. »Ich dachte, Jackson wäre auf unserer Seite.«

»Das ist er auch.«

»Wieso behauptet Dexter dann, sie könne beweisen, daß er die alleinige Verantwortung für den Anschlag in Kolumbien trägt und dann nach St. Petersburg fuhr, um Zerimskij zu töten?«

»Weil Dexter auf diese Weise jeden Verdacht von sich lenken kann, so daß wir uns nun eine Erklärung suchen müssen, warum wir Jackson überhaupt beauftragt haben. Inzwischen hat Dexter zweifellos einen ganzen Schrank voll Unterlagen, die beweisen, daß Jackson Guzman erschossen hat. Sieh dir bloß diese Bilder an: Jackson in einer Bar in Bogota, wie er dem Polizeichef Geld zu steckt. Woher soll jemand wissen, daß dieses Treffen zwei Wochen *nach* dem Anschlag stattfand? Die CIA ist unschlagbar, wenn es darum geht, ihre Haut zu schützen.«

»Um ihre Haut mache ich mir keine Sorgen«, entgegnete der Präsident. »Was ist mit Dexters Behauptung, daß Jackson wieder in Amerika ist und mit der russischen Mafya zusammenarbeitet?«

»Ist das nicht praktisch?« sagte Lloyd. »Sollte während Zerimskis Besuch irgend etwas schiefgehen, hat Dexter schon jemanden parat, dem sie die Schuld in die Schuhe schieben kann.«

»Wie erklärst du dir dann, daß Jackson vor ein paar Tagen in Dallas von einer versteckten Überwachungskamera aufgenommen wurde, als er ein Hochleistungsgewehr genau der gleichen Art kaufte wie das, mit dem Guzman erschossen wurde?«

»Das ist einfach«, antwortete Lloyd, »sobald einem klar ist, daß es gar nicht Jackson war, ist das Rätsel gelöst.«

»Aber wenn es nicht Jackson war – wer, zum Teufel, war es dann?«

»Connor Fitzgerald«, sagte Lloyd leise.

»Aber du hast mir doch selbst gesagt, daß Fitzgerald in St. Petersburg verhaftet und gehängt wurde. Wir hatten doch überlegt, wie wir ihn herausholen könnten.«

»Ich weiß. Aber nach Zerimskijs Wahlsieg wurde das völlig unmöglich. Es sei denn...«

»Es sei denn was?«

»Es sei denn, Jackson hat Fitzgeralds Platz eingenommen.«

»Warum, in aller Welt, sollte er das tun?«

»Vergiß nicht, daß es Fitzgerald gewesen ist, der Jackson in Vietnam das Leben gerettet hat. Für diese Tat hat er die Tapferkeitsmedaille bekommen. Und als Fitzgerald aus dem Krieg heimkehrte, war es Jackson, der ihn als NOC rekrutierte. Dann hat er achtundzwanzig Jahre für die CIA gearbeitet und stand in dem Ruf, ihr bester und ehrenhaftester Agent zu sein. Plötzlich verschwindet er von einer Minute zur anderen, und in den Unterlagen der Gesellschaft findet sich keine Spur, die auf ihn hinweisen könnte. Seine Sekretärin, Joan Bennett, die achtzehn Jahre für ihn gearbeitet hat, kommt bei einem mysteriösen Autounfall ums Leben, als sie auf dem Weg zu Fitzgeralds Frau ist. Kurz darauf verschwinden auch Mrs. Fitzgerald und seine Tochter spurlos. Inzwischen wird der Mann, der in unserem Auftrag herausfinden sollte, was da vorgeht, als Attentäter und Verräter seines besten Freundes beschuldigt. Doch wie sorgfältig man sich Helen Dexters zahlreiche Berichte auch vornimmt – nirgends findet man den kleinsten Hinweis auf Connor Fitzgerald.«

»Woher weißt du das alles, Andy?« staunte Lawrence.

»Von Jackson, der mich kurz nach Fitzgeralds Verhaftung aus St. Petersburg anrief.«

»Hast du den Anruf mitgeschnitten?«

»Ja.«

»Gottverdammmt«, fluchte Lawrence. »Verglichen mit Dexter war J. Edgar Hoover ein naiver Pfadfinder.«

»Wenn wir davon ausgehen, daß es tatsächlich Jackson war, der in Rußland hingerichtet wurde, müssen wir annehmen, daß Fitzgerald mit der Absicht nach Dallas geflogen ist, dieses Gewehr zu kaufen, damit er seinen derzeitigen Auftrag ausführen kann.«

»Soll ich diesmal die Zielscheibe sein?« fragte Lawrence leise.

»Das glaube ich nicht. In dieser einen Beziehung dürfte Dexter ausnahmsweise bei der Wahrheit geblieben sein – ich glaube immer noch, daß er hinter Zerimskij her ist.«

»O Gott!« Lawrence lehnte sich in seinem Sessel zurück. »Aber weshalb sollte sich ein ehrbarer Mann wie Fitzgerald – ein Mann mit einer so untadeligen Vergangenheit und einem so guten Ruf auf so eine Mission einlassen? Es ergibt einfach keinen Sinn.«

»O doch. Wenn dieser ehrbare Mann glaubt, daß der ursprüngliche Auftrag, Zerimskij zu töten, von dir kam.«

Zerimskij hatte seinen Zeitplan etwas überzogen, als er zu seinem Flugzeug kam, das ihn von New York nach Washington zurückbringen würde. Doch er war bester Laune. Seine Rede vor den Vereinten Nationen war gut aufgenommen und sein Lunch mit dem Generalsekretär in einem Kommuniqué des UN-Sekretariats als »vorausschauend und konstruktiv« beschrieben worden.

Während seines Besuchs im Metropolitan Museum am Nachmittag hatte Zerimskij nicht nur den Namen des russischen Künstlers gekannt, für den man eine Ausstellung in einer der oberen Galerien veranstaltet hatte, sondern war nach Verlassen des Museums sogar protokollwidrig und zur Bestürzung seiner Beschützer vom Secret Service die Fifth Avenue auf und ab spaziert, um den mit Weihnachtsgeschenken beladenen Passanten die Hand zu schütteln.

Bis sein Flugzeug in Washington landete, hinkte er mit seinem Zeitplan eine ganze Stunde nach und mußte sich in seiner Limousine umziehen, um die Vorstellung von *Schwanensee* im Kennedy Center nicht mehr als fünfzehn Minuten aufzuhalten. Nach dem letzten Vorhang des Balletts kehrte Zerimskij zu seiner zweiten Übernachtung in die russische Botschaft zurück.

Während Zerimskij schlief, blieb Connor wach. Er konnte wäh-

rend der Vorbereitungen für einen Auftrag ohnehin selten länger als ein paar Minuten an einem Stück vor sich hin dösen.

Er hatte laut geflucht, als er in den Spätnachmittagnachrichten von Zerimskijs Spaziergang auf der Fifth Avenue erfuhr. Er müßte eigentlich immer auf das Unerwartete vorbereitet sein. Von einem Apartment an der Fifth Avenue aus wäre Zerimskij ein leichtes Ziel gewesen; die Menschenmenge wäre so groß und nach dem Attentat in solcher Panik, daß er, Connor, binnen Sekunden hätte verschwinden können.

Er verdrängte den Gedanken an New York. Es gab immer noch zwei mögliche Schauplätze, über die er intensiv nachdenken mußte.

Bei dem ersten bestand das Problem dann, daß er nicht das Gewehr hatte, mit dem er vertraut war; andererseits konnte man in einer großen Menschenmenge leicht untertauchen.

Falls Romanow ihm bis zum Vormittag des Banketts eine modifizierte Remington 700 beschaffen konnte, würde der zweite Schauplatz ideal sein. Oder war er vielleicht ein wenig zu ideal?

Er notierte sich die Pros und Kontras für jede der beiden in Frage kommenden Tatorte. Um zwei Uhr früh wurde ihm trotz aller Erschöpfung klar, daß er beide Plätze noch einmal besuchen mußte, ehe er seine endgültige Entscheidung treffen konnte.

Aber selbst dann hatte er nicht vor, Romanow mitzuteilen, auf welchen seine Wahl gefallen war.

»Pug« Washer – offenbar kannte niemand seinen richtigen Namen – war einer dieser Burschen, die sich nur für eines interessierten und auf diesem einem Gebiet unschlagbare Experten waren. In seinem Fall waren es die Washington Redskins.

Pug hatte schon als Halbwüchsiger und später als Mann für die Redskins gearbeitet, fünfzig Jahre lang. Mit fünfzehn, als die Mannschaft noch im Griffith Stadion spielte, hatte er als Laufbursche und Handlanger angefangen, später war er zum Mannschaftsmasseur aufgestiegen und zum Freund und Vertrauten von Generationen von Redskins-Spielern geworden.

Pug ging 1997 in den Ruhestand, hatte jedoch den Unternehmer im Auge behalten, der das neue Jack-Kent-Cooke-Stadion baute. Genauer gesagt, er achtete darauf, daß die Redskins-Fans und – Spieler auch wirklich alle Annehmlichkeiten bekommen würden, die man für die glorreichste Mannschaft des Landes erwarten konnte.

In seiner Rede bei der Eröffnungsfeier hatte der Architekt erklärt, er würde auf ewig in Pugs Schuld stehen, da dieser mit seinen brillanten Vorschlägen beim Bau des Stadions viel zur Verbesserung der ursprünglichen Pläne beigetragen hatte. Und am Schluß einer langen Rede hatte John Kent Cooke, der Vereinspräsident der Redskins, verkündet, daß Pug einen Platz in der Hall of Fame, der Ruhmeshalle der Mannschaft, bekommen würde – eine Auszeichnung, die eigentlich nur für die besten Spieler vorgesehen ist. Pug hatte mit tränenerstickter Stimme zur Presse gesagt: »Ein Traum ist für mich wahr geworden.« Obwohl er im Ruhestand war, ließ er sich kein einziges Spiel der Redskins entgehen.

Zwei Anrufe genügten, und Connor erfuhr Pugs Adresse in Arlington, Virginia. Nachdem er dem alten Mann erklärt hatte, daß er für *Sports Illustrated* einen Artikel über die Bedeutung des neuen Stadions für Redskins-Fans zu schreiben gedachte, war es so, als würde er ein Tonbandgerät einschalten.

»Vielleicht könnten Sie sich eine Stunde oder auch zwei Zeit

nehmen, mich im ›Big Jack‹ herumzuführen«, meinte Connor. Pugs endloser Monolog wurde zum erstenmal unterbrochen, und er blieb stumm, bis Connor ihm ein Honorar von hundert Dollar anbot. Er hatte bereits herausgefunden, daß Pug gewöhnlich fünfzig Dollar pro Führung nahm.

Sie vereinbarten, sich am kommenden Vormittag gegen elf Uhr zu treffen.

Connor traf eine Minute vorher ein und wurde bereits von Pug erwartet, der ihn ins Stadion führte, als wäre er der Eigentümer. Die nächsten drei Stunden beehrte er seinen Gast mit der vollständigen Geschichte der Redskins und beantwortete jede Frage Connors – angefangen damit, weshalb das Stadion nicht rechtzeitig zur Eröffnungsfeier fertiggestellt gewesen war, bis hin zur Frage nach der Einstellung von Hilfskräften an Spieltagen. Connor erfuhr, daß die Sony JumboTrons hinter den Endzonen das größte Videoschirmsystem der Welt waren und daß die Sitze der vordersten Zuschauerreihe drei Meter über das Spielfeld ragten, damit die Fans über die Fernsehkameras und die breitschultrigen Spieler hinwegschauen konnten, die vor ihnen auf den Seitenauslinien ruhelos hin und her streiften.

Connor war seit fast dreißig Jahren Redskins-Fan. Deshalb wußte er, daß seit 1966 alle Saisonkarten ausverkauft waren und die Warteliste inzwischen auf fünfzigtausend angestiegen war. Er wußte es, weil er zu den Wartenden gehörte. Er wußte auch, daß die Washington Post bei jedem Sieg der Redskins ihre Auflage um fünfundzwanzigtausend erhöhte. Was er jedoch nicht wußte: Unter dem Spielfeld gab es eine siebenunddreißig Kilometer lange, mit Dampf beheizte Rohrleitung; außerdem würde morgen vor Spielbeginn eine hiesige Band die Nationalhymnen von Rußland und den Vereinigten Staaten spielen. Das meiste, was ihm Pug erzählte, würde Connor nicht von praktischem Nutzen sein; trotzdem kam alle paar Minuten etwas Brauchbares zutage.

Während sie durchs Stadion schlenderten, entgingen Connor die verschärften Sicherheitsmaßnahmen nicht, die das Weiße Haus für das morgige Spiel vornehmen ließ. Die Magnetometer, die jeder

passieren mußte, der das Stadion betrat, und die alles anzeigen würden, das als Waffe benutzt werden könnte, waren bereits aufgestellt. Je näher sie der Ehrenloge kamen, von der aus die beiden Präsidenten sich das Spiel anschauen würden, desto strenger wurden die Überprüfungen.

Pug regte sich schrecklich auf, als ein Agent des Secret Service, der vor dem Eingang zu den VIP-Logen Wache hielt, ihn nicht durchlassen wollte. Er erklärte wütend, daß er einen Platz in der Ruhmeshalle der Redskins habe und er zu den Gästen gehöre, die morgen den beiden Präsidenten vorgestellt werden würden. Trotzdem weigerte sich der Agent, ihn ohne Sicherheitsausweis einzulassen. Connor versuchte dem höchst aufgebrachten Pug zu versichern, daß es ihm gar nicht so wichtig war, die Logen zu sehen.

Während sie weitermarschierten, brummte Pug verärgert: »Sehe ich etwa aus wie jemand, der einen Anschlag auf den Präsidenten verüben würde?«

Als die zwei Männer sich um vierzehn Uhr trennten, gab Connor seinem Führer einhundertzwanzig Dollar. Er hatte von dem alten Mann in drei Stunden mehr Information erhalten, als eine Secret-Service-Einheit in einem ganzen Leben herausrücken würde. Er hätte Pug zweihundert Dollar gegeben, hätte er nicht befürchtet, dadurch möglicherweise das Mißtrauen des alten Mannes zu wecken. Connor blickte auf die Uhr und stellte fest, daß er für sein Treffen mit Alexij Romanow in der russischen Botschaft ein paar Minuten zu spät kommen würde. Unterwegs schaltete er das Radio auf C-SPAN, einen Sender, den er sich selten anhörte.

Ein Kommentator schilderte die Atmosphäre im Kongreß, während die Abgeordneten auf das Erscheinen des russischen Präsidenten warteten. Niemand hatte eine Ahnung, worüber Zerimskij reden würde, da die Presse keine Vorabdrucke erhalten hatte und angewiesen worden war, des öfteren nachzusehen, ob inzwischen etwas eingegangen war.

Fünf Minuten bevor seine Ansprache beginnen sollte, erschien Zerimskij mit seinen Begleitern.

»Alle Anwesenden«, erklärte der Kommentator, »haben sich er-

hoben und applaudieren dem Gast aus Rußland. Während er den Mittelgang des bis auf den letzten Platz besetzten Kongreßsaals zur Empore schreitet, lächelt Präsident Zerimskij, winkt und schüttelt ausgestreckte Hände.« Der Kommentator fuhr fort, den Beifall als zwar nicht unbedingt stürmisch, aber durchaus herzlich zu beschreiben.

Als Zerimskij das Podium erreichte, legte er seine Unterlagen behutsam aufs Rednerpult, brachte ein Futteral zum Vorschein, zog seine Brille heraus und setzte sie auf. Das verriet den Beobachtern im Kreml sofort, daß er beabsichtigte, kein Wort der vorbereiteten Rede zu verändern und mit polemischen Bemerkungen um sich zu werfen, für die er während seines Wahlkampfs berüchtigt gewesen war.

Die Mitglieder des Kongresses, des Obersten Gerichtshofs und des Diplomatischen Korps nahmen ihre Plätze wieder ein, ohne zu ahnen, welche Bombe gleich platzen würde.

»Herr Vorsitzender, Herr Vizepräsident und verehrter Oberster Bundesrichter«, Zerimskij blickte die drei Herren durchdringend an, »lassen Sie mich damit beginnen, Ihnen und Ihren Landsleuten für das herzliche Willkommen und die großzügige Gastfreundschaft bei meinem ersten Besuch in den USA zu danken. Ich möchte Ihnen versichern, daß ich mich darauf freue, öfter wiederzukommen.« Hier hatte Titow PAUSE an den Rand geschrieben – und zu Recht, denn es brandete reger Beifall auf.

Danach ließ Zerimskij einige schmeichelhafte Bemerkungen über Amerikas geschichtliche Errungenschaften vom Stapel und erinnerte seine Zuhörer, daß ihre beiden Nationen im vergangenen Jahrhundert dreimal gegen einen gemeinsamen Feind gekämpft hatten. Er fuhr fort, »die gegenwärtigen ausgezeichneten Beziehungen zwischen unseren beiden Ländern« hervorzuheben. Tom Lawrence, der sich mit Andy Lloyd die Rede im C-SPAN im Oval Office anhörte, begann sich ein wenig zu entspannen. Nach einigen weiteren Minuten huschte sogar ein Lächeln über seine Lippen.

»Ich bin der letzte, der unsere beiden großen Nationen in einen

weiteren sinnlosen Krieg verwickelt sehen möchte.« Zerimskij legte eine kurze Pause ein. »Vor allem, wenn wir nicht auf derselben Seite kämpfen.« Er blickte auf und strahlte die Anwesenden an, obwohl keiner seine Bemerkung sonderlich komisch fand »Um dafür zu sorgen, daß uns eine solche Katastrophe nicht noch einmal widerfährt, ist es erforderlich, daß Rußland auf dem Schlachtfeld so mächtig bleibt wie die USA, um das politische Gleichgewicht nicht nur mit Worten, sondern auch mit Waffen zu gewährleisten.«

Im Oval Office sah Lawrence, wie die Fernsehkameras über die nunmehr schockierten Gesichter der Mitglieder beider Kammern strich, und ihm war klar, daß es Zerimskij binnen vierzig Sekunden gelungen war, jede Chance zunichte zu machen, daß seine Abrüstungspläne je Gesetz würden.

Der Rest von Zerimskis Rede wurde schweigend aufgenommen. Als er vom Podium stieg, streckten sich ihm keine Hände entgegen, und der kurze spärliche Beifall beim Verlassen des Saals war lediglich eine höfliche, nichtssagende Geste.

Connor schaltete das Radio ab, als der weiße BMW über die Wisconsin Avenue fuhr. Am Tor der russischen Botschaft checkte einer von Romanows Helfern sie durch die Sicherheitskontrollen.

Zum zweitenmal in drei Tagen wurde Connor durch den weißen Marmoreingang geführt. Er erkannte sofort, wie recht Romanow mit seiner Behauptung hatte, daß die Sicherheitsmaßnahmen im Botschaftsgebäude lasch waren. »Wer würde denn schon Rußlands geliebten Präsidenten in seiner eigenen Botschaft ermorden wollen?« hatte er mit einem Lächeln bemerkt.

Während sie durch den langen Korridor schritten, sagte Connor zu Romanow: »Sie dürfen sich hier offenbar ungehindert bewegen.«

»Das dürften Sie auch, wenn Sie so viel auf das Schweizer Bankkonto des Botschafters überweisen würden, daß er nie wieder in sein Vaterland zurückkehren muß.«

Romanow benahm sich in der Botschaft, als wäre er hier zu

Hause. Er schloß sogar die Tür zum Arbeitszimmer des Botschafters auf. Gemeinsam betraten sie den prunkvollen Raum, und Connor bemerkte überrascht, daß auf dem Schreibtisch eine offenbar spezialgefertigte Remington 700 lag. Er hob die Waffe hoch und nahm sie in Augenschein. Er hätte Romanow gern gefragt, wie er zu der Waffe gekommen war, wußte jedoch, daß er nicht mit einer ehrlichen Antwort rechnen konnte.

Er öffnete das Schloß der Waffe. In der Kammer befand sich eine einzige Patrone. Er zog eine Braue hoch und blickte Romanow fragend an.

»Ich nehme an, daß Sie aus dieser Entfernung mit einem Schuß Ihr Ziel treffen«, sagte der Russe. Er führte Connor zur hinteren Ecke des Raumes und zog einen Vorhang zur Seite, wodurch der Privatlift des Botschafters sichtbar wurde. Sie stiegen hinein, schlossen ihn und fuhren damit langsam in den zweiten Stock zur Galerie über dem Ballsaal.

Connor untersuchte jeden Zoll der Galerie mehrmals; dann zwängte er sich hinter die große Lenin-Statue und blickte durch ihren abgewinkelten Arm, um die Stelle anzuvisieren, wo Zerimskij seine Abschiedsrede halten würde. Er vergewisserte sich, daß er gute Sicht hatte, ohne selbst gesehen zu werden. Er sagte sich gerade, wie einfach das Ganze erschien, als Romanow ihm auf den Arm tippte und zurück zum Lift dirigierte.

»Sie werden mehrere Stunden vor dem Bankett kommen und mit dem Party-service arbeiten müssen«, sagte Romanow.

»Warum?«

»Die Leute vom Party-service werden als Dienstboten betrachtet, und Dienstboten nimmt man für gewöhnlich nicht wahr. Es gibt keine perfektere Tarnung. Daher können Sie auch kurz vor Zerimskis Rede verschwinden, ohne daß es auffällt.«

Romanow blickte auf die Uhr. »Wir sollten gehen. Zerimskij dürfte bald zurück sein.« Connor nickte. Sie begaben sich zum Hintereingang, wo der BMW wartete. Beim Einsteigen sagte Connor: »Ich gebe Ihnen Bescheid, sobald ich mich für den geeigneten Tatort entschieden habe.«

Romanow wirkte überrascht, schwieg aber.

Nur Minuten bevor Zerimskij vom Capitol zurückkam, fuhren sie durchs Tor des Botschaftsgeländes. Connor schaltete das Radio gerade rechtzeitig für die Spätnachmittagnachrichten ein. »Senatoren und Kongreßabgeordnete stürzten sich auf die Mikrofone, um ihren Wählern zu versichern, daß sie nach Zerimskis Rede auf keinen Fall für die Gesetzesvorlage zur nuklearen, biologischen, chemischen und konventionellen Waffenabrustung stimmen würden.«

Im Oval Office hatte Tom Lawrence den CNN-Berichterstatter, der auf der Pressegalerie des Senats stand, auf dem Bildschirm. »Aus dem Weißen Haus ist noch keine offizielle Erklärung abgegeben worden«, sagte er soeben, »und der Präsident...«

»Du brauchst auch gar nicht auf eine Erklärung zu warten«, brummte Lawrence verärgert und schaltete den Fernseher aus. Er wandte sich seinem Stabschef zu. »Andy, ich bin mir nicht mal sicher, daß ich morgen nachmittag vier Stunden neben diesem Mann sitzen kann und erst recht nicht, ob ich es am Abend fertigbringe, auf seine Abschiedsrede zu reagieren.«

Lloyd schwieg.

»Ich freue mich darauf, neben meinem teuren Freund Tom zu sitzen und zu beobachten, wie er sich vor Millionen von Zuschauern zum Hanswurst macht«, sagte Zerimskij, als seine Limousine auf das Gelände der russischen Botschaft fuhr. Dimitrij Titow schwieg. »Ich glaube, ich werde die Redskins anfeuern. Es wäre eine zusätzliche Freude, wenn Lawrence' Mannschaft verliert.« Zerimskij grinste boshaft. »Ein passendes Präludium für die Demütigung, die ich am Abend für ihn geplant habe. Schreiben Sie mir eine so schmeichelhafte Rede, daß sie im nachhinein noch tragischer erscheint.« Wieder lächelte er boshaft. »Ich habe befohlen, das Rinderfilet kalt zu servieren. Und selbst Sie werden staunen, was ich mir als Dessert ausgedacht habe.«

Connor überlegte an diesem Abend mehrere Stunden, ob er das Risiko eingehen sollte, eine lebenslange Regel zu brechen. Er rief

Romanow ein paar Minuten nach Mitternacht an. Der Russe schien sich zu freuen, daß sie beide zur gleichen Folgerung gekommen waren. »Ich werde Sie um fünfzehn Uhr dreißig abholen lassen, damit Sie gegen sechzehn Uhr in der Botschaft sein können.«

Connor legte auf. Wenn alles planmäßig verlief, würde der Präsident gegen sechzehn Uhr bereits tot sein

»Wecken Sie ihn.«

»Aber es ist vier Uhr früh!« protestierte der Erste Botschaftssekretär.

»Wenn Ihnen Ihr Leben lieb ist, dann wecken Sie ihn. Und zwar sofort!«

Der Erste Botschaftssekretär warf sich einen Morgenmantel über, rannte aus dem Schlafzimmer und den Flur hinunter. Er klopfte an die Tür. Da keine Reaktion erfolgte, klopfte er noch einmal. Augenblicke später war unter der Tür ein Lichtschimmer zu sehen.

»Herein«, brummte eine schlaftrige Stimme. Der Erste Botschaftssekretär betrat das Schlafzimmer seines Chefs.

»Verzeihen Sie die Störung, Exzellenz, aber ein Mr. Stefan Iwanitskij ruft aus St. Petersburg an. Er besteht darauf, den Präsidenten zu sprechen. Er sagt, er habe eine wichtige Nachricht für ihn.«

»Ich nehme den Apparat in meinem Arbeitszimmer«, brummte Pjetrowskij. Er schlug die Decke zurück, ohne auf die Proteste seiner Frau zu achten, rannte die Treppe hinunter und befahl dem Nachtpotier, den Anruf in sein Arbeitszimmer zu legen.

Das Telefon hatte bereits mehrmals geläutet, bevor der Botschafter, etwas außer Atem, den Hörer abhob. »Hier Pjetrowskij «

»Guten Morgen, Exzellenz«, sagte Iwanitskij. »Ich habe gebeten, zum Präsidenten durchgestellt zu werden, nicht zu Ihnen.«

»Aber hier ist es vier Uhr morgens! Kann es nicht noch ein bißchen warten?«

»Botschafter, ich bezahle Sie nicht, damit Sie für mich auf die Uhr schauen! Die nächste Stimme, die ich hören will, ist die des Präsidenten. Habe ich mich klar genug ausgedrückt?«

Der Botschafter legte den Hörer auf seinen Schreibtisch und stieg langsam die breite Treppe zum ersten Stock wieder hinauf. Dabei fragte er sich, vor welchem der beiden Männer er mehr Angst hatte. Er blieb noch eine Zeitlang vor der Suite des Präsidenten stehen, doch als er den Ersten Botschaftssekretär am Kopf der Treppe warten sah, faßte er allen Mut zusammen. Er klopfte leise, doch es rührte sich nichts. Daraufhin klopfte er lauter und öffnete vorsichtig die Tür.

Im Licht des Treppenabsatzes konnten Pjetrowskij und der Erste Botschaftssekretär sehen, daß Zerimskij sich im Bett rührte. Was sie allerdings nicht sehen konnten: Der Präsident schob die Hand unters Kopfkissen, wo er eine Pistole verborgen hatte.

»Herr Präsident«, flüsterte Pjetrowskij, als Zerimskij die Nachttischlampe anknipste.

»Ich kann nur hoffen, daß Sie einen triftigen Grund haben, mich um diese Zeit aus dem Schlaf zu reißen, da Sie doch sicher nicht den Rest Ihres Lebens als Kühlschrank-Inspektor in Sibirien zu bringen wollen.«

»Wir haben einen Anruf für Sie aus St. Petersburg«, sagte der Botschafter beinahe flüsternd. »Ein gewisser Stefan Iwanitskij. Er sagt, es sei sehr dringend.«

»Raus aus meinem Zimmer«, brüllte Zerimskij und griff nach dem Telefon neben seinem Bett.

Die beiden Männer gingen rückwärts auf den Flur, und der Botschafter schloß leise die Tür hinter ihnen.

»Stefan, weshalb rufen Sie zu dieser nachtschlafenden Zeit an?« fragte Zerimskij. »Hat Borodin während meiner Abwesenheit einen Putsch veranstaltet?«

»Nein, Herr Präsident. Der Zar ist tot«, entgegnete Iwanitskij ungerührt.

»Wann? Wo? Wie?«

»Vor etwa einer Stunde im Winterpalast. Seine Arznei, die er regelmäßig zu sich nehmen mußte, hat ihn schließlich geschafft.« Iwanitskij legte eine kurze Pause ein. »Der Butler ist seit etwa einem Jahr auf meiner Lohnliste.«

Der Präsident schwieg kurz; dann sagte er: »Gut. Besser hatte es sich für uns gar nicht fügen können.«

»Ich wäre sofort bereit, Ihnen zuzustimmen, Herr Präsident, würde sein Sohn sich nicht in Washington aufhalten. Ich kann hier sehr wenig tun, ehe er zurückkehrt.«

»Dieses Problem löst sich heute abend möglicherweise von selbst«, meinte Zerimskij.

»Wieso? Sind sie in unsere kleine Falle getappt?«

»Ja«, antwortete Zerimskij. »Heute abend werde ich mich beider entledigen.«

»Beider?«

»Ja«, erklärte der Präsident. »Ich habe hier ein passendes neues Sprichwort gelernt – ›zwei Fliegen mit einer Klappe erschlagen‹. Wie oft hat man schließlich schon die Gelegenheit, einen Mann zweimal sterben zu sehen?«

»Ich wollte, ich könnte zusehen!«

»Seinen Freund vom Seil baumeln zu sehen, war mir ein Genuß, aber sein Tod wird mir eine noch größere Befriedigung sein. Alles in allem, Stefan, wird sich diese Reise als außerordentlich erfolgreich erweisen, insbesondere...«

»Es ist alles erledigt, Herr Präsident«, versicherte ihm Iwanitskij. »Gestern habe ich veranlaßt, daß die Vergütungen aus den Öl- und Uran-Verträgen von Jelzin und Tschernopow auf Ihr Zürcher Konto weitergeleitet werden. Das heißt, falls Alexij nach seiner Rückkehr meine Anweisungen nicht rückgängig macht.«

»Wenn er nicht zurückkehrt, läßt sich das vermeiden, nicht wahr?« Zerimskij legte auf, schaltete das Licht aus und schloß sofort wieder ein.

Um fünf Uhr früh lag Connor reglos und immer noch angekleidet auf seinem Bett. Er ging gerade seinen Fluchtweg durch, als um sechs Uhr der Weckdienst anrief. Er stand auf und zog eine Ecke des Vorhangs zurück, um nachzusehen, ob sie noch da waren. O ja, zwei weiße BMWs parkten auf der gegenüberliegenden Straßenseite, schon seit Mitternacht. Inzwischen würden die Bewacher

im Innern schlaftrunken sein. Er wußte, daß um acht Uhr Schichtwechsel war; deshalb beschloß er, zehn Minuten vorher aufzubrechen. Die nächsten dreißig Minuten machte er Streckübungen, um seine verspannten Glieder zu lockern; dann zog er sich aus, trat unter die Dusche und ließ das eiskalte Wasser geraume Zeit über seinen Körper rinnen, ehe er den Hahn zudrehte und sich mit einem dicken Frottiertuch trockenrubbelt. Er kleidete sich in ein blaues Hemd mit blauer Krawatte, Jeans, einen dicken Pullover, schwarze Socken und ein Paar schwarze Nikes, deren Logo übermalt war.

Er ging in die Miniküche, goß sich ein Glas Grapefruitsaft ein und füllte eine Schale mit Cornflakes und Milch. Am Tag eines Einsatzes aß er immer das gleiche Frühstück. Er mochte die Routine. Sie half ihm zu glauben, daß auch alles andere so reibungslos wie immer verlaufen würde. Beim Frühstück las er noch einmal die sieben Seiten Notizen durch, die er sich nach der Besichtigung des Stadions gemacht hatte, und noch einmal studierte er eingehend den Bauplan des weitläufigen Gebäudes. Er maß das Gerüst mit einem Lineal und schätzte, daß es bis zur Klapptür zwölf Meter waren. Er durfte nicht hinuntersehen! Er atmete tief ein. Wie ein guter Spitzensportler, der zum Start gerufen wird, spürte er, daß er plötzlich ruhig wurde.

Er blickte auf die Uhr und kehrte ins Schlafzimmer zurück. Sie mußten genau zu Beginn des Stoßverkehrs an der Ecke Twenty-first Street und DuPont Circle sein. Er wartete noch ein paar Minuten; dann schob er drei Hundertdollarscheine, einen Quarter und eine Dreißig-Minuten-Audiokassette in die hintere Jeanstasche. Seine Rechnung für das Gästeapartment hatte er bereits bezahlt; er brauchte also nicht mehr hierher zurückzukommen.

Zerimskij saß allein im Speisezimmer der Botschaft und war in die Washington Post vertieft, während ein Butler ihm das Frühstück servierte. Die Schlagzeile sprang ihm entgegen:

### RÜCKKEHR DES KALTEN KRIEGES?

Er lächelte, nippte an seinem Kaffee und fragte sich, wie wohl die morgige Schlagzeile der Post aussehen würde. Vielleicht:

#### GESCHEITERTES ATTENTAT AUF RUSSISCHEN PRÄSIDENTEN

Ehemaliger CIA-Agent auf Botschaftsgelände  
niedergeschossen

Wieder lächelte er und wandte sich dem Leitartikel zu, der bestätigte, daß Lawrence' Gesetzesvorlage zur Verringerung nuklearer, chemischer und konventioneller Waffen von allen führenden Kommentatoren als gestorben erachtet wurde.

Kurz nach sieben Uhr klingelte er mit der silbernen Tischglocke und ersuchte den Butler, sowohl den Botschafter als auch den Ersten Botschaftssekretär hierher zu bitten. Der Butler eilte davon. Zerimskij wußte, daß die zwei Herren bereits besorgt vor der Tür standen.

Die beiden verunsicherten Männer hielten es für angebracht, ein oder zwei Minuten zu warten, ehe sie sich vor den Präsidenten wagten. Sie waren sich auch jetzt noch nicht sicher, ob sie richtig gehandelt hatten, ihn um vier Uhr zu wecken. Aber da sich alle beide noch immer in Amt und Würden befanden, nahmen sie nun schon eher an, daß es nicht die falsche Entscheidung gewesen war.

»Guten Morgen, Herr Präsident«, grüßte Pjetrowskij beim Betreten des Speizezimmers.

Zerimskij nickte, faltete die Zeitung und schob sie ihm über den Tisch zu. »Ist Romanow schon hier?« fragte er.

»Ja, Herr Präsident«, antwortete der Erste Botschaftssekretär »Er ist seit sechs Uhr in der Küche und überprüft persönlich alle für das heutige Bankett gelieferten Nahrungsmittel und Speisen.«

»Gut. Bitten Sie ihn, zu uns in Ihr Arbeitszimmer zu kommen, Herr Botschafter Ich werde mich in wenigen Minuten dorthin begeben.«

»Jawohl, Herr Präsident«, sagte Pjetrowskij und verließ rückwärtsgehend das Zimmer.

Zerimskij tupfte sich den Mund mit einer Serviette ab. Er beßloß, die drei etwas länger warten zu lassen. Das würde ihre Nervosität steigern.

Er befaßte sich wieder mit der *Washington Post* und lächelte, während er noch einmal die letzten Zeilen des Leitartikels las: »Zerimskij ist der natürliche Nachfolger von Stalin und Breschnew, was von Gorbatschow und Jelzin nicht behauptet werden konnte.« Daran hatte er absolut nichts auszusetzen; ganz im Gegenteil, er hoffte, daß dieses Bild, das man sich von ihm machte, am Abend auch noch den richtigen Rahmen bekommen würde. Zerimskij stand auf und verließ das Zimmer. Auf dem Korridor hielt ein junger Mann, der aus der entgegengesetzten Richtung gekommen war, mitten im Schritt inne und öffnete die Tür des Arbeitszimmers für den Präsidenten. Eine Standuhr schlug, gerade als er das Zimmer betrat. Automatisch blickte er auf seine Armbanduhr. Es war sieben Uhr fünfundvierzig.

Um zehn Minuten vor acht trat Connor aus dem Haus und überquerte die Straße zum vorderen der zwei BMWs. Er setzte sich neben den Chauffeur, der sich ein bißchen wunderte, ihn so früh zu sehen – man hatte ihm gesagt, daß Fitzgerald erst um sechzehn Uhr in der Botschaft erwartet würde.

»Ich muß in der Stadt noch ein paar Sachen besorgen«, erklärte Connor. Der Mann im Fond nickte, also legte der Chauffeur den ersten Gang ein und reihte sich in den Verkehr auf der Wisconsin Avenue ein. Der zweite BMW folgte dichtauf, als sie nach links

auf die P Street einbogen, auf der sich wegen der Straßenarbeiten, unter denen ganz Georgetown litt, ein Stau gebildet hatte.

Connor hatte bemerkt, daß seine Bewacher sich von Tag zu Tag weniger um ihn kümmerten. Um ungefähr die gleiche Zeit jeden Morgen war er an der Ecke Twenty-first Street und DuPont Circle aus dem BMW gesprungen, hatte sich von einem Zeitungshändler eine Post geholt und war in den Wagen zurückgekehrt. Gestern hatte sein Bewacher im Fond sich nicht einmal die Mühe gemacht, ihn zu begleiten.

Sie überquerten die Twenty-third Street, und Connor konnte bereits den DuPont Circle in der Ferne sehen. Die Wagen fuhren nun Stoßstange an Stoßstange und waren fast schon zum Stillstand gekommen. Auf der anderen Straßenseite lief der nach Westen fließende Verkehr viel zügiger. Er würde gut abschätzen müssen, wann genau er seinen Zug machen sollte.

Connor wußte, daß die Ampel an der P Street vor dem Circle alle dreißig Sekunden umsprang und daß im Schnitt zwölf bis fünfzehn Fahrzeuge hinüberkamen. Mehr als sechzehn Wagen war es nie gelungen, und das war auch bloß die Ausnahme von der Regel.

Als die Ampel auf Rot schaltete, zählte Connor siebzehn Wagen vor ihnen. Er zuckte mit keinem Muskel. Die Ampel schaltete auf Grün, und der Chauffeur legte den ersten Gang ein, doch der Verkehr war so dicht, daß es eine Zeitlang dauerte, bis er wieder einen Meter vorankam. Nur acht Wagen schafften die Grünphase.

Er hatte dreißig Sekunden.

Er drehte sich lächelnd zu seinem Bewacher im Fond um und deutete auf den Zeitungshändler. Der Mann nickte. Connor stieg hinaus auf den Bürgersteig und ging langsam auf den alten Mann mit der leuchtend orangen Weste zu. Er blickte nicht einmal zurück, darum wußte er nicht, ob jemand aus dem zweiten Wagen ihm folgte. Er konzentrierte sich auf den Gegenverkehr auf der anderen Straßenseite und versuchte abzuschätzen, wie lang die Autoschlange sein würde, wenn die Ampel wieder auf Rot schaltete. Als er den Zeitungshändler erreichte, hatte er bereits den Quarter in der Hand. Er gab ihn dem Alten, der ihm eine *Post* reichte.

Kaum drehte Connor sich um, als wollte er zum ersten BMW zurück, sprang die Ampel auf rot. Der Verkehr kam zum Stehen.

Connor entdeckte das Fahrzeug, das er brauchte. Plötzlich wechselte er die Richtung und sprintete los, schoß auf der anderen Straßenseite hinein und heraus aus der stehenden, nach Westen gerichteten Autoschlange, bis er das leere Taxi erreichte, sechs Wagen vor der Ampel. Die beiden Männer im zweiten BMW sprangen aus dem Fahrzeug und stürmten Connor in dem Moment hinterher, als die Ampel am DuPont Circle auf Grün schaltete.

Connor riß die Tür auf und warf sich in den Fond des Taxis. »Geradeaus!« rief er. »Hundert Dollar, wenn Sie noch vor Rot über die Ampel kommen!«

Der Fahrer drückte die Hand auf die Hupe und ließ sie dort, als er dem Rotlicht zuvorkam. Die beiden weißen BMWs riskierten gefährliche Wendungen um hundertachtzig Grad, doch die Ampel war schon umgesprungen und der Weg von drei stehenden Fahrzeugen versperrt.

Bis jetzt war alles nach Plan verlaufen.

Das Taxi bog nach links auf die Twenty-third Street, und Connor wies den Fahrer an, am Bordstein zu halten. Dann gab er ihm einen Hundertdollarschein und sagte: »Ich möchte, daß Sie geradewegs zum Dulles-Flughafen fahren. Sollte Ihnen ein weißer BMW folgen, lassen Sie sich nicht von ihm überholen. Am Flughafen halten Sie dreißig Sekunden vor der Abflughalle an, dann fahren Sie langsam in die Stadt zurück.«

»Okay, Mann, was immer Sie sagen.« Der Fahrer steckte die Hundertdollarnote ein. Connor rutschte aus dem Taxi, rannte über die Twenty-third Street und hielt ein anderes Taxi an, das in die entgegengesetzte Richtung fuhr.

Er schmetterte die Tür zu und sah, wie die zwei BMWs an ihnen vorbeirasten, um das in Richtung Flughafen fahrende Taxi zu verfolgen.

»Und wohin möchten Sie gern an diesem schönen Morgen?«

»Zum Cooke-Stadion.«

»Hoffentlich haben Sie ‘ne Eintrittskarte, Mann, sonst kann ich Sie gleich wieder zurückbringen.«

Die drei Männer erhoben sich, als Zerimskij das Zimmer betrat. Er winkte ihnen, sich zu setzen, als hätte er eine große Menschenmenge vor sich; dann nahm er hinter dem Schreibtisch des Botschafters Platz. Er wunderte sich, ein Gewehr zu sehen, wo normalerweise nur die Schreibunterlage war, doch er ignorierte die Waffe und wandte sich Alexij Romanow zu, der recht selbstzufrieden aussah.

»Ich habe eine traurige Neuigkeit für Sie, Alexij«, sagte der Präsident, und Romanows Miene verriet Besorgnis und dann, während des langen Schweigens, das Zerimskij folgen ließ, sogar Angst.

»Ich habe heute, sehr früh am Morgen, einen Anruf von Ihrem Vetter Stefan erhalten. Ihr Vater hat vergangene Nacht offenbar einen Herzanfall erlitten und ist auf dem Weg ins Krankenhaus gestorben.«

Romanow beugte den Kopf. Der Botschafter und sein Erster Sekretär blickten zum Präsidenten, um zu sehen, wie sie sich verhalten sollten.

Zerimskij erhob sich, schritt langsam zu Romanow und legte ihm tröstend eine Hand auf die Schulter. Woraufhin der Botschafter und sein Paladin kummervoll dreinschauten.

»Ich werde um ihn trauern«, sagte Zerimskij. »Er war ein großer Mann.« Die beiden Diplomaten nickten bestätigend, und auch Romanow bedankte sich mit einem kurzen Nicken für die gütigen Worte des Präsidenten.

»Nun ist seine Macht an Sie übergegangen, als einem außerordentlich würdigen Nachfolger.«

Pjetrowskij und der Erste Botschaftssekretär murmelten zustimmend.

»Und bald«, fuhr Zerimskij fort, »werden Sie die Gelegenheit bekommen, Ihre Autorität auf eine Weise zu demonstrieren, die

bei keinem Zweifel aufkommen lassen wird, wer der neue Zar ist.« Romanow hob den Kopf und lächelte. Seine kurze Trauerzeit war vorüber. »Natürlich vorausgesetzt«, fügte Zerimskij hinzu, »daß heute abend nichts schiefgeht.«

»Es kann nichts schiefgehen«, versicherte Romanow ihm überzeugt. »Ich habe kurz nach Mitternacht mit Fitzgerald gesprochen. Er hat sich mit meinem Plan einverstanden erklärt und wird um sechzehn Uhr in die Botschaft kommen, während Sie sich mit Lawrence das Football-Spiel anschauen.«

»Warum schon so früh?« erkundigte sich Zerimskij.

»Jeder soll glauben, daß er zum Partyservice gehört, so daß niemand auch nur einen Gedanken daran verliert, wenn er sechs Stunden später die Küche verläßt, in der er unter meiner Aufsicht bleibt. Erst wenige Minuten, bevor Sie sich zu Ihrer Abschiedsrede erheben, wird er die Küche verlassen.«

»Ausgezeichnet«, lobte Zerimskij. »Und was geschieht dann?«

»Ich werde ihn hierher begleiten, in dieses Zimmer. Er wird das Gewehr an sich nehmen und dann mit dem Privatlift hinauf zur Galerie im Ballsaal fahren.«

Zerimskij nickte.

»Dort wird er sich sofort hinter die Lenin-Statue stellen und dort bleiben, bis Sie zu dem Teil Ihrer Rede kommen, wo Sie dem amerikanischen Volk für seine Gastlichkeit danken und dem herzlichen Willkommen, mit dem Sie überall aufgenommen wurden, und so weiter und so fort. Vor allem von Präsident Lawrence. Dann – dafür habe ich gesorgt – wird anhaltender Beifall einsetzen, und Sie müssen sich völlig regungslos verhalten.«

»Warum?« erkundigte sich Zerimskij.

»Weil Fitzgerald nicht abdrücken wird, wenn er befürchtet, daß Sie eine plötzliche Bewegung machen könnten.«

»Verstehe.«

»Sobald er geschossen hat, wird er auf den Sims vor der Zeder im hinteren Garten klettern. Gestern nachmittag hat er uns das *Ganze* mehrmals wiederholen lassen, aber heute abend wird er feststellen, daß sich etwas geändert hat.«

»Was?«

»Unter der Zeder werden sechs Mann meiner persönlichen Leibwache auf ihn warten«, erklärte Romanow. »Der Kerl wird tot sein, noch bevor er auf dem Boden aufschlägt.«

Zerimskij schwieg kurz, bevor er zu bedenken gab: »Aber hat Ihr Plan nicht ein möglicherweise verhängnisvolles Manko?«

Romanow erhob sich von seinem Stuhl und griff nach dem Gewehr. Er nahm ein kleines Metallstück heraus und reichte es dem Präsidenten.

»Was ist das?« fragte Zerimskij.

»Der Schlagbolzen«, antwortete Romanow.

Die zwei weißen BMWs rasten auf der Route 66 westwärts. Sie verfolgten ein leeres Taxi, das auf der gesamten Strecke zum Dulles-Flughafen die Geschwindigkeitsbegrenzung ignoriert hatte. Ein anderes Taxi fuhr in gemäßigterem Tempo zum Cooke-Stadion in Maryland.

Connor dachte wieder über seine Entscheidung nach, das Stadion mit all seinen Risiken zu wählen statt die Botschaft. Er war dort viel zu leicht hinein- und herausgekommen. Niemand handhabte die Sicherheitsmaßnahmen so lasch, schon gar nicht, wenn der Präsident des Landes sich in der Stadt aufhielt.

Als Connor sich am Stadion absetzen ließ, wußte er genau, wo hin er wollte. Er ging den breiten Kiesweg entlang zum Nordeingang und den zwei langen Warteschlangen, die sich vor jedem Heimspiel bildeten: Leute, die sich Arbeit für einen Tag erhofften. Manche brauchten das Geld, während andere, wie Pug erzählte, so fanatische Redskins-Fans waren, daß sie alles tun würden – bis hin zur Bestechung –, um ins Stadion zu kommen.

»Bestechung?« hatte Connor scheinbar arglos gefragt.

»O ja. Auch für die Bedienung in den VIP-Logen werden Aus hilfen gesucht.« Pug hatte ihm verschmitzt zugezwinkert. »Und von dort hat man den besten Blick aufs Spiel.«

»Faszinierendes Material für meinen Artikel«, hatte Connor ihn gelobt.

In der ersten Schlange standen die Leute, die außerhalb des Stadions arbeiten wollten: als Parkwächter und Einweiser der drei- und zwanzigtausend Autos und Busse; als Programm- und Souvenirverkäufer und als Verleiher von Sitzkissen für die achtundsiebzigtausend Fans. In der zweiten Schlange standen jene, die im Stadion Arbeit zu finden hofften. Dieser Schlange schloß Connor sich an. Sie bestand hauptsächlich aus jungen Leuten, Arbeitslosen und Frührentnerjunkies, wie Pug sie genannt hatte, die bloß einen kleinen Ausflug machten. Pug hatte ihm sogar beschrieben, wie

diese Gruppe sich kleidete, damit nur ja niemand sie für Arbeitslose hielt.

An diesem besonderen Tag interessierte sich eine Handvoll Secret-Service-Agenten für die hoffnungsvollen Bewerber. Während die Schlange sich langsam vorwärtsbewegte, las Connor unentwegt in seiner Washington Post. Der Großteil der Titelseite war Zerimskijs Rede vor dem Kongreß gewidmet. Die Reaktion der Angehörigen beider Kammern war fast ausnahmslos feindselig. Als Connor sich dem Leitartikel zuwandte, vermutete er, daß Zerimskij sich darüber freuen würde.

Beim Lesen des Lokalteils legte sich ein schiefes Lächeln auf seine Züge. Ein distinguiertes Akademiker aus seiner Heimatstadt war viel zu früh dahingeschieden.

»Hi«, grüßte eine Stimme.

Connor blickte über die Schulter auf einen modisch gekleideten jungen Mann, der sich hinter ihm in die Schlange eingereiht hatte.

»Hi«, erwiderte er knapp den Gruß und wandte sich wieder seiner Zeitung zu. Er wollte nicht in ein unnötiges Gespräch mit jemandem gezogen werden, der später möglicherweise als Zeuge dienen konnte.

»Ich heiße Brad«, machte der junge Mann sich bekannt und hielt Connor die Rechte entgegen.

Connor schüttelte sie, schwieg aber.

»Ich hoffe, Arbeit auf einem der Beleuchtungsmasten zu bekommen«, fügte der andere hinzu. »Und Sie?«

»Weshalb auf den Beleuchtungsmasten?« wischte Connor aus.

»Weil der verantwortliche Sonderagent des Secret Service da oben postiert sein wird. Und ich möchte wissen, wie sein Job wirklich aussieht.«

»Warum?« Connor faltete seine Zeitung zusammen. Das war offenbar kein Gespräch, das er so ohne weiteres abwürgen konnte.

»Ich möchte zum Geheimdienst, wenn ich mit dem College fertig bin. Den Eignungstest habe ich schon bestanden. Jetzt interessiert es mich natürlich, die Männer mal aus der Nähe bei der Arbeit zu beobachten. Ein Agent hat zu mir gesagt, daß sie noch

niemanden gefunden haben, der heute das Essen zu den Männern auf den Beleuchtungsmasten hinter den Endzonen hinaufbringen will. Die vielen Stufen machen den meisten angst.«

Hundertzweiundsiebzig, erinnerte sich Connor, der die Idee, von den Beleuchtungsmasten zu schießen, von vornherein als praktisch undurchführbar abgetan hatte. Nicht wegen der vielen Stufen, sondern weil es von den Masten keine Fluchtmöglichkeit gab. Brad fing an, ihm seine Lebensgeschichte zu erzählen, und bis Connor am Kopf der Schlange anlangte, wußte er, welche Schulen der Junge besucht hatte, daß er im letzten Jahr an der Georgetown University Kriminologie studierte – was Connor an Maggie denken ließ – und warum er sich noch immer nicht entscheiden konnte, ob er trotz des erfolgreich verlaufenen Eignungstests wirklich zum Secret Service gehen oder lieber Anwalt werden sollte.

»Der nächste«, hörte Connor eine Stimme und drehte sich zu dem Mann um, der hinter einem Schragentisch saß.

»Was haben Sie noch übrig?« fragte Connor.

»Nicht viel.« Der Mann blickte auf eine Liste, auf der das meiste bereits abgehakt war.

»Noch was beim Getränkeverkauf oder so?« Wie Brad wußte auch Connor genau, wo er sein wollte.

»Geschirrwaschen und dem im Stadion verteilten Personal Essen bringen – das ist, was ich Ihnen in der Richtung anbieten kann.«

»Das ist genau richtig.«

»Name?«

»Dave Krinkle«, behauptete Connor.

»Papiere?«

Connor reichte ihm einen Führerschein.

Der Mann hinter dem Tisch füllte einen Sicherheitsausweis aus, und ein Fotograf knipste rasch eine Polaroidaufnahme von Connor, die Sekunden später auf dem Ausweis befestigt war und eingeschweißt wurde.

»Okay, Dave.« Der Mann reichte Connor den ansteckbaren Ausweis. »Damit können Sie sich im ganzen Stadion frei bewegen, außer im VIP-Teil und den Logen. Aber da müssen Sie sowieso

nicht hin.« Connor nickte und steckte sich den Ausweis an den Pullover. »Melden Sie sich in Zimmer 47, direkt unterhalb von Block H.« Connor ging nach links. Er wußte genau, wo Zimmer 47 war.

»Der nächste.«

Connor brauchte viel länger als am gestrigen Tag, um durch die drei Sicherheitschecks zu kommen, einschließlich dem Magnetometer, weil hier diesmal Secret-Service-Agenten Dienst taten und nicht, wie üblich, die Mitarbeiter einer Wach- und Schließgesellschaft. Als Connor sich im Stadion befand, schlenderte er langsam über den inneren Fußweg, vorbei am Museum und unter einem roten Banner hindurch, auf dem HAIL VICTORY stand, bis er die Treppe erreichte, wo ein Pfeil zu »Zimmer 47, privates Catering« wies. In einem kleinen Zimmer am Fuß der Treppe standen oder saßen etwa ein Dutzend Männer, die allesamt aussahen, als wären sie mit der hier geforderten Arbeit vertraut. Connor erkannte zwei davon wieder; sie hatten in der Schlange vor ihm gestanden. Keiner hier machte den Eindruck, als hätte er das Geld nicht dringend nötig.

Connor setzte sich in eine Ecke und faltete seine Post wieder auseinander, um noch einmal die Vorhersagen für das heutige Spiel zu lesen. Tony Kornheiser schrieb, daß schon ein Wunder geschehen müßte, wenn die Redskins die Packers – die beste Mannschaft des Landes – besiegten. Tatsächlich prophezeite er einen Zwanzig-Punkte-Vorsprung für die Packers. Connor hoffte auf ein völlig anderes Ergebnis.

»Okay«, sagte eine Stimme. »Hören Sie alle gut zu.« Connor blickte auf und sah einen dicken Mann in weißem Kittel und Kochmütze vor ihnen stehen. Er war um die fünfzig, hatte ein gewaltiges Doppelkinn und wog bestimmt gut hundertundzehn Kilo.

»Ich bin der Catering Manager«, sagte er. »Und wie Sie sehen, bin ich selbst die beste Werbung für dieses Geschäft.« Ein paar Männer lachten höflich.

»Sie haben die Wahl: Entweder waschen Sie Geschirr, oder Sie

bringen dem Stadionpersonal und den im Stadion postierten Sicherheitsbeamten das Essen. Wer meldet sich freiwillig fürs Abspülen?« Die meisten hoben die Hände. Pug hatte Connor erklärt, daß Geschirrspülen beliebt war – nicht nur, weil dafür zehn Dollar die Stunde bezahlt wurde, sondern weil für einige Männer die Reste der Speisen aus den VIP-Logen das beste Essen war, das sie das ganze Jahr bekommen würden.

»Gut.« Der Dicke wählte fünf Leute aus und notierte deren Namen. Dann sagte er: »Jetzt das Essentragen. Ihr könnt entweder das Managementpersonal oder die Sicherheitsbeamten bedienen. Managementpersonal?« Er blickte vom Klemmbrett auf. Fast alle restlichen Hände schossen hoch. Wieder schrieb der Catering Manager fünf Namen auf. Als er fertig war, tippte er auf sein Klemmbrett. »Okay, alle auf der Liste können sich jetzt zur Arbeit melden.« Die alten Routiniers erhoben sich und schlurften an ihm vorbei durch eine Tür, die zur Küche führte, wie Connor wußte. Nur er und Brad waren noch im Zimmer.

»Ich habe jetzt noch zwei Jobs im Sicherheitsbereich«, erklärte der Dicke. »Einer geradezu angenehm, der andere richtig unangenehm. Wer von Ihnen hat Glück?« Er blickte Connor hoffnungsvoll an, der nickte und die rechte Hand in die hintere Jeanstasche schob.

Der Catering Manager ging zu ihm, ohne Brad auch nur eines Blickes zu würdigen, und sagte: »Ich hab' so das Gefühl, daß Sie die Bequemlichkeit des JumboTrons vorziehen.«

»Voll ins Schwarze getroffen«, bestätigte Connor und ließ einen Hunderter in seiner Hand verschwinden.

»Dachte ich's mir doch.« Der Dicke erwiderte sein Lächeln.

Connor schwieg, als der Mann das Geld einsteckte, genau wie Pug es vorhergesagt hatte.

Ja, Pug war wirklich jeden Cent der hundertzwanzig Dollar für die Führung wert gewesen.

»Ich hätte ihn überhaupt nicht einladen sollen«, murkte Tom Lawrence, als er in den Marine One stieg, der ihn vom Weißen Haus zum Stadion der Redskins bringen würde.

»Und ich habe das Gefühl, daß es nicht allein bei diesen Problemen bleiben wird«, prophezeite Andy Lloyd und legte sich den Sicherheitsgurt um.

»Was kann denn noch schiefgehen?« fragte Lawrence, während die Rotoren des Hubschraubers sich zu drehen begannen.

»Es gibt noch zwei größere Veranstaltungen, bevor Zerimskij nach Rußland zurückkehrt, und ich wette, daß Fitzgerald bei einer sein Glück versuchen wird.«

»Beim Bankett heute abend dürfte es eigentlich kein Problem geben«, meinte Lawrence. »Botschafter Pjetrowskij hat dem Secret Service bei zahlreichen Gelegenheiten versichert, daß seine Leute durchaus in der Lage sind, ihren eigenen Präsidenten zu beschützen. Ganz abgesehen davon - wer würde bei so vielen Sicherheitsleuten ringsum ein solches Risiko eingehen?«

»Normale Regeln treffen auf Fitzgerald nicht zu«, gab Lloyd zu bedenken. »Er arbeitet nicht wie andere.«

Der Präsident blickte hinunter auf die russische Botschaft. »Es wäre schwierig genug, in dieses Haus zu gelangen, ohne sich Gedanken machen zu müssen, wie man wieder herauskommt.«

»Ähnliche Schwierigkeiten würde Fitzgerald heute nachmittag in einem Stadion mit nahezu achtzigtausend Zuschauern nicht haben«, entgegnete Lloyd. »Das ist ein Ort, an dem es ihm leichtfallen dürfte, sich hineinzustehlen und wieder raus.«

»Vergiß nicht, Andy, es ist nur dieser Zeitraum von dreizehn Minuten, der zu einem wirklichen Problem werden könnte. Und bis dahin mußte jeder im Stadion durch die Magnetometer. Es gibt also keine Möglichkeit, daß jemand auch nur ein Taschenmesser durchschmuggeln kann, geschweige denn ein Gewehr.«

»Du glaubst doch nicht, daß Fitzgerald das nicht weiß?« sagte Lloyd, während der Hubschrauber nach Osten schwenkte. »Es ist noch nicht zu spät, diesen Teil des Programms ausfallen zu lassen.«

»Nein«, entgegnete Lawrence fest. »Wenn Clinton sich für die Eröffnungsfeier in die Mitte des Olympiastadions in Atlanta stellen konnte, kann ich was Ähnliches in Washington, D. C, bei einem Football-Spiel tun. Verdammt, Andy, wir leben in einer Demokratie. Ich werde nicht zulassen, daß wir uns der Gewalt beugen. Und vergiß nicht, daß ich da draußen genau das gleiche Risiko eingehen werde wie Zerimskij.«

»Das erkenne ich an. Aber wenn Zerimskij getötet werden sollte, würde niemand dich hochleben lassen, weil du an seiner Seite gestanden hast, am allerwenigsten Helen Dexter. Sie wäre die erste, die anprangern...«

»Wer, glaubst du, wird heute nachmittag gewinnen, Andy?« fragte der Präsident.

Lloyd lächelte über diese kleine Strategie, die sein Boß gern anwendete, wenn er keine Lust hatte, ein ihm unangenehmes Thema weiterzuverfolgen. »Ich weiß es nicht.« Er lächelte. »Und ich wußte noch gar nicht, wie viele Redskins-Fans wir im Weißen Haus haben, bis ich heute vormittag gesehen habe, daß Scharen meiner Mitarbeiter in Richtung Stadion abschwirrten.«

»Einige könnten aber genausogut Fans der Packers sein«, gab Lawrence zu bedenken.

Er öffnete den Ordner auf seinem Schoß, um das Kurzprofil der Gäste durchzugehen, mit denen er heute ein paar Worte würde wechseln müssen.

»Okay, passen Sie gut auf«, sagte der Catering Manager. Connor tat, als würde er aufmerksam zuhören.

»Als erstes holen Sie sich einen weißen Kittel und eine Redskins-Kappe, damit man erkennt, daß Sie zum Personal gehören. Dann nehmen Sie den Aufzug zur siebten Ebene und warten, bis ich das Essen in den Speisenaufzug gestellt habe. Die Leute vom Secret Service haben um zehn eine Vormittagspause, bei der sie eine Kleinigkeit zu sich nehmen. Den Lunch – Cola, Sandwiches und was immer sie sonst bestellen – gibt's zu Spielbeginn. Sie brauchen bloß auf den linken Knopf zu drücken«, fuhr er fort, als

würde er mit einem Zehnjährigen sprechen, »dann wird alles in etwa einer Minute bei Ihnen ankommen.«

Connor hätte ihm sagen können, daß der Speisenaufzug vom Keller zur siebten Ebene genau siebenundvierzig Sekunden brauchte. Aber es gab noch zwei weitere Ebenen – die zweite (die Clubplätze) und die fünfte (die VIP-Logen) –, die ebenfalls Zugang zum Speisenaufzug hatten. Möglicherweise mußte er warten, bis Bestellungen dorthin geliefert waren, ehe der Aufzug kam, was Connor bis zu drei Minuten kosten konnte.

»Sobald Ihre Bestellung angekommen ist, bringen Sie das Täblett zu dem Secret-Service-Agenten, der im Innern des JumboTrons am Ostende des Feldes postiert ist. Auf dem Weg links von Ihnen finden Sie eine Tür mit der Aufschrift ›Privat‹. Siebenunddreißig Schritte, erinnerte sich Connor. »Hier ist der Schlüssel. Sie gehen durch diese Tür und dann einen überdachten Walkway entlang, bis sie den hinteren Eingang des JumboTrons erreichen.« Siebzig Meter, dachte Connor. Zu seiner Football-Zeit hätte er diese Entfernung in etwa acht Sekunden zurücklegen können.

Während der Manager ihn weiterhin auf Einzelheiten aufmerksam machte, die ihm bereits bekannt waren, studierte Connor den Speisenaufzug. Er maß siebzig mal achtzig Zentimeter, und auf dem Schild stand: »Erlaubte Maximalbelastung 75 Kilo«. Connor wog fünfundneunzig Kilo; er konnte nur hoffen, daß der Aufzug deshalb nicht gleich Funktionsstörungen bekam. Es gab noch zwei weitere Probleme: Er konnte den Aufzug nicht ausprobieren, und er konnte nichts dagegen tun, wenn er auf der zweiten oder fünften Ebene angehalten wurde, sobald er auf dem Weg hinunter war.

»Wenn Sie die Tür an der Rückseite des JumboTrons erreichen«, sagte der Manager soeben, »klopfen Sie an. Dann wird der diensthabende Agent aufschließen und Sie einlassen. Sobald Sie ihm das Tablett ausgehändigt haben, können Sie zur Rückseite des Stadions gehen und sich das erste Viertel des Spiels anschauen. In der Pause holen Sie das Tablett und bringen es zum Speisenaufzug. Dann drücken Sie auf den grünen Knopf, und das Tablett wird in

den Keller zurückgebracht. Danach können Sie sich den Rest des Spiels ansehen. Haben Sie das alles verstanden, Dave?«

Connor war arg versucht zu sagen: Nein, Sir. Würden Sie es mir bitte noch einmal erklären, aber diesmal etwas langsamer?

Doch er antwortete: »Ja, Sir.«

»Irgendwelche Fragen?«

»Nein, Sir.«

»Okay. Wenn der Agent Sie gut behandelt, schicke ich ihm nach Spielende ein Steak rauf. Sobald er damit fertig ist, melden Sie sich bei mir und holen Ihr Geld. Fünfzig Dollar.« Er zwinkerte.

Pug hatte erklärt, daß echte Fans ihr Geld gar nicht abholten, wenn sie Wert darauflegten, den Job wieder angeboten zu bekommen. »Denken Sie daran«, hatte Pug gesagt, »wenn der Manager ›Ihr Geld‹ sagt, zwinkern Sie bloß.«

Connor hatte nicht die Absicht, sich die fünfzig Dollar zu holen oder je wieder ins Stadion zu kommen. Er zwinkerte.

»Warum fliegt Lawrence mit dem Hubschrauber zum Spiel, während ich hinten in diesem Wagen sitzen muß?« beschwerte sich Zerimskij, als sein Neun-Limousinen-Korso aus der Botschaft fuhr.

»Er muß sichergehen, daß er vor Ihnen dort ist«, erklärte Titow. »Er will, daß ihm alle Ehrengäste vorgestellt werden. Wenn Sie dann eintreffen, kann er so tun, als würde er diese Leute schon sein Leben lang kennen.«

»Was ist das für eine Art und Weise, ein Land zu regieren!« Zerimskij schüttelte den Kopf. »Nicht daß dieser Nachmittag wichtig ist.« Er schwieg kurz. »Wissen Sie, daß ich sogar das Gewehr gesehen habe, mit dem Fitzgerald mich erschießen will?« Titow blickte ihn überrascht an. »Es ist das gleiche Modell, das die CIA ihm in St. Petersburg untergeschoben hat. Aber jetzt mit einer winzigen Verbesserung – zumindest für uns.« Er schob eine Hand in seine Jackettasche. »Was glauben Sie, was das ist?« Er brachte etwas zum Vorschein, das wie ein verbogener Nagel aussah.

Titow schüttelte den Kopf. »Ich habe keine Ahnung.«

»Der Schlagbolzen einer Remington 700. Wir können ihm jetzt sogar erlauben, daß er abdrückt, bevor meine Leibwächter ihn mit Kugeln durchlöchern.« Er betrachtete das kleine Metallstück eingehend. »Ich glaube, ich werde es einfassen lassen und ihm einen Platz auf meinem Schreibtisch im Kreml geben.« Er steckte den Bolzen wieder in die Tasche zurück. »Wurden Kopien der Rede, die ich heute abend halten soll, schon an die Presse verteilt?«

»Ja, Herr Präsident«, antwortete Titow. »Sie ist voll der üblichen Plätituden. Sie können ziemlich sicher sein, daß kein Wort davon veröffentlicht wird.«

»Und was ist mit meiner spontanen Reaktion, nachdem Fitzgerald getötet wurde?«

»Ich habe die Rede hier, Herr Präsident.«

»Gut. Geben Sie mir eine kleine Probe.« Zerimskij lehnte sich im Sitz zurück.

Titow nahm einen Ordner aus einem Köfferchen neben sich und las von einem handgeschriebenen Entwurf: »Am Tag meiner Wahl rief Präsident Lawrence persönlich im Kreml an und lud mich ein, ihn in seinem Land zu besuchen. Und was geschah, als ich dieser Einladung guten Glaubens folgte? Meiner freundschaftlich ausgestreckten Hand wurde kein Palmenzweig gereicht, nein, man richtete eine mörderische Waffe auf mich, ein Gewehr. Und wo? In meiner eigenen Botschaft! Und wer drückte auf den Abzug? Ein Agent der CIA! Und wäre mir nicht das Glück hold gewesen...«

»Ein ehemaliger Agent«, unterbrach ihn Zerimskij.

Titow blickte von seinen Notizen auf. »Ich hielt es für angebracht, daß es so aussieht, als würden Sie den einen oder anderen kleinen Fehler machen, sich sogar wiederholen. Dann wird so leicht niemand auf die Idee kommen, Ihnen vorzuwerfen, Sie hätten von vornherein gewußt, was passiert. In Amerika vermutet man hinter allem und jedem eine Verschwörung.«

»Es wird mir ein Vergnügen sein, diese krankhafte Angst meiner Gastgeber zu steigern.« Zerimskij grinste boshaft. »Ich wette, noch lange, nachdem Lawrence seines Amtes enthoben wurde, werden die Amerikaner in dicken Bänden Vermutungen darüber anstellen, ob ich für den Abbruch der Beziehungen zwischen unseren beiden Ländern verantwortlich war oder nicht. Und Lawrence' Regierung wird in der Geschichte des glorreichen Wiederaufstiegs des Russischen Reiches unter meiner Präsidentschaft nur in einer Fußnote erwähnt.« Er strahlte Titow an. »Und nachdem ich das erreicht habe, wird niemand die Worte ›Demokratie‹ und ›freie Wahlen‹ auch nur erwähnen. Ich werde bis zu meinem Todestag an der Macht bleiben!«

Connor blickte auf die Uhr. Es war vier Minuten vor zehn. Er drückte auf den Knopf für den Speisenaufzug und hörte sofort das Surren eines Motors, als der Aufzug seine Fahrt zur siebten Ebene antrat.

Bis das Stadion für Zuschauer und Presse geöffnet wurde, ver-

gingen noch vierunddreißig Minuten. Natürlich wußte Connor, daß geraume Zeit verstreichen würde, bis die Menge die dreißig Magnetometer und die Sicherheitschecks passiert hatte. Er selbst mußte sich an einen weit strengeren Zeitplan halten als sonst jemand im Stadion. Siebenundvierzig Sekunden später hatte das Tablett sein Ziel erreicht. Connor drückte auf den Knopf, um dem Personal im Keller Bescheid zu geben, daß es angekommen war.

Er schritt rasch den Platz auf der siebten Ebene entlang, vorbei an einem Verkaufsstand und zur Tür mit der Aufschrift »Privat«. Das Tablett balancierte er mit einer Hand, während er mit der anderen den Schlüssel im Schloß drehte und eintrat. Er schaltete das Licht ein und schritt den überdachten Walkway auf der Rückseite des JumboTrons entlang. Wieder schaute er auf die Uhr: dreiundachtzig Sekunden. Zu lange. Aber da er beim letzten Mal kein Tablett zu tragen brauchte, müßte es möglich sein, den ganzen Weg vom Dach bis zum Keller in weniger als zwei Minuten zu schaffen. Wenn alles nach Plan verlief, würde er aus dem Stadion und unterwegs zum Flughafen sein, ehe irgendwelche Straßensperren aufgestellt werden konnten.

Connor balancierte das Tablett in einer Hand und klopfte mit der anderen an die Tür. Sekunden später öffnete ein großer kräftiger Mann, der sich vom einfallenden Lichtstreifen abhob.

»Ich bringe Ihnen einen kleinen Imbiß«, sagte Connor freundlich.

»Großartig«, freute sich der Scharfschütze. »Kommen Sie doch mit, und setzen Sie sich zu mir.« Er nahm ein Pastrami-Sandwich vom Tablett, und Connor folgte ihm über eine dünne galvanisierte Stahlplattform bis hinter einen riesigen Schirm aus siebenhundertsiechsundachtzig TV-Monitoren. Der Secret-Service-Agent setzte sich und schlug die Zähne ins Sandwich. Connor war bemüht, sich nicht anmerken zu lassen, wie eingehend er das Gewehr des Mannes studierte.

Das JumboTron befand sich auf drei Ebenen: eine über der Plattform, eine in ihrer Höhe und eine darunter. Connor stellte das Tablett neben dem Agenten ab, der mitten auf der Treppe zur unte-

ren Rampe saß. Er war viel interessierter an seiner Dose Cola Light als an Connors umherschweifenden Augen.

»Übrigens«, sagte er zwischen zwei Schlucken, »ich bin Arnie Cooper.«

»Dave Krinkle«, stellte Connor sich vor.

»Verraten Sie mir, wieviel Sie für das Privileg bezahlen mußten, den Nachmittag bei mir verbringen zu dürfen?« fragte Arnie grinsend.

*Marine One* ging auf dem Hubschrauberlandeplatz nordöstlich des Stadions nieder. Noch ehe die Treppe ausgefahren und Lawrence und Lloyd aus der Maschine gestiegen waren, rollte eine Limousine heran. Dann erschien der Präsident und winkte der Menge, die gekommen war, um ihm zuzujubeln, bevor er und sein Stabschef in das wartende Auto stiegen. Den knappen halben Kilometer zum Stadion schafften sie in der Limousine in nicht einmal einer Minute. Ohne angehalten zu werden, passierten sie jede Sicherheitsüberprüfung. John Kent Cooke, der Besitzer des Stadions, erwartete sie zur Begrüßung am Eingang.

»Das ist eine große Ehre, Sir«, versicherte er, als Lawrence aus der Limousine stieg.

»Ich freue mich, Sie kennenzulernen, John«, erwiderte der Präsident und schüttelte dem silberhaarigen schlanken Mann die Hand.

Cooke führte seine illustren Gäste zum Privatlift.

»Glauben Sie wirklich, daß die Redskins gewinnen können, John?« fragte Lawrence lächelnd.

»Also, das ist die Art von Fangfrage, die man von einem Politiker wohl erwarten muß, Mr. President«, antwortete Cooke beim Einsteigen in den Lift. »Jeder weiß, daß Sie der Superfan der Packers sind. Trotzdem kann ich Ihre Frage nur mit »Jawohl, Sir« beantworten. Den Kampf um Washington werden die Redskins gewinnen.«

»Da ist die Washington Post aber nicht Ihrer Meinung«, sagte der Präsident, während die Tür auf der Presseebene aufglitt.

»Ich bin sicher, Sie sind der letzte, der alles glaubt, was in der Post steht, Mr. President«, entgegnete Cooke. Seine beiden Gäste lachten.

Er führte sie zur Eigentümerloge, ein großer, komfortabler Raum oberhalb der Fünfzig-Yard-Linie mit ausgezeichneter Sicht auf das gesamte Spielfeld. »Mr. President, ich möchte Ihnen gern zwei der Fans vorstellen, welche die Redskins zur großartigsten Footballmannschaft in Amerika gemacht haben. Gestatten Sie mir, mit meiner Frau Rita anzufangen.«

»Es ist mir eine Freude, Sie kennenzulernen, Rita.« Lawrence gab ihr die Hand. »Und meinen Glückwunsch zu Ihrem Erfolg beim National Symphony Ball. Ich habe gehört, daß unter Ihrem Vorsitz eine Rekordsumme zusammenkam.«

Mrs. Cooke strahlte vor Stolz.

Lawrence hatte sich über jede Person, die ihm vorgestellt werden sollte, eine erwähnenswerte Tatsache oder Anekdote eingeprägt, sogar über den kleinen alten Mann im Redskins-Blazer, der unmöglich ein ehemaliger Spieler sein konnte.

»Das ist Pug Washer.« John Kent Cooke legte eine Hand auf die Schulter des alten Mannes. »Er...«

»... ist der einzige, der in die Redskins-Ruhmeshalle aufgenommen wurde, ohne je für die Mannschaft gespielt zu haben«, sagte der Präsident.

Pug strahlte übers ganze Gesicht.

»Und ich habe auch gehört, daß Sie mehr über die Geschichte der Mannschaft wissen als sonst jemand.«

Pug nahm sich vor, nie wieder die Republikaner zu wählen.

»Also verraten Sie mir, Pug, wie viele Saisonpunkte hat Vince Lombardi bei den Spielen der Packers gegen die Redskins geholt, als er Trainer der Packers war? Und wie viele Punkte hat er in dem Jahr als Trainer bei den Redskins geholt?«

»Packers 459, Skins 435«, antwortete Pug zerknirscht.

»Genau wie ich es mir dachte – er hätte nie von den Packers weggehen sollen.« Der Präsident klopfte Pug auf den Rücken.

»Wissen Sie, Mr. President«, sagte Cooke, »mir ist noch nie eine

Frage über die Redskins eingefallen, die Pug nicht beantworten konnte.«

»Hat das schon mal jemand fertiggebracht, Pug?« wandte der Präsident sich wieder an die wandelnde Enzyklopädie.

»Man versucht es die ganze Zeit, Mr. President«, antwortete Pug. »Also, erst gestern hat ein Mann...«

Ehe Pug seinen Satz beenden konnte, berührte Andy Lloyd Lawrence' Ellbogen. »Bedauere, unterbrechen zu müssen, Sir, aber wir wurden soeben unterrichtet, daß Präsident Zerimskij nur noch fünf Minuten vom Stadion entfernt ist. Sie und Mr. Cooke sollten sich jetzt zum Nordwesteingang begeben, um den Präsidenten rechtzeitig begrüßen zu können.«

»Ja, natürlich«, erwiederte Lawrence. Zu Pug sagte er: »Setzen wir unser Gespräch fort, sobald ich zurück bin.«

Pug nickte, als der Präsident und sein Begleiter den Raum verließen, um Zerimskij zu begrüßen.

»Es ist ein bißchen eng hier«, rief Connor, um über das Schwirren des großen Ventilators an der Decke gehört zu werden.

»Kann man wohl sagen.« Arnie trank seine Cola aus. »Aber das muß man bei diesem Job wohl in Kauf nehmen.«

»Erwarten Sie heute Schwierigkeiten?«

»Eigentlich nicht. Natürlich sind wir alle in voller Alarmbereitschaft, sobald die beiden Präsidenten aufs Feld marschieren, aber das dauert nur ungefähr acht Minuten. Hätte allerdings Spezialagent Braithwaite sich durchgesetzt, würde keiner von ihnen die Loge verlassen dürfen, bis es Zeit zum Abfahren ist.«

Connor nickte und stellte noch einige harmlose Fragen. Er achtete genau auf Arnies Brooklyner Akzent und konzentrierte sich auf typische Ausdrücke, die er mehrmals benutzte.

Während Arnie ein Stück Schokoladentorte verspeiste, blickte Connor durch einen Spalt zwischen der Werbetafel und dem Videoschirm. Die meisten Leute vom Secret Service machten ebenfalls eine Imbißpause. Er konzentrierte sich auf den Beleuchtungsmast hinter der westlichen Endzone. Brad war dort oben und

hörte dem Agenten aufmerksam zu, der zur Loge von Mr. Cooke deutete. Genau die Art junger Mann, die der Secret Service sich warmhalten sollte. Er wandte sich erneut Arnie zu. »Ich komme zu Beginn des Spiels wieder. Möchten Sie in etwa das gleiche noch mal? Eine Platte Sandwiches, ein Stück Kuchen und Cola Light?«

»Hört sich gut an. Aber lieber keinen Kuchen mehr. Es macht mir ja nichts aus, wenn meine Frau sagt, daß ich zugenommen habe, aber in letzter Zeit hat mich auch unser Dienstarzt gewarnt, daß ich kürzertreten soll.«

Eine Sirene heulte und verkündete dem Personal, daß es halb elf war und die Tore geöffnet wurden. Die Fans strömten herein. Die meisten begaben sich geradewegs zu ihren gewohnten Sitzen. Connor sammelte die leeren Plastikbehälter und die Coladose ein und legte alles aufs Tablett.

»Zum Kick-off bringe ich Ihren Lunch«, versprach er.

»Gut«, murmelte Arnie, ohne das Fernglas von den Augen zu nehmen, mit dem er momentan die Menge unten beobachtete. »Aber kommen Sie erst, wenn die zwei Präsidenten in Mr. Cookes Loge zurück sind.«

»Okay, ich verstehe.« Connor warf einen letzten verstohlenen Blick auf Arnies Gewehr. Als er sich zum Gehen wandte, drang eine Stimme aus dem Sprechfunkgerät.

»Herkules drei.«

Arnie löste das Gerät, das er hinten an den Gürtel geklemmt hatte, drückte auf einen Kopf und sagte: »Herkules drei, sprechen Sie.«

Connor zögerte an der Tür.

»Nichts Ungewöhnliches, Sir. Ich wollte gerade einen Blick auf die Westtribüne werfen.«

»Gut. Teilen Sie mir sofort mit, falls Sie etwas Verdächtiges entdecken.«

»Jawohl, Sir.« Arnie klammerte die Halterung wieder an seinen Gürtel.

Connor trat leise auf den Walkway, schloß die Tür hinter sich und stellte die leere Coladose auf eine Stufe.

Er blickte auf die Uhr; dann schritt er rasch den Walkway hinunter, schloß die Tür auf und schaltete das Licht aus. Draußen wimmelte es von Zuschauern, die zu ihren Plätzen eilten. Als er den Aufzugsschacht erreichte, schaute er wieder auf die Uhr: vierundfünfzig Sekunden. Viel zu lange. Er mußte es unbedingt in weniger als dreißig Sekunden schaffen! Er drückte auf den Knopf. Siebenundvierzig Sekunden später erschien der Speisenaufzug wieder. Offensichtlich hatte niemand auf der zweiten oder fünften Ebene nach ihm gerufen. Er legte das Tablett in den Lift und drückte erneut auf den Knopf. Sofort begann der Aufzug seine langsame Rückfahrt in den Keller.

Niemand bedachte Connor in seinem langen weißen Personalkittel und der Redskins-Kappe mit einem zweiten Blick, als er an dem Verkaufsstand vorbei zur Tür mit der Aufschrift »Privat« eilte und sie hinter sich abschloß. Im Dunkeln rannte er lautlos den schmalen Weg zurück, bis er sich nur noch ein paar Meter vor dem Eingang zum JumboTron befand. Er blieb stehen und spähte hinunter auf das riesige Stahlgerüst, an dem der gewaltige Schirm befestigt war.

Connor hielt sich kurz am Handlauf fest; dann sank er auf die Knie. Er beugte sich nach vorn, packte das Gerüst mit beiden Händen und ließ sich auf den schmalen Weg hinunter. Er starre konzentriert auf den Schirm, der sich gemäß den Bauplänen dreizehn Meter vor ihm befinden mußte. Ihm erschien es eher wie ein Kilometer.

Er konnte jetzt einen kleinen Griff sehen, wußte aber noch immer nicht, ob es den Notausgang – die Klapptür, die so unübersehbar im Bauplan eingezeichnet war – auch wirklich gab. Er kroch Zentimeter um Zentimeter am Gerüst entlang, ohne ein einziges Mal in die Tiefe zu blicken. Die fünfzig Meter kamen ihm wie drei Kilometer vor.

Als er schließlich das Ende des Gerüsts erreichte, ließ er die Beine über den Rand hängen und hielt sich ganz fest, als säße er auf dem Rücken eines galoppierenden Pferdes. Das Bild auf dem Schirm wechselte von der Wiederholung eines Touchdowns im

vorherigen Spiel der Redskins zur Werbung eines Sportartikelgeschäfts. Connor holte tief Atem, faßte nach dem Griff und zog. Die Klapptür glitt zurück und gab den Blick auf das versprochene Loch frei, das knapp anderthalb Quadratmeter maß. Connor zwängte sich hinein und zog die Tür über sich zu.

Auf allen Seiten von Stahl eingeklemmt, wünschte er sich, er hätte ein Paar dicke Handschuhe mitgenommen. Es war hier wie in einem Kühlschrank. Trotzdem wuchs mit jeder Minute seine Überzeugung: Sollte er wirklich auf seinen Notplan zurückgreifen müssen, würde nie jemand dahinterkommen, wo er sich versteckte.

Er hielt sich mehr als anderthalb Stunden fünfzig Meter über dem Boden in dem hohlen Stahlträger auf, in dem er nicht einmal das Handgelenk weiter drehen konnte, als um gerade noch auf die Uhr zu blicken. Doch in Vietnam hatte er einmal zehn Tage aufrecht in einem bis zum Kinn mit Wasser gefüllten Bambusbehälter stehen müssen.

Eine Tortur, wie ihr Arnie bestimmt noch nie ausgesetzt gewesen war, vermutete Connor.

Jedem, der ihm vorgestellt wurde, gab Zerimskij freundlich die Hand, ja er lachte sogar über John Kent Cookes Witze. Er erinnerte sich an die Namen aller Gäste und beantwortete jede ihm gestellte Frage mit einem Lächeln.

»Die Amerikaner nennen das eine Charmeoffensive«, hatte Ti-tow ihm erklärt. Sie würde den Schrecken, der am Abend für sie geplant war, nur noch steigern.

Er konnte bereits hören, wie die Gäste der Presse erzählten: »Er hätte gar nicht entspannter sein können, vor allem mit unserem Präsidenten, den er immer wieder ›mein teurer Freund Tom‹ nannte.« Die Gäste würden sich auch daran erinnern, daß Lawrence nicht ganz das gleiche Maß an Freundlichkeit gezeigt hatte, ja, seinem russischen Besucher gegenüber sogar ein wenig frostig gewesen war.

Nachdem alle dafür Ausersehnen vorgestellt waren, klopfte John Kent Cooke mit einem Löffel auf den Tisch. »Es tut mir leid, daß ich einen so erfreulichen Anlaß kurz unterbrechen muß, aber es gibt da noch einiges, worauf ich die Herren Präsidenten sogleich aufmerksam zu machen habe.« Seine Worte wurden mit leichtem Lachen quittiert. »Also, gehen wir es an.« Er setzte eine Brille auf und begann laut von einem Blatt Papier zu lesen, das sein PR-Assistent ihm gereicht hatte.

»Um elf Uhr zwanzig werde ich beide Herren Präsidenten zum Südeingang des Stadions begleiten und sie um elf Uhr sechsunddreißig hinaus auf das Feld führen.« Er blickte auf. »Ich habe veranlaßt, daß der Willkommensgruß ohrenbetäubend sein wird.« Er lächelte. Rita lachte um eine Spur zu laut.

»Wenn wir die Mitte des Feldes erreichen, werde ich den Präsidenten die zwei Mannschaftskapitäne vorstellen, und diese wiederum werden die hohen Gäste mit dem Team, den Trainern und den Funktionären bekannt machen.

Um elf Uhr vierzehn werden sich alle der Westtribüne zuwenden, wo die Redskins-Band die russische Nationalhymne spielen

wird sowie, nach einer kurzen Unterbrechung, das ›Star-Spangled Banner‹.

Um genau elf Uhr achtundvierzig wird unser geehrter Guest, Präsident Zerimskij, einen Silberdollar werfen. Anschließend werde ich beide Gentlemen vom Spielfeld führen und sie hierher zurückbegleiten, wo ich hoffe, daß sie gemeinsam mit den anderen verehrten Gästen genußvoll zuschauen werden, wie die Redskins die Packers schlagen.«

Beide Präsidenten lachten.

Cooke blickte zu seinen Gästen auf. Er lächelte vor Erleichterung, daß dieser Teil seiner Nervenbelastung gut überstanden war, und erkundigte sich: »Irgendwelche Fragen?«

»Ja, John«, meldete Zerimskij sich zu Wort. »Sie haben nicht erklärt, weshalb ich die Münze werfen soll.«

»Damit der Kapitän, der richtig geraten hat, ob der Kopf oder die Zahl kommt, die Seitenwahl treffen kann. Dafür hat die gegnerische Mannschaft Anstoß.«

»Wie originell«, sagte Zerimskij.

Im Lauf der Minuten blickte Connor immer häufiger auf die Uhr. Er wollte nicht länger als notwendig im JumboTron bleiben, aber er brauchte mehr Zeit, sich mit einem Gewehrtyp vertraut zu machen, den er seit Jahren nicht mehr benutzt hatte.

Wieder schaute er auf die Uhr. *Zehn nach elf*. Er würde noch sieben Minuten warten. Wie ungeduldig man auch sein mochte, man sollte es nie zu früh anpacken – das erhöht nur das Risiko.

*Zwölf nach elf*. Er dachte an Chris Jackson und das Opfer, das er gebracht hatte, um seinem Freund Connor diese eine Chance zu verschaffen.

*Vierzehn nach elf*. Er dachte an Joan und den grausamen und unnötigen Tod, den Gutenburg für sie befohlen hatte – nur weil sie Connors Sekretärin gewesen war.

*Viertel nach elf*. Er dachte an Maggie und Tara. Wenn es ihm gelang, diese Sache durchzuziehen, könnte es ihnen vielleicht eine

Chance geben, in Frieden zu leben. Wie auch immer, er bezweifelte, daß er sie je wiedersehen würde.

*Siebzehn nach elf.* Connor öffnete die Klapptür und stemmte sich aus dem winzigen engen Raum. Er sammelte erst einen Augenblick Kraft, bevor er die Beine über den Gerüstträger schwang und sich mit den Oberschenkeln daran festklammerte. Auch jetzt blickte er nicht in die Tiefe, während er vorsichtig die endlos scheinenden fünfzig Meter zum Walkway zurückkroch. Als er den Sims erreichte, zog er sich hinauf. Ein paar Sekunden hielt er sich am Geländer fest, dann machte er einige Streckübungen.

*Siebenundzwanzig nach elf.* Er atmete tief und regelmäßig, während er ein letztes Mal seinen Plan durchging. Dann kehrte er rasch zum JumboTron zurück und hielt nur flüchtig an, um sich nach der Coladose zu bücken, die er auf die Stufe gestellt hatte.

Er klopfte laut an die Tür. Ohne auf eine Aufforderung zu warten, öffnete er, marschierte hindurch und brüllte über den Lärm des Ventilators hinweg: »Ich bin's bloß.«

Arnie blickte vom Sims oben herunter, und seine Rechte rückte unwillkürlich zum Abzug seiner Armalite. »Verschwinden Sie! Ich hab' Ihnen doch gesagt, Sie sollen sich nicht blicken lassen, solange die Präsidenten auf dem Feld sind. Sie haben Glück, daß ich nicht versehentlich auf Sie geschossen habe.«

»Tut mir leid«, entschuldigte sich Connor. »Ich habe mich nur erinnert, wie heiß es hier drinnen wird, darum habe ich Ihnen eine Cola gebracht.«

Er streckte die leere Dose hoch, und Arnie beugte sich hinunter, um mit der freien Hand danach zu greifen. Als seine Finger den Rand der Dose berührten, ließ Connor sie los, packte ihn mit aller Kraft am Handgelenk und zog ihn vom Sims herunter.

Arnie stieß einen grauenvollen Schrei aus, als er umkippte und kopfüber auf dem Stahl aufschlug, während sein Gewehr weg rutschte.

Connor schwang herum und sprang auf seinen Gegner, ehe dieser eine Chance hatte aufzustehen. Als Arnie den Kopf hob, landete Connor einen Kinnhaken, der seine Rechte für einen Moment

beinahe lähmte. Er griff rasch nach den Handschellen, die am Gürtel des Secret Service-Mannes hingen und konnte gerade noch dessen Knie ausweichen, das er auf seine Weichteile zustoßen sah. Als Arnie aufzustehen versuchte, landete Connor einen weiteren Schlag, diesmal voll auf die Nase. Connor hörte das knirschende Geräusch brechender Knochen. Als Blut herabströmte, gaben Arnies Beine nach, und er sank zu Boden. Wieder sprang Connor auf ihn. Als Arnie sich erneut auf die Beine plagen wollte, versetzte Connor ihm einen Hieb an die rechte Schulter, daß Arnie nach mehrmaligem kurzem Zucken endgültig auf dem Walkway zusammenbrach und regungslos liegenblieb.

Connor trennte sich eilig von dem langen weißen Kittel, seinem Hemd, der Krawatte, den Jeans, den Socken und der Mütze. Er warf alles zu einem Haufen zusammen in die Ecke; dann nahm er Arnie die Handschellen ab und zog ihm die Uniform aus. Leider mußte er feststellen, daß ihm die Schuhe um mindestens zwei Nummern zu klein waren und die Hose um etwa fünf Zentimeter zu kurz. Ihm blieb nichts anderes übrig, als die Socken hochzuziehen und wieder in seine Joggingschuhe zu schlüpfen, die glücklicherweise schwarz waren. Bei dem entstehenden Durcheinander würde es wohl kaum jemandem auffallen, daß ein Secret-Service-Agent mit Sachen herumlief, die nicht der Dienstordnung entsprachen.

Connor zog seine Krawatte aus dem Kleiderhaufen in der Ecke und fesselte damit Arnies Fußgelenke zusammen. Dann richtete er den Bewußtlosen auf und schlang seine Arme um einen Stahlträger, der entlang der gesamten Breite des JumboTrons verlief, und legte ihm die Handschellen wieder um die Handgelenke. Schließlich holte er ein Taschentuch hervor, ballte es zusammen und stopfte es Arnie in den Mund. Der arme Kerl würde ein paar Tage wund sein und es wahrscheinlich gar nicht so richtig zu würdigen wissen, daß er vermutlich die paar extra Kilo abnahm, die der Dienstarzt beanstandet hatte.

»Nimm's nicht persönlich«, sagte Connor. Er legte Arnies Mütze und Sonnenbrille neben die Tür und griff nach der Armalite.

Ein M-16 wäre sicher nicht seine erste Wahl gewesen, aber er würde es damit schon schaffen. Er stieg rasch die Stufen zu dem Platz hinauf, an dem Arnie gesessen hatte, griff nach dem Fernglas und blickte durch den Spalt zwischen der Werbetafel und dem Videoschirm hinunter auf die Menge.

*Zweiunddreißig nach elf.* Drei Minuten und achtunddreißig Sekunden waren vergangen, seit er den JumboTron betreten hatte. Er hatte damit gerechnet, daß es vier Minuten dauern würde, Arnie zu überwältigen. Er atmete wieder tief und regelmäßig.

Plötzlich vernahm er eine Stimme hinter sich:

»Herkules drei.«

Zunächst war ihm nicht klar, woher die Stimme kam, doch dann erinnerte er sich an das kleine Walkie-talkie an Arnies Gürtel. Er riß es rasch herunter. »Herkules drei. Ich höre.«

»Für einen Moment dachte ich schon, wir hätten Sie verloren, Arnie«, sagte der Spezialagent, der den Einsatz leitete. »Ist alles okay?«

»Jep«, sagte Connor. »Mußte bloß mal die Blase leeren und hab's nicht für angebracht gehalten, es über der Menge zu tun.«

»Richtig.« Braithwaite lachte. »Behalten Sie Ihren Sektor weiter im Auge. Dauert nicht mehr lange, bis Rotstern und Wasserfall aufs Feld stolzieren.«

»Mach' ich«, bestätigte Connor mit einem Akzent, für den seine Mutter ihn gerügt hätte. Die Verbindung wurde beendet.

*Vierunddreißig nach elf.* Er schaute sich im Stadion um. Nur ein paar der roten und gelben Plätze waren unbesetzt. Er versuchte, sich nicht von den spärlich bekleideten Cheerleaders der Redskins ablenken zu lassen, die ihre Beine unmittelbar unter ihm hoch in die Luft schwangen.

Jubel brach auf den Tribünen aus, als die Mannschaften aus den Tunnels am Südende des Stadions kamen und langsam zur Mitte des Spielfelds liefen. Die Menge begann zu singen: »*Hail to the Redskins.*«

Connor hob Arnies Fernglas an die Augen und richtete es auf die Beleuchtungsmasten hoch über dem Stadion. Fast alle Agenten

scannten nun die Menge unten und hielten Ausschau nach allem, was auch nur im geringsten auf Schwierigkeiten hindeuten könnte. Keiner von ihnen zeigte das mindeste Interesse an dem Ort, von dem die Schwierigkeiten tatsächlich ausgehen würden. Connors Blick blieb auf dem jungen Brad haften, der zur Nordtribüne hinunterspähte und sich Reihe um Reihe vornahm. Der Junge sah aus, als wäre er dem siebten Himmel so nahe wie noch nie zuvor.

Connor wandte das Fernglas der Fünfzig-Yard-Linie zu. Die beiden Mannschaftskapitäne standen einander nun gegenüber.

*Sechsunddreißig nach elf.* Erneute Begeisterung brandete auf, als John Kent Cooke die beiden Präsidenten stolz aufs Feld führte. Zwölf Agenten begleiteten sie, die fast genauso breitschultrig waren wie die Spieler mit ihren Schulterpolstern. Ein Blick genügte Connor, um zu erkennen, daß sowohl Zerimskij wie Lawrence kugelsichere Westen trugen.

Am liebsten hätte er gleich jetzt das Gewehr auf Zerimskij gerichtet und seinen Kopf anvisiert, aber er durfte das Risiko nicht eingehen, daß einer der Scharfschützen auf den Beleuchtungsmaßen darauf aufmerksam wurde. Jeder von ihnen hielt sein Gewehr in Anschlag. Und Connor wußte, daß sie ausgebildet waren, in weniger als drei Sekunden zu zielen und zu schießen.

Als die Mannschaften den Präsidenten vorgestellt wurden, blickte Connor zum Banner der Redskins, das über dem westlichen Ende des Stadions in dem leichten Wind flatterte. Er überzeugte sich, daß die Waffe schußbereit war, voll geladen, entsichert und gespannt. Das durch das Auf- und Zuknicken entstandene Geräusch hatte die Wirkung des Knalls einer Startpistole auf ihn und er spürte plötzlich, daß sein Herzschlag fast um das Doppelte beschleunigte.

*Einundvierzig nach elf.* Die beiden Präsidenten unterhielten sich jetzt mit den Funktionären. Durch das Fernglas sah Connor, wie John Kent Cooke nervös auf seine Uhr blickte. Er beugte sich zu Lawrence hinüber und flüsterte ihm etwas ins Ohr. Der amerikanische Präsident nickte, tippte Zerimskij auf den Ellbogen und führte ihn zu einem Grasstreifen zwischen den beiden Mannschaften.

Aufs Gras waren zwei weiße Kreise gemalt mit einem Bären in einem und einem Adler im anderen, damit die zwei Staatschefs genau wußten, wo sie stehen sollten.

»Ladies und Gentlemen«, erschallte eine Stimme über die Lautsprecher. »Dürfen wir Sie bitten, sich für die Nationalhymne der Russischen Föderation zu erheben.«

Das Klappern der Sitze wurde laut, als die Menge sich von ihren Plätzen erhob. Viele nahmen ihre Redskins-Mützen ab, als sie sich der Band und dem Chor am Westende des Feldes zudrehten. Der Bandleader hob seinen Taktstock und hielt inne; dann ließ er ihn plötzlich begeistert herabsausen. Die Menge hörte sich unruhig die Melodie an, die wenige von ihnen je zuvor vernommen hatten.

Connor hatte die russische Nationalhymne schon viele Male stehend über sich ergehen lassen und dabei festgestellt, daß wenige Musikkapellen außerhalb von Rußland gewußt hatten, in welchem Tempo und mit wie vielen Strophen sie gespielt werden sollte. Deshalb hatte er sich entschlossen, auf das »Star-Spangled Banner« zu warten, bevor er seine einzige Chance nutzte.

Als die russische Hymne zu Ende war, begannen die Spieler, sich zur Nervenberuhigung zu strecken und auf dem Fleck zu joggen. Connor wartete, daß der Bandleader seinen Stab wieder schwang, denn das wäre sein Zeichen, Zerimskij ins Visier zu nehmen. Er blickte zum Fahnenmast am entgegengesetzten Ende des Stadions. Das Redskins-Banner hing schlaff herab; also ging momentan so gut wie kein Wind.

Der Bandleader hob seinen Taktstock zum zweitenmal. Connor schob den Lauf ein Stück durch den Spalt zwischen der dreieckigen Werbetafel und dem Videoschirm und nutzte den Holzrahmen als Stütze. Er schweifte mit dem Zielfernrohr über das Feld, bis das Fadenkreuz exakt auf Zerimskis Hinterkopf positioniert war.

Die ersten Takte der amerikanischen Hymne erklangen, und bei den Präsidenten standen stramm. Connor atmete aus. Drei... zwei... eins. Er drückte auf den Abzug, gerade als Tom Lawrence den rechten Arm vor die Brust schlug und seine Hand über dem Herzen zu ruhen kam. Durch diese plötzliche Bewegung abgelenkt,

blickte Zerimskij nach links – und die Kugel sirrte an seinem rechten Ohr vorbei. Achtundsiebzigtausend unbeirrte Stimmen verrieten, daß niemand etwas bemerkte oder den weichen Aufschlag der Kugel im Gras hinter der Fünfzig-Yard-Linie gehört hatte.

Brad, der flach auf dem Bauch auf der Beleuchtungsplattform hoch über der VIP-Loge lag, starre durch ein Fernglas angespannt hinunter auf die Menge. Seine Augen kamen auf dem JumboTron zu ruhen. Den riesigen Schirm beherrschte ein überlebensgroßer Präsident Lawrence, der die Hand aufs Herz drückte und aus voller Kehle die Nationalhymne sang.

Brads Blick wanderte weiter. Plötzlich fuhr er zusammen. Er vermeinte etwas in der Lücke zwischen der dreieckigen Werbetafel und dem Videoschirm bemerkt zu haben. Er konzentrierte sich darauf und sah jetzt, daß es der Lauf eines Gewehrs war, das direkt auf die Mitte des Feldes gerichtet war – und zwar genau von der Stelle aus, wo zuvor Arnie durch sein Fernglas gespäht hatte. Er berührte die Scharfeinstellung und starre nun auf ein Gesicht, das er vor Stunden gesehen hatte. Er zögerte nicht.

»Deckung und evakuieren! Gewehr!«

Brad rief es mit solcher Dringlichkeit und Autorität, daß Braithwaite und zwei seiner Scharfschützen-Kameraden sofort ihre Ferngläser zum JumboTron herumschwenkten. Sekundenschnell hatten sie Connor im Visier, der seinen zweiten Schuß vorbereite-te.

»Entspann dich«, murmelte Connor zu sich selbst. »Überstürz es nicht. Du hast reichlich Zeit.« Zerimskis Kopf füllte wieder sein Zielfernrohr. Connor richtete das Fadenkreuz darauf aus und atmete tief. Drei... zwei...

Braithwaites Kugel hämmerte in seine linke Schulter und schmetterte ihn nach hinten. Eine zweite Kugel pfiff durch den Spalt, wo einen Augenblick zuvor noch sein Kopf gewesen war.

Die Nationalhymne endete.

Achtundzwanzig Jahre Training hatten Connor auf diesen Moment vorbereitet. Alles in ihm schrie nach Flucht. Er begann sofort mit Plan A und bemühte sich, den ungeheuren Schmerz in seiner

Schulter zu ignorieren. Er quälte sich durch die Tür, schaltete das Licht aus und kletterte hinaus auf den Walkway. Er versuchte zur hinteren Tür zu gelangen, mußte aber erkennen, daß er seine ganze Kraft allein dafür brauchte, sich weiterzuschleppen. Vierzig Sekunden später, als die beiden Präsidenten wieder vom Feld geleitet wurden, erreichte Connor die Tür. Er hörte aufbrandenden Jubel, als die Redskins sich auf den Kick-off vorbereiteten.

Connor schloß die Tür auf, taumelte zum Speisenaufzug und drückte mehrmals auf den Knopf. Er hörte das Surren des Motors, während der Lift sich langsam zur siebten Ebene bewegte. Connors Augen huschten nach links und nach rechts, als er nach dem kleinsten Anzeichen von Gefahr Ausschau hielt. Der Schmerz in seiner Schulter wurde immer schlimmer, aber er wußte, daß er nichts dagegen tun konnte. Die Polizei würde als allererstes die hiesigen Krankenhäuser überprüfen. Er steckte den Kopf in den Schacht und sah das Dach des Speisenaufzugs auf sich zukommen. Es war noch etwa fünfzehn Sekunden entfernt, als der Aufzug plötzlich abrupt anhielt. Irgend jemand mußte etwas auf der fünften Ebene ein- oder ausladen.

Connors instinktive Reaktion war, zu seinem Notplan überzugehen. Etwas, das er noch nie zuvor hatte tun müssen. Er wußte, daß er hier nicht warten konnte – wenn er länger als ein paar Sekunden blieb, würde ihn jemand entdecken.

Er plagte sich, so schnell er konnte, zur Tür zurück, die zum JumboTron führte. Der Speisenaufzug setzte seine Fahrt fort. Ein Tablett mit Sandwiches, ein Stück Schwarzwälder Kirschtorte und die Cola, die Arnie gewollt hatte, erschienen wenige Sekunden später.

Connor ließ die Tür mit der Aufschrift »Privat« unverschlossen; es hätte ihn zu viel Anstrengung gekostet, den Schlüssel zu drehen. Er brauchte so schon seine ganze Kraft und Willensstärke, die siebzig Meter zum Weg zurückzulegen, aber er zweifelte nicht daran, daß die Agenten des Mobile Teams der Protective Intelligence Division in wenigen Augenblicken durch diese Tür stürmen würden.

Vierundzwanzig Sekunden später erreichte er den massiven Träger, der den Videoschirm stützte. Er packte das Geländer mit der Rechten und ließ sich im selben Moment über den Rand des Wegs auf den Sims hinunter, als die Korridortür aufschwang. Er rutschte unter den Weg und hörte zwei Fußpaare in seine Richtung und dann über ihn hinweg zur Tür des JumboTrons laufen. Durch eine Ritze im Weg sah er einen Agenten mit einer Pistole die Tür aufschieben. Ehe er hindurchtrat, tastete er nach dem Lichtschalter.

Connor wartete, bis das Licht aufflammte und die zwei Agenten im JumboTron verschwanden, bevor er zum drittenmal an diesem Tag den Dreizehn-Meter-Träger entlangzukriechen begann. Doch jetzt konnte er sich nur mit der Rechten festhalten, wodurch er noch langsamer vorwärtskam. Außerdem mußte er darauf achten, daß das Blut, das aus seiner linken Schulter sickerte, die fünfzig Meter bis zum Erdboden hinuntertropfte und nicht auf den Träger, wo jeder es sehen könnte.

Als der vordere Secret-Service-Agent das JumboTron betrat, sah er als erstes Arnie, der mit Handschellen an den Stahlträger gefesselt war. Er näherte sich ihm vorsichtig, wobei er ständig in alle Richtungen spähte, bis er neben ihm stand. Sein Partner gab ihm Deckung, damit er Arnie die Handschellen lösen und ihn behutsam auf den Boden legen, ihm das Taschentuch aus dem Mund ziehen und nach seinem Puls fühlen konnte. Er lebte.

Arnie hob die Augen zur Decke, sagte jedoch nichts. Der erste Secret-Service-Agent begann sofort die Treppe zur zweiten Ebene hinaufzusteigen, während der andere ihm weiterhin Deckung gab und sich dann vorsichtig den Sims hinter dem gewaltigen Schirm entlangtastete. Ein ohrenbetäubender Jubel ertönte, denn die Redskins erzielten soeben einen Touchdown, doch der Agent ignorierte es. Als er die gegenüberliegende Wand erreichte, drehte er um und nickte, worauf der zweite Agent zur obersten Ebene stieg.

Als beide Agenten wieder auf der unteren Ebene waren, um noch einmal jedes mögliche Versteck zu durchsuchen, kam plötzlich eine Nachricht über das Funkgerät des ersten Agenten.

»Herkules sieben.«

»Hier Herkules sieben. Sprechen Sie.«

»Irgendeine Spur von ihm?« erkundigte sich Braithwaite.

»Es ist niemand hier, außer Arnie, der in Unterwäsche an einen Träger gefesselt war. Beide Türen waren unverschlossen, und wir haben Blutstropfen auf dem Boden entdeckt. Sie haben ihn zweifellos erwischt. Er muß irgendwo da draußen sein. Der Kerl trägt Arnies Uniform, dürfte also leicht zu erkennen sein.«

»Darauf würde ich nicht wetten«, entgegnete Braithwaite.

»Wenn er der Mann ist, für den ich ihn halte, könnte er sich unerkannt direkt vor Ihrer Nase befinden.«

Drei Männer saßen im Oval Office und hörten sich die Bandaufnahme an. Zwei von ihnen waren im Abendanzug, der dritte trug Uniform.

»Wie haben Sie das Band gefunden?« fragte Lawrence.

»Es war unter dem Kleiderhaufen, den Fitzgerald im JumboTron zurückgelassen hat«, antwortete Spezialagent Charles Braithwaite. »In der Gesäßtasche seiner Jeans.«

»Wie viele Leute wissen davon?« fragte Lloyd und bemühte sich, nicht zu besorgt zu klingen.

»Nur wir drei in diesem Zimmer, Sir«, erwiderte Braithwaite. »Ich habe mir die Kassette angehört und mich sofort mit Ihnen in Verbindung gesetzt. Ich habe nicht einmal meinen direkten Vorgesetzten unterrichtet.«

»Dafür bin ich Ihnen dankbar, Bill«, versicherte ihm der Präsident. »Aber wer hat den Vorfall im Stadion mitbekommen?«

»Außer mir haben nur noch fünf weitere Personen bemerkt, daß irgend etwas geschehen war. Aber Sie können sich der Verschwiegenheit dieser Leute absolut sicher sein. Vier von ihnen sind seit zehn und mehr Jahren meine unmittelbaren Untergebenen. Sie kennen genug Geheimnisse, daß sie den letzten vier Präsidenten gewaltig hätten schaden können, ganz zu schweigen von der Hälfte des Kongresses.«

»Hat jemand Fitzgerald tatsächlich gesehen?« erkundigte sich Lloyd.

»Nein, Sir. Die beiden Agenten, die das JumboTron sofort nach dem Vorfall durchsuchten, fanden keine Spur von ihm, außer dem Kleiderhaufen, einer Menge Blut und einen meiner Männer, den er mit Handschellen an einen Träger gefesselt hatte. Nachdem ich die Kassette abgespielt hatte, erteilte ich den Befehl, keine schriftlichen oder mündlichen Berichte abzugeben.«

»Was ist mit dem Mann, der von dem Träger hing?« fragte der Präsident.

»Er hat bloß den Halt verloren und ist vom Sims gerutscht. Ich habe ihn vier Wochen krankschreiben lassen.«

»Sie haben noch einen fünften Mann erwähnt«, erinnerte ihn Lloyd.

»Ja, Sir, ein junger Trainee, der bei uns auf dem Beleuchtungsmast war.«

Lloyd blickte ihn scharf an. »Wie können Sie sicher sein, daß er den Mund halten wird?«

»Sein Gesuch, beim Secret Service aufgenommen zu werden, liegt inzwischen bereits auf meinem Schreibtisch«, entgegnete Braithwaite. »Ich glaube, er würde gern in meine Abteilung versetzt werden, sobald seine Ausbildung beendet ist.«

Der Präsident lächelte. »Und die Kugel?«

»Das Gras wurde ganz schön in Mitleidenschaft gezogen, als ich sie aus dem Boden grub, nachdem das Stadion leer war.« Braithwaite überreichte dem Präsidenten ein Stück abgeflachtes Metall.

Lawrence erhob sich, drehte sich um und starnte aus dem Erkerfenster. Dämmerung hatte sich auf das Capitol herabgesenkt. Er blickte über den Rasen, während er überlegte, was er sagen sollte.

»Es ist wichtig, daß Ihnen eines klar ist, Bill«, sagte er schließlich. »Die Stimme auf dem Band hört sich wirklich wie meine an, aber ich habe nie zu irgend jemandem gesagt, ja, zu keinem Zeitpunkt auch nur angedeutet, daß Zerimskij oder sonst jemand einem Attentat zum Opfer fallen sollte.«

»Ich habe keine Sekunde daran gezweifelt, Mr. President, sonst wäre ich jetzt nicht hier. Aber ich muß genauso offen zu Ihnen sein. Wenn jemand im Secret Service geahnt hätte, daß der Mann im JumboTron Fitzgerald war, hätten sie ihm wahrscheinlich zur Flucht verholfen.«

»Was ist das für ein Mann, der sich auf die bedingungslose Loyalität so vieler Menschen verlassen kann?« fragte Lawrence.

»In Ihrer Welt, vermute ich, wäre es Abraham Lincoln«, antwortete Braithwaite. »In unserer ist es Connor Fitzgerald.«

»Ich hätte ihn gern kennengelernt.«

»Das dürfte sich als schwierig erweisen, Sir. Selbst wenn er noch lebt, scheint er vom Angesicht der Erde verschwunden zu sein. Ich würde nicht darauf wetten, ihn zu finden.«

»Mr. President«, unterbrach Lloyd seinen Freund förmlich. »Ich fürchte, Sie sind bereits sieben Minuten zu spät für das Bankett in der russischen Botschaft.«

Lawrence lächelte und reichte Braithwaite die Hand. »Noch ein guter Mann, von dem ich dem amerikanischen Volk erzählen kann.« Er lächelte trocken. »Ich nehme an, Sie werden heute abend wieder im Dienst sein.«

»Jawohl, Sir. Für die Zeit von Präsident Zerimskijs Besuch bin ich ständig im Dienst.«

»Dann sehe ich Sie vielleicht später noch, Bill. Falls Sie irgend etwas Neues über Fitzgerald erfahren, würde ich es gern umgehend hören.«

»Selbstverständlich, Sir«, versicherte ihm Braithwaite und wandte sich zum Gehen.

Wenige Minuten später begaben sich Lawrence und Lloyd schweigend zum Südportikus, wo neun Limousinen mit laufenden Motoren bereitstanden. Kaum war der Präsident in den sechsten Wagen eingestiegen, fragte er: »Was meinst du, wo er ist, Andy?«

»Ich habe keine Ahnung, aber wenn ich es wüßte, würde ich mich vielleicht Braithwaites Team anschließen und ihm bei der Flucht helfen.«

»Warum konnten wir so jemanden nicht als CIA-Direktor haben?«

»Hätten wir vielleicht, wäre Jackson am Leben geblieben.«

Lawrence schaute aus dem Rückfenster. Irgend etwas machte ihm zu schaffen, seit er das Stadion verlassen hatte, doch als die Motorradeskorte durch das Tor der russischen Botschaft ratterte, konnte er noch immer nicht mit dem Finger darauf tippen.

»Warum guckt er so böse?« wunderte sich Lawrence, als er Zerimskij vor dem Botschaftsgebäude hin und her stiefeln sah.

Lloyd warf einen Blick auf die Uhr. »Wir sind siebzehn Minuten zu spät.«

»Das ist wohl kaum der Rede wert, nach allem, was wir durchgemacht haben. Der Kerl hat verdammtes Glück, daß er noch lebt.«

»Ja, aber das können wir ihm wohl schlecht sagen.«

Der Wagenzug hielt vor dem russischen Präsidenten. Lawrence stieg aus und entschuldigte sich: »Hallo, Viktor. Verzeihen Sie, wir haben leider ein paar Minuten Verspätung.«

Zerimskij bemühte sich gar nicht, seine Ungehaltenheit zu verbergen. Nach kühlem Händeschütteln führte er seinen Ehrengast schweigend in die Botschaft, die Treppe hinauf und zum Empfang im Grünen Zimmer, in dem die Gäste sich drängten. Er stellte dem Präsidenten der Vereinigten Staaten den ägyptischen Botschafter vor; dann ließ er die beiden Männer sofort allein.

Lawrence' Blick schweifte durch den Saal, während der Botschafter versuchte, ihn für die Ausstellung ägyptischer Artefakte zu interessieren, die vor kurzem im Smithsonian Museum eröffnet worden war.

»Ja, ich versuche bereits, mir Zeit dafür zu nehmen«, behauptete der Präsident, nicht ganz der Wahrheit entsprechend. »Alle, die diese Ausstellung besucht haben, versicherten mir, wie großartig sie ist.« Der ägyptische Botschafter strahlte genau in dem Moment, als Lawrence den Mann entdeckte, den er suchte. Er mußte noch drei Botschafter, zwei Gemahlinnen und den politischen Korrespondenten der *Prawda* hinter sich bringen, ehe es ihm gelang, Harry Nourse ohne unliebsame Aufmerksamkeit und ohne Zeugen zu sprechen.

»Guten Abend, Mr. President«, grüßte der Justizminister. »Sie haben sich bestimmt sehr über den Ausgang des heutigen Spiels gefreut.«

»Und ob, Harry. Wie ich immer schon sage: Die Packers können die Redskins jederzeit und überall in den Sack stecken.« Er senkte die Stimme: »Ich hätte Sie gern gegen Mitternacht in meinem Büro gesprochen. Ich brauche Ihren juristischen Rat.«

»Selbstverständlich«, versicherte der Justizminister leise.

»Rita«, der Präsident wandte sich nach rechts, »es war schön, Sie heute nachmittag wiederzusehen.«

Mrs. Cooke erwiderete das Lächeln.

Ein Gong erschallte im Hintergrund und ein Butler verkündete, daß das Dinner aufgetragen werde. Die Gespräche verstummen, und die Gäste machten sich auf den Weg in den Ballsaal.

Lawrence hatte seinen Platz zwischen Mrs. Pjetrowskij, der Frau des Botschafters, und Jurij Olgivitsch, dem neuernannten Leiter der russischen Handelsmission. Der Präsident stellte rasch fest, daß Olgivitsch offenbar kein Wort Englisch sprach – ein weiterer dezenter Hinweis Zerimskij auf seine Einstellung zur Wiederbelebung der Handelsbeziehungen zwischen den beiden Staaten.

»Sie haben sich bestimmt über das Spielergebnis heute nachmittag gefreut«, meinte die Frau des russischen Botschafters, als dem amerikanischen Präsidenten eine Schale Borschtsch vorgesetzt wurde.

»Ich schon, Olga. Aber meine Freude wurde keineswegs von allen geteilt.«

Mrs. Pjetrowskij lachte.

»Konnten Sie dem Spiel folgen?« erkundigte sich Lawrence und griff nach seinem Löffel.

»Eigentlich nicht«, gestand sie. »Aber ich hatte das Glück, neben einem älteren Herrn namens Pug Washer zu sitzen, dem es offenbar nichts ausgemacht hat, selbst meine dümmsten Fragen zu beantworten.«

Der Präsident legte den Löffel zur Seite, bevor er die Suppe kosten konnte. Er blickte über die Tafel auf Andy Lloyd und stützte kurz eine Faust unters Kinn: ihr verabredetes Zeichen, wenn er dringend mit seinem Stabschef sprechen wollte.

Lloyd murmelte ein paar Worte zu der Frau an seiner Rechten; dann faltete er seine Serviette, legte sie auf den Tisch und ging hinüber zum Präsidenten.

»Ich muß sofort mit Braithwaite sprechen«, flüsterte Lawrence. »Ich glaube, ich weiß jetzt, wie wir an Fitzgerald kommen.«

Wortlos verließ Lloyd den Saal, während die Suppenschale des Präsidenten abgeräumt wurde.

Lawrence versuchte sich auf die Worte der Gemahlin des russischen Botschafters zu konzentrieren, bekam Fitzgerald aber nicht aus dem Sinn. Mrs. Pjetrowskij sagte irgend etwas darüber, wie sehr sie die Vereinigten Staaten vermissen würde, wenn ihr Gatte erst in Rußland in den Ruhestand gegangen war.

»Und wann wird das sein?« fragte Lawrence, der nicht im geringsten an ihrer Antwort interessiert war.

»In etwa achtzehn Monaten«, antwortete Mrs. Pjetrowskij, während eine Platte Roastbeef serviert wurde. Als nächstes setzte man Lawrence eine Schüssel Gemüse vor, dann einen Teller Kartoffeln. Lloyd kehrte gleich darauf in den Saal zurück.

»Braithwaite wartet hinten in der ›Karosse‹ auf dich«, teilte er dem Präsidenten mit.

»Ich hoffe, es gibt kein Problem«, sagte Mrs. Pjetrowskij, als Lawrence seine Serviette faltete.

»Nichts Weltbewegendes, Olga«, versicherte Lawrence. »Meine Rede scheint sich nur versteckt zu haben. Aber das haben wir gleich. Ich weiß genau, wo sie ist.« Er erhob sich von seinem Platz. Zerimskij folgte jeder seiner Bewegungen, als er den Raum verließ.

Der amerikanische Präsident stieg die Holztreppe hinunter und durch die vordere Eingangstür; dann huschte er in den Fond der sechsten Limousine.

Lloyd und der Chauffeur stellten sich vor den Wagen, während zwölf Secret-Service-Agenten ihn umgaben und alle Richtungen sicherten.

»Bill, falls Fitzgerald noch im Stadion ist – es gibt einen Mann, der weiß, wo er sein könnte. Finden Sie Pug Washer, ich glaube, dann werden Sie auch Fitzgerald finden.«

Ein paar Augenblicke später öffnete der Präsident die Wagentür.

»Okay, Andy«, wandte Lawrence sich an seinen Stabschef. »Kehren wir zurück, ehe sie dahinterkommen, was wir vorhaben.«

»Was *haben* wir denn vor?« Lloyd eilte seinem Freund hinterher die Treppe hinauf.

»Ich erzähle es dir später«, versprach Lawrence und trat in den Ballsaal.

»Aber Tom«, protestierte Lloyd, »du brauchst noch...«

»Nicht jetzt«, wehrte Lawrence ab. Er nahm wieder neben der Frau des Botschafters Platz und lächelte sie entschuldigend an.

»Haben Sie sie gefunden?« fragte sie.

»Was gefunden?«

»Ihre Rede.« In diesem Augenblick legte Lloyd einen Ordner zwischen sie auf den Tisch.

»Ja, natürlich«, versicherte ihr der amerikanische Präsident. »Übrigens, Olga, wie geht es Ihrer Tochter? Natascha, nicht wahr? Studiert sie noch Fra Angelico in Florenz?« Er legte Messer und Gabel zurück, gab sich mit einem Brötchen zufrieden, auf das er ein wenig Butter strich und erfuhr, was Natascha Pjetrowskij in ihrem ersten Jahr in Florenz bereits alles geschafft hatte. Dem Präsidenten entging nicht, daß der russische Präsident nervös war und immer nervöser wurde, je näher der Zeitpunkt seiner Rede rückte. Er vermutete sofort, daß Zerimskij eine weitere Bombe platzen lassen wollte. Die Vorstellung raubte ihm den Appetit an seinem Himbeersouffle.

Als Zerimskij sich schließlich erhob, um eine Ansprache an seine Gäste zu halten, hätten selbst seine glühendsten Bewunderer ihm einen seltenen Mangel an Konzentration vorgeworfen. Jene, die ihn besonders genau im Auge behielten, wunderten sich, warum er seine Bemerkungen an die massive Lenin-Statue in der Galerie über dem Ballsaal richtete. Lawrence glaubte, die Statue sei erst vor kurzem dort aufgestellt worden, da er sich nicht erinnerte, sie bei Boris' Abschiedsbankett gesehen zu haben.

Er wartete, daß Zerimskij seine Botschaft des vergangenen Tages an den Kongreß noch verschärfen würde, doch er äußerte nichts Dahingehendes. Zu Lawrence' Erleichterung hielt er sich an den abgemilderten Entwurf, von dem er nachmittags eine Kopie ans Weiße Haus gesandt hatte. Lawrence warf einen Blick auf

seine eigene Rede, die er mit Andy noch im Wagen hätte durchgehen wollen. Von Seite eins bis sieben gab es keine einzige humorvolle Bemerkung. Aber Andy hatte ja auch einen sehr anstrengenden Tag gehabt.

»Lassen Sie mich damit enden, dem Volk der Vereinigten Staaten für seine großzügige Gastfreundschaft und die herzliche Begrüßung zu danken, die mir in Ihrem großartigen Land zuteil wurde, vor allem von Ihrem Präsidenten, Tom Lawrence.«

Der darauf folgende Applaus war so laut und anhaltend, daß Lawrence von seinen Notizen aufblickte. Zerimskij stand fast regungslos und starrte immer noch hinauf zur Lenin-Statue. Er wartete, bis der Beifall endete; dann setzte er sich wieder. Er sah ganz und gar nicht erfreut aus, was Lawrence erstaunte, denn der Applaus war viel lauter gewesen, als Zerimskij verdient hatte.

Jetzt erhob sich der amerikanische Präsident. Seine Rede wurde mit höflichem Interesse aufgenommen, doch kaum mit Begeisterung. Er endete mit den Worten: »Hoffen wir, Viktor, daß dies nur der erste von vielen Besuchen war, mit denen Sie uns in den Vereinigten Staaten erfreuen werden. Im Namen aller unserer Gäste wünsche ich Ihnen morgen einen sicheren Rückflug nach Hause.« Unwillkürlich dachte er, daß zwei Lügen in einem Satz ein bißchen viel waren, selbst für einen Politiker, und er wünschte sich, er wäre dazu gekommen, die Zeilen zu lesen, bevor er die Rede hielt. Er setzte sich, als respektvoller Beifall erklang, der jedoch nicht mit dem Applaus vergleichbar war, den Zerimskij bekommen hatte.

Nach dem Kaffee erhob sich der russische Präsident von seinem Platz und ging zur Flügeltür an der hinteren Seite des Saals. Gleich darauf begann er mit lauter Stimme »gute Nacht« zu wünschen. Es war unmißverständlich, daß er seine Gäste so schnell wie möglich aus dem Haus haben wollte.

Ein paar Minuten nachdem die Uhr in der Botschaft zehn geschlagen hatte, erhob sich Lawrence und wollte zu seinem Gastgeber hinüber. Doch wie Cäsar im Capitol fand er sich plötzlich von allen möglichen Leuten umgeben, die des Kaisers Gewand berühr-

ren wollten. Kaum hatte er endlich die Tür erreicht, nickte Zerimskij ihm knapp zu und begleitete ihn die Treppe zum Erdgeschoss hinunter. Da Zerimskij schwieg, betrachtete Lawrence die Nizvestni-Plastik »Christus am Kreuze«, die man am ersten Treppenabsatz belassen hatte. Jetzt, da Lenin als Statue zurückgekehrt war, wunderte Lawrence sich darüber. Am Fuß der Treppe drehte er sich um und wollte seinem Gastgeber zuwinken, doch Zerimskij war bereits in der Botschaft verschwunden. Hätte er sich die Muhe gemacht, Lawrence vor die Eingangstür zu begleiten, hätte er den Spezialagenten gesehen, der gerade in den Fond der Limousine stieg.

Braithwaite redete erst, als die Tür geschlossen war.

»Sie hatten recht, Sir«, sagte er, als sie durchs Tor der Botschaft fuhren.

Die erste Person, die Zerimskij bei seiner Rückkehr ins Haus sah, war der Botschafter. Seine Exzellenz lächelte hoffnungsvoll.

Zerimskij konnte seine Wut keine Sekunde mehr zügeln. »Ist Romanow noch im Gebäude?«

»Ja, Herr Präsident.« Der Botschafter eilte hinter seinem Staatsführer her. »Er war...«

»Bringen Sie ihn sofort zu mir.«

»Wo finde ich Sie?«

»In Ihrem ehemaligen Arbeitszimmer.«

Pjetrowskij eilte sofort in die entgegengesetzte Richtung.

Zerimskij marschierte durch den langen Marmorkorridor und hielt kaum im Schritt inne, als er die Tür des Arbeitszimmers heftig aufstieß. Als erstes sah er das Gewehr, das noch auf dem Schreibtisch lag. Er setzte sich in den bequemen Ledersessel, der eigentlich für den Botschafter bestimmt war.

Er wartete ungeduldig auf die beiden Männer. Dabei griff er nach dem Gewehr und betrachtete es eingehend. Er spähte durch den Lauf und sah, daß die einsame Kugel an Ort und Stelle war. Als er die Waffe an die Schulter hob, spürte er ihre perfekte Ausgewogenheit und verstand zum erstenmal, weshalb Fitzgerald

bereit gewesen war, für ein fast identisches Gewehr durch halb Amerika zu fliegen.

Da bemerkte er, daß der Bolzen wieder an Ort und Stelle war.

Zerimskij konnte die beiden Männer über den Marmorkorridor herbeieilen hören. Kurz bevor sie das Arbeitszimmer erreichten, senkte er das Gewehr auf seinen Schoß.

Sie stürmten beinahe ins Zimmer. Zerimskij deutete barsch auf die beiden Stühle ihm gegenüber am Schreibtisch.

»Wo war Fitzgerald?« fragte er Romanow zornig, noch ehe der sich gesetzt hatte. »Sie haben mir versichert, daß er gegen sechzehn Uhr hier sein wurde. ›Es kann gar nichts schiefgehen‹, haben Sie sich gebrüstet. ›Er hat sich mit meinem Plan einverstanden erklärt‹. Das waren genau Ihre Worte.«

»So haben wir es auch abgemacht, als ich nach Mitternacht mit ihm sprach, Herr Präsident«, versicherte Romanow.

»Was ist dann zwischen Mitternacht und sechzehn Uhr geschehen?«

»Als meine Männer ihn am Morgen in die Stadt begleiteten, mußte der Fahrer vor einer Ampel anhalten. Fitzgerald sprang aus dem Wagen in ein vorbeikommendes Taxi. Wir verfolgten es den ganzen Weg zum Dulles-Flughafen. Doch als wir es am Eingang eingeholt hatten, stellten wir fest, daß Fitzgerald gar nicht in dem Taxi saß.«

»Sie haben ihm die Flucht *erlaubt*. So war es doch, nicht wahr?« Romanow senkte den Kopf und schwieg.

»Ich hörte, daß Sie in der Mafya einen Ehrenkodex haben.« Die Stimme des Präsidenten war zu einem Flüstern geworden, und klickend klappte er den Lauf des Gewehrs zusammen. »Der auch für alle gilt, die sich nicht an ihre Verträge halten.«

Romanow blickte entsetzt auf, als Zerimskij das Gewehr hob, bis die Mündung auf seine Brust zeigte.

»Ja oder nein?« fragte Zerimskij ungerührt.

Romanow nickte. Zerimskij blickte lächelnd zu dem Mann, dessen eigene Gesetze nun ihm selbst zum tödlichen Verhängnis wurden, und drückte ab. Die Kugel fuhr etwa zwei Zentimeter über

dem Herzen in Romanows Brust Die Wucht des Aufschlags schmetterte den geschmeidigen Körper an die Wand, wo er etwa eine Sekunde haften zu bleiben schien, ehe er auf den Teppich schlitterte Hautfetzen und Knochensplitter lagen auf dem Boden verstreut. Die Wände, der Teppich, der Abendanzug des Botschafters und sein weißes Plisseehemd waren blutgetränkt

Zerimskij schwang herum, bis er seinem ehemaligen Vertreter in Washington gegenüber saß. »Nein! Nein!« flehte Pjetrowskij und sank auf die Knie. »Ich verzichte auf mein Amt «

Zerimskij drückte ein zweites Mal auf den Abzug, doch als er das Klicken vernahm, erinnerte er sich, daß nur eine einzige Kugel in der Kammer gewesen war. Mit sichtlicher Enttäuschung erhob er sich

»Sie werden den Anzug zur Reinigung schicken müssen«, sagte er, als hätte der Botschafter sich den Ärmel lediglich mit Eigelb beschmutzt Zerimskij legte das Gewehr auf den Schreibtisch zurück »Ich nehme Ihren Rücktritt an Doch ehe Sie Ihr Arbeitszimmer räumen, sorgen Sie dafür, daß Romanows Leiche zusammengepackt und nach St. Petersburg geschickt wird.« Er ging eilig zur Tür »Aber beeilen Sie sich – ich möchte dort sein, wenn er zusammen mit seinem Vater beerdigt wird.«

Pjetrowskij, der immer noch am Boden kniete, antwortete nicht. Er hatte sich übergeben müssen und verspürte jetzt zu große Angst, den Mund auch nur zu öffnen

An der Tür drehte Zerimskij sich noch einmal zu dem geduckten Staatsdiener um »Unter den gegebenen Umständen ist es vielleicht das Klügste, die Leiche als Diplomatengepäck zu schicken.«

Als Zerimskij die Stufen zu der wartenden Iljuschin 62 hinaufstieg, fiel der Schnee in dichten Flocken und bildete einen dicken weißen Teppich um die Räder.

Tom Lawrence stand im langen schwarzen Wintermantel auf der Rollbahn. Ein Adjutant hielt ihm einen Schirm über den Kopf.

Zerimskij verschwand durch die Tür, ohne sich noch einmal umzudrehen und den Kameras zuzuwinken, wie es üblich war. Auch von der allgemeinen friedlichen Weihnachtsstimmung war bei ihm nichts zu bemerken.

Vom Außenministerium war bereits eine Presseverlautbarung herausgegeben worden. Lang und breit war da vom Erfolg dieses Staatsbesuchs in den vergangenen vier Tagen zu lesen, von den bedeutenden Schritten, die beide Länder unternommen hatten, und von der Hoffnung auf weitere zukünftige Zusammenarbeit. Auf die Worte »nützlich und konstruktiv« hatte Larry Harrington sich erst vor der morgendlichen Pressekonferenz festgelegt und noch rasch einen »Schritt nach vorn« hinzugefügt. Die Journalisten, die soeben Zeugen von Zerimskis Abflug gewesen waren, würden Harringtons Erklärungen allerdings mit »nutzlos und destruktiv« deuten und als »zweifelsohne einen Schritt zurück«.

Die graue Tür der Iljuschin war kaum geschlossen, als die Maschine auch schon beschleunigte, als konnte sie – genau wie ihr ranghöchster Passagier – nicht schnell genug verschwinden.

Lawrence war der erste, welcher der abfliegenden Maschine den Rücken zuwandte, während sie über die Rollbahn raste und schließlich am Himmel verschwand. Er schritt rasch hinüber zum wartenden Hubschrauber, in dem Andy Lloyd sich bereits einen Telefonhörer ans Ohr drückte.

Sobald die Rotoren sich drehten, beendete der Stabschef das Gespräch und beugte sich zum Präsidenten hinüber, um ihm vom Ausgang der Notoperation zu berichten, die früh am Morgen im Walter Reed Hospital vorgenommen worden war. Lawrence nickte, als sein Stabschef ihm berichtete, welche weiteren Schritte

Agent Braithwaite vorschlug. »Ich werde Mrs. Fitzgerald persönlich anrufen«, hatte er sich erboten. Während des restlichen kurzen Fluges bereiteten Lawrence und Lloyd das Treffen vor, das im Oval Office stattfinden sollte. Der Hubschrauber des Präsidenten landete auf dem Südrasen, und keiner sagte mehr ein Wort, bis sie sich im Weißen Haus befanden.

»Guten Morgen, Ruth«, grüßte der Präsident zum drittenmal an diesem Tag. Beide waren fast die ganze Nacht aufgewesen.

Um Mitternacht war der Justizminister unangemeldet erschienen und hatte Ruth Preston erklärt, der Präsident habe ihn zu einer Besprechung gerufen. Sie stand nicht in seinem Terminkalender. Um zwei Uhr waren der Präsident, Mr. Lloyd und der Justizminister zu einem Besuch im Walter Reed Hospital aufgebrochen. Auch davon gab es weder eine Eintragung im Terminkalender, noch war der Patient, den sie besuchten, namentlich erwähnt. Eine Stunde später kehrten die Männer zurück und verbrachten weitere neunzig Minuten im Oval Office. Sie durften nicht gestört werden. Als Ruth um zehn nach acht zur Arbeit zurückkehrte, war der Präsident bereits auf dem Weg zur Andrews Air Base, um sich von Zerimskij zu verabschieden.

Obwohl er nun einen anderen Anzug, ein anderes Hemd und eine andere Krawatte trug als in der Nacht, fragte sich Ruth, ob ihr Chef seither überhaupt ins Bett gekommen war.

»Was steht als nächstes auf der Tagesordnung, Ruth?« fragte er, auch wenn er es nur zu gut wußte.

»Die beiden für zehn Uhr bestellten Herrschaften warten seit vierzig Minuten im Foyer.«

»Ach, wirklich? Dann sollten Sie die Leute hereinbitten.«

Der Präsident schritt ins Oval Office, öffnete eine Schreibtischlade und nahm zwei Blatt Papier und einen Kassettenrekorder heraus. Das Papier legte er auf die Schreibtischunterlage; dann legte er eine Kassette in den Rekorder. Andy Lloyd kam mit zwei Ordern unter dem Arm ins Büro. Wie üblich nahm er neben dem Präsidenten Platz.

»Hast du die eidesstattliche Erklärung?« fragte Lawrence seinen Stabschef.

»Ja«, antwortete Lloyd.

Auf das Klopfen an der Tür öffnete Ruth und meldete: »Die Direktorin und der Stellvertretende Direktor der CIA.«

»Guten Morgen, Mr. President«, grüßte Helen Dexter scheinbar frisch und munter, als sie ins Oval Office trat. Ihr Stellvertreter Gutenberg folgte ihr dichtauf. Auch Dexter trug einen Ordner unter dem Arm.

Lawrence beantwortete ihren Gruß nicht.

»Sie werden erleichtert sein zu erfahren«, fuhr Dexter fort und setzte sich auf einen der Stühle gegenüber dem Präsidenten, »daß ich das Problem beseitigen konnte, von dem wir befürchtet haben, daß es sich beim Besuch des russischen Präsidenten ergeben könnte. Tatsächlich haben wir allen Grund zu der Annahme, daß die in Frage kommende Person keine Gefahr mehr für dieses Land darstellt.«

»Könnte es sich dabei um dieselbe Person handeln, mit der ich vor wenigen Wochen ein scheinbares Telefongespräch geführt habe?« sagte Lawrence. Er beugte sich vor und schaltete den Kassettenrekorder ein.

»Ich fürchte, ich verstehe nicht ganz, Mr. President«, sagte Dexter.

»Dann gestatten Sie mir, Ihnen dieses Gespräch vorzuspielen.« Er beugte sich vor und schaltete den Kassettenrekorder auf seinem Schreibtisch ein.

*»Ich hielt es für angebracht, Sie anzurufen, um Sie wissen zu lassen, für wie wichtig ich diesen Auftrag halte.« Pause. »Weil Sie zweifellos der Richtige dafür sind.« Pause. »Darum hoffe ich, daß Sie sich bereit erklären, diesen Auftrag zu übernehmen.«*

*»Ich weiß Ihr Vertrauen in mich zu schätzen, Mr. President, und ich bin Ihnen sehr dankbar, daß Sie sich die Zeit genommen haben, persönlich mit mir zu reden.«*

*»Ich fand, das war das mindeste, was ich unter diesen Umständen tun konnte...«*

Lawrence drückte auf den Stoppschalter.

»Zweifellos haben Sie eine ganz einfache Erklärung, wie und weshalb es zu diesem Gespräch gekommen ist«, sagte er.

»Ich fürchte, ich verstehe Sie noch immer nicht, Mr. President. Die Agency hat keinen Zugang zu Ihren privaten Telefongesprächen.«

»Das mag sein – oder auch nicht«, entgegnete der Präsident.

»Aber das Telefongespräch kam nicht aus diesem Büro.«

»Wollen Sie die Agency beschuldigen...«

»Ich beschuldige keineswegs die Agency, sondern Sie persönlich.«

»Mr. President, wenn Sie das für einen Scherz halten...«

»Mache ich auf Sie den Eindruck, als würde ich mich darüber amüsieren?« fragte der Präsident, ehe er den Rekorder weiterlaufen ließ.

*»Ich fand, das war das mindeste, was ich unter diesen Umständen tun konnte.«*

*»Danke, Mr. President. Obwohl Mr. Gutenberg mir versicherte, daß es in Ihrem Namen ist, und die Direktorin mich später an dem Nachmittag anrief, um es zu bestätigen, wie Sie wissen, sah ich mich außerstande, den Auftrag zu übernehmen, bevor ich sicher sein konnte, daß der Befehl direkt von Ihnen kam.«*

Der Präsident beugte sich wieder vor und stellte das Gerät erneut ab.

»Da ist noch mehr, wenn Sie es hören möchten.«

»Ich kann Ihnen versichern«, behauptete Dexter, »daß die Mission, auf die der betreffende Agent hingewiesen hat, ein reiner Routineauftrag war.«

»Sie wollen mir doch nicht weismachen, daß die CIA einen Anschlag auf den russischen Präsidenten als Routineauftrag bezeichnet?« fragte Lawrence kopfschüttelnd.

»Wir hatten nie Zerimskijs Tod im Auge«, sagte Dexter scharf.

»Nur, daß ein Unschuldiger dafür hängen sollte!« entgegnete der Präsident. »Und damit jeder Zweifel beseitigt würde, daß ebenfalls Sie es waren, die den Anschlag auf Guzman befahl.«

»Mr. President, ich kann Ihnen versichern, daß die CIA nichts mit...«

»Da hat Connor Fitzgerald uns heute früh aber ganz etwas anderes berichtet«, unterbrach Lawrence sie.

Dexter schwieg.

»Vielleicht möchten Sie die eidesstattliche Erklärung lesen, die er in Anwesenheit des Justizministers abgegeben hat.«

Andy Lloyd schlug den ersten seiner beiden Ordner auf und reichte Dexter und Gutenberg Kopien der Aussage, die Connor Fitzgerald unter Eid abgelegt hatte und die vom Justizminister der Vereinigten Staaten als Zeuge unterschrieben worden war. Während die beiden sie lasen, entging dem Präsidenten nicht, daß Gutenberg schwitzte.

»Auf Rat des Justizministers habe ich den bevollmächtigten Spezialagenten beauftragt, Sie beide wegen Hochverrats zu verhaften. Wenn Sie für schuldig befunden werden, kann es nur eine Strafe für Sie geben, wie man mir versichert hat.«

Dexter hatte die Lippen zusammengepreßt. Ihr Stellvertreter zitterte jetzt sichtlich. Lawrence wandte sich an ihn.

»Möglicherweise wußten Sie ja gar nicht, Nick, daß die Direktorin überhaupt keine Sondergenehmigung hatte, einen solchen Auftrag zu erteilen.«

»Das wußte ich wirklich nicht, Sir«, platzte Gutenberg heraus. »Tatsächlich hat sie mich in dem Glauben gewiegt, der Auftrag zu Guzmans Ermordung sei direkt aus dem Weißen Haus gekommen.«

»Ich dachte mir schon, daß Sie das sagen würden, Nick.« Der Präsident lächelte. »Wenn Sie dieses Dokument unterschreiben können«, er schob ein Blatt Papier über den Schreibtisch, »wäre es möglich, die Todesstrafe in lebenslängliche Haft umzuwandeln, hat der Justizminister mir versichert.«

»Was immer es ist, unterschreiben Sie es nicht!« befahl Dexter.

Gutenberg zögerte einen Moment; dann holte er einen Füllfederhalter aus der Brusttasche und schrieb seinen Namen zwischen die beiden mit Bleistift eingezeichneten Kreuze unter seine nur aus

einem Satz bestehende Rücktrittserklärung als Stellvertretender Direktor der CIA mit Wirkung von diesem Tag.

Dexter funkelte ihn mit unverhohlener Verachtung an. »Hätten Sie die Unterschrift verweigert, hätten diese beiden Herren nicht den Mumm gehabt, die Sache durchzuziehen. Aber Männer haben eben kein Rückgrat.« Sie drehte sich zum Präsidenten um, der einen zweiten Bogen Papier über die Schreibtischplatte schob, und überflog ihre ebenfalls nur einen Satz umfassende Rücktrittserklärung als Direktorin der CIA mit Wirkung von neun Uhr an diesem Tag. Dexter blickte den Präsidenten herausfordernd an. »Ich werde gar nichts unterschreiben, Mr. President. Sie müßten inzwischen wissen, daß ich nicht so leicht einzuschüchtern bin.«

»Bedauere, Helen, daß Sie sich nicht imstande sehen, ebenso ehrhaft zu handeln wie Nick«, sagte Lawrence. »Sobald Sie dieses Zimmer verlassen, werden Sie feststellen, daß zwei Agenten des Secret Service vor der Tür warten, um Sie zu verhaften.«

»Mich bluffen Sie nicht, Lawrence.« Dexter stand auf.

»Nick.« Lloyd wandte sich an Gutenburg, während seine Chefin zur Tür ging und das nicht unterschriebene Dokument auf dem Schreibtisch liegen ließ. »Ich betrachte lebenslänglich, ohne Hoffnung auf Begnadigung, unter diesen Umständen als zu hohe Strafe. Vor allem, da man Sie offenbar hereingelegt hat und Sie nicht wußten, was vor sich ging.«

Gutenburg nickte, gerade als Dexter die Tür erreichte.

»Ich halte eine Strafe von sechs, höchstens sieben Jahren in Ihrem Fall für angemessener. Und mit ein bißchen Unterstützung durch das Weiße Haus läuft es vielleicht sogar nur auf drei oder vier Jahre hinaus.«

Dexter blieb abrupt stehen.

»Aber dann müßten Sie sich natürlich einverstanden erklären...«

»Ich tue alles. Alles!« sprudelte Gutenburg heraus.

»... sich als Zeuge der Anklage zur Verfügung zu stellen.«

Wieder nickte Gutenburg, und Lloyd holte eine weitere eidesstattliche Aussage aus dem anderen Ordner auf seinem Schoß. Der ehemalige Stellvertretende Direktor der CIA überflog das Doku-

ment flüchtig; dann setzte er seine Unterschrift auf die zweite Seite.

Die Direktorin legte eine Hand auf den Türknauf und zögerte eine Zeitlang; dann kam sie langsam zum Schreibtisch zurück. Noch einmal bedachte sie ihren ehemaligen Stellvertreter mit einem Blick tiefster Verachtung, ehe sie nach dem Federhalter griff und zwischen den beiden Bleistiftkreuzen unterschrieb.

»Sie sind ein Dummkopf, Gutenburg«, sagte sie abfällig. »Man hätte es nie gewagt, Fitzgerald in den Zeugenstand zu rufen. Jeder nur halbwegs intelligente Anwalt hätte seine Aussage zerfetzt. Ich bin überzeugt, der Justizminister hat diese Herren bereits darauf aufmerksam gemacht.« Wieder machte sie kehrt, um das Zimmer zu verlassen.

»Helen hat völlig recht.« Lawrence griff nach den Dokumenten und reichte sie Lloyd. »Wäre der Fall je vor Gericht gekommen, hätten wir Fitzgerald tatsächlich nicht als Zeugen benennen können.«

Dexter hielt ein zweites Mal inne. Die Tinte der Unterschrift ihrer Rücktrittserklärung war noch nicht trocken.

»Bedauerlicherweise«, fuhr der Präsident fort, »muß ich Ihnen mitteilen, daß Connor Fitzgerald heute morgen um sieben Uhr dreiundvierzig verschieden ist.«

## VIERTES BUCH

Die Lebenden und die Toten

Der Trauerzug setzte seinen Weg über die Hügelkuppe fort. Auf dem Arlington-Nationalfriedhof drängten sich die Menschen dicht an dicht – und das für einen Mann, der nie öffentliche Anerkennung gesucht hatte. Der Präsident der Vereinigten Staaten stand an einer Seite des Grabes; zu seiner Rechten stand der Stabschef des Weißen Hauses, zu seiner Linken der Justizminister. Ihnen gegenüber stand eine Frau, die in den vergangenen vierzig Minuten kein einziges Mal den Kopf gehoben hatte. Rechts von ihr stand ihre Tochter und links ihr zukünftiger Schwiegersohn.

Die drei waren zwei Tage nach einem persönlichen Anruf des US-Präsidenten von Sydney hierhergeflogen. Die große Menschenmenge ließ für Maggie Fitzgerald keine Zweifel offen, wie viele Freunde und Bewunderer Connor gehabt hatte.

Bei einem Treffen im Weißen Haus am Tag zuvor hatte Tom Lawrence der Witwe Connors letzte Worte übermittelt, wie sehr er seine Frau und seine Tochter liebe. Überdies hatte der Präsident der Witwe versichert, daß er sich für den Rest seines Lebens an ihren Mann erinnern werde, obwohl er ihm nur ein einziges Mal begegnet sei. »Und das von einem Mann, der jeden Tag hundert Leute kennenlernenlernt«, hatte Tara an diesem Abend in ihr Tagebuch geschrieben.

Ein paar Schritte hinter dem Präsidenten standen der neuernannte Direktor der CIA und eine Gruppe Männer und Frauen, die nicht die Absicht hatten, sich an diesem Tag noch zur Arbeit zu melden. Sie waren aus allen Winkeln der Erde angereist, um an der Beisetzung teilzunehmen.

Ein großer, stämmiger, glatzköpfiger Mann stand ein Stück abseits von den anderen Trauernden und konnte seine Tränen nicht zurückhalten. Keiner der Anwesenden hätte sich träumen lassen, daß die schlimmsten Ganoven Südafrikas ein Freudenfest gefeiert hätten, wäre ihnen bekannt gewesen, daß Carl Koeter außer Landes war, wenn auch nur für zwei Tage.

Das FBI und der Secret Service waren ebenfalls in großer Zahl vertreten. Spezialagent William Braithwaite stand am Kopf von einem Dutzend Scharfschützen, von denen es jedem eine Ehre gewesen wäre, Connor Fitzgeralds Nachfolge anzutreten. Weiter hangauf hatten sich Verwandte aus Chicago, Akademiker aus Georgetown, Bridgespieler, Dichter und Menschen aller Sparten und Schichten versammelt und füllten den Friedhof, so weit das Auge reichte. Sie hielten die Köpfe gesenkt im Gedenken an einen Mann, den sie geliebt und geachtet hatten.

Der Trauerzug hielt am Sheridan Drive, ein paar Meter vom Grab entfernt. Die acht Mitglieder der Ehrenwache hoben den Sarg von der Lafette auf ihre Schultern und begannen den gemessenen Marsch zum Grab.

Der Sarg war mit der amerikanischen Fahne bedeckt, auf der Connors Orden und Auszeichnungen lagen, die Ehrenmedaille in der Mitte. Als die Träger das Grab erreichten, setzten sie den Sarg behutsam auf dem Boden ab und schlossen sich den anderen Trauernden an.

Father Graham, seit mehr als dreißig Jahren Geistlicher der Familie Fitzgerald, hob beide Arme.

»Meine Freunde«, begann er. »Oft werden Priester an ein Grab gebeten, um für ein dahingeschiedenes Gemeindemitglied, das sie kaum gekannt haben und von dessen Taten sie nichts wußten, die Lobrede zu sprechen. Bei Connor Fitzgerald jedoch ist es etwas vollkommen anderes. Schon als Student hat er sich als einer der besten Quarterbacks, den die Universität von Notre Dame je hervorbrachte, einen Namen gemacht. Und als Soldat könnten keine meiner Worte es mit der ehrenvollen öffentlichen Erwähnung aufnehmen, die Captain Christopher Jackson, sein Zugführer, schrieb und die ich hier zitieren möchte: ›Ein furchtloser Offizier im Angesicht der Gefahr, der das Leben seiner Männer stets über sein eigenes stellte.‹ Im Dienst für sein Vaterland und seine Regierung hat Connor Fitzgerald drei Jahrzehnte seines Lebens gegeben. Ein Blick in die Runde genügt, um zu erkennen, wie sehr seine Kameraden, Kollegen und Mitarbeiter ihn geachtet haben. Vor

allem aber werden wir uns an Connor Fitzgerald als Gatten Maggies und Vater Taras erinnern. Unsere Herzen sind mit ihnen.«

Father Graham senkte die Stimme. »Ich hatte das Glück, mich zu seinen Freunden zählen zu dürfen. Ich hatte mich darauf gefreut, während der Weihnachtsfeiertage wieder mit ihm Bridge spielen zu können – ehrlich gesagt, hatte ich gehofft, die zehn Dollar zurückzugewinnen, die er mir bei einem Spiel abgeknöpft hat, kurz bevor er zu seinem letzten Auftrag aufbrach. Lieber Gott, wie gern würde ich alles, was ich besitze, dafür geben, könnte ich nur noch eine Bridgepartie an ihn verlieren!

Sportler, Soldat, Profi, Ehemann, Vater, Freund und für mich – obgleich ich in seinem Beisein nie den Mut hatte, es zu erwähnen, weil er mich ausgelacht hätte – Held.

Connor, ganz in deiner Nähe ist ein anderer amerikanischer Held begraben.« Der alte Priester hob den Kopf. »Wäre ich John Fitzgerald Kennedy, würde ich es als Ehre betrachten, auf demselben Friedhof beerdigt zu sein wie Connor Fitzgerald.«

Die Träger traten wieder herbei und ließen den Sarg ins Grab hinab. Father Graham machte das Kreuzzeichen, bückte sich und hob eine Handvoll Erde auf, die er auf den Sarg streute.

»Asche zu Asche, Staub zu Staub«, sagte der Geistliche, während ein Marinehornist den Zapfenstreich blies. Die Ehrenwache nahm die Flagge vom Sarg und faltete sie, bis sie ein säuberliches Dreieck bildete, das sodann dem jüngsten Kadetten in die Hände gegeben wurde, ein achtzehnjähriger Junge, der, wie Connor, in Chicago geboren war. Normalerweise hätte der Kadett die gefaltete Flagge nun der Witwe mit den Worten überreicht: »Ma'am, im Namen des Präsidenten.« Aber nicht heute. Heute marschierte er in eine andere Richtung. Sieben Marineinfanteristen hoben ihre Gewehre, richteten die Mündungen in die Luft und feuerten einen Einundzwanzig-Schuß-Salut, während der junge Kadett vor dem Präsidenten der Vereinigten Staaten Haltung annahm und ihm die Flagge überreichte.

Tom Lawrence nahm sie entgegen, begab sich gemessenen Schrittes zur anderen Seite des Grabes und blieb vor der Witwe

stehen. Maggie hob den Kopf und versuchte zu lächeln, als der Präsident ihr die Nationalflagge überreichte.

»Im Namen einer dankbaren Nation übergebe ich Ihnen die Flagge der Republik. Sie sind umgeben von Freunden, die Ihren Gatten gut kannten. Ich wünschte, auch mir wäre dieses Privileg zuteil geworden.« Der Präsident verbeugte sich und ging zur anderen Seite des Grabes zurück. Als die Kapelle der Marines die Nationalhymne spielte, legte er die Rechte auf sein Herz.

Niemand rührte sich von der Stelle, bis Maggie von Stuart und Tara zum Eingang des Friedhofs geleitet worden war, wo sie fast eine volle Stunde stehen blieb und jedem Trauergast die Hand reichte.

Zwei Männer, die während der gesamten Trauerfeier auf der Hügelkuppe blieben, waren am Vortag aus Rußland hierhergeflogen. Sie waren nicht gekommen, um zu trauern. Sie würden mit dem Nachtflug zurückkehren und berichten, daß ihre Dienste nicht mehr erforderlich waren.

*Air Force One war von Panzern umgeben, als der Präsident der Vereinigten Staaten auf dem Moskauer Flugplatz landete.*

*Präsident Zerimskij ließ keinen Zweifel daran, daß er wenig Interesse hatte, Tom Lawrence eine Chance zu geben, seinen Landsleuten zu Hause Bilder von diesem Besuch zu zeigen. Ebensowenig wurden die üblichen »Willkommen-in-Rußland«-Reden auf einem Podium auf der Rollbahn gehalten.*

*Als Lawrence mit grimmigem Gesicht die Stufen des Flugzeugs hinunterstieg, begrüßte ihn der Anblick Marschall Borodins im Gefechtsturm eines Panzers. Beim Treffen der beiden Präsidenten am Vormittag im Kreml verlangte Zerimskij, die Bereitschaftseinheiten der NATO-Streitkräfte unverzüglich von der Westgrenze Rußlands abzuziehen. Doch nachdem seine Gesetzesvorlage zur Verringerung nuklearer, biologischer, chemischer und konventioneller Waffen abgeschmettert wurde und die Ukraine freiwillig wieder der Sowjetunion beitrat, weiß Präsident Lawrence natürlich, daß er es sich nicht leisten kann, auch nur ein Jota nachzugeben, was die Rolle der NATO in Europa betrifft – schon gar nicht, da die neu gewählte Senatorin Helen Dexter ihn bei jeder Gelegenheit als »den roten Handlanger« bezeichnet.*

*Seit Helen Dexter im vergangenen Jahr als Direktorin der CIA zurücktrat, um sich noch vehementer gegen »die fehlgeleitete Außenpolitik des Präsidenten stellen zu können«, wird sie im Capitol bereits als die erste mögliche Präsidentin der Vereinigten Staaten gehandelt.*

*Bei den Vorgesprächen im Kreml heute vormittag machte Präsident Zerimskij kein Hehl daraus...*

Stuart blickte von der Titelseite des *Sydney Morning Herald* auf, als Maggie in Jeans und Pullover in die Küche trat. Sie wohnten nun zu dritt bereits seit über sechs Monaten zusammen in einem Haus, doch er und Tara hatten sie stets nur wie aus dem Ei gepellt gesehen.

»Guten Morgen, Stuart«, grüßte sie. »Gibt's heute was Interessantes in der Zeitung?«

»Zerimskij versucht immer noch bei jeder möglichen und unmöglichen Gelegenheit den Stärkeren hervorzukehren«, antwortete Stuart. »Und euer Präsident muß gute Miene zum bösen Spiel machen. Jedenfalls ist das die Ansicht des *Herald* – oder vielmehr seines Rußlandkorrespondenten.«

»Zerimskij würde eine Atombombe auf das Weiße Haus werfen, wäre er der Meinung, er käme damit durch«, entgegnete Maggie. »Erfreulichere Neuigkeiten hast du für einen Samstagmorgen nicht?«

»Der Premierminister hat den Wahltermin für unseren ersten Präsidenten bekanntgegeben.«

»Ihr Australier seid so langsam.« Maggie füllte sich eine Schale mit Cornflakes. »Wir sind die Briten schon vor zweihundert Jahren losgeworden.«

Stuart lachte. »Jetzt wird es nicht mehr lange dauern.« In diesem Moment kam auch seine Frau in die Küche, ebenfalls im Morgenmantel.

»Guten Morgen«, murmelte Tara verschlafen. Maggie rutschte von ihrem Hocker und gab ihr einen Kuß auf die Wange.

»Setz du dich gleich hierher und iß die Cornflakes, während ich dir ein Omelett mache. Du darfst wirklich nicht...«

»Mutter, ich bin schwanger und sieche nicht an Schwinducht dahin!« wehrte Tara ab. »Eine Schale Cornflakes ist mehr als genug für mich.«

»Ich weiß. Es ist ja nur...«

»... daß du nie aufhören kannst, dich um mich zu sorgen.« Tara legte die Arme um die Schultern ihrer Mutter. »Ich verrate dir ein Geheimnis. Es ist medizinisch nicht bewiesen, daß Fehlgeburten erblich sind – lediglich sich unnötig sorgende Mütter. Was ist die große Story heute morgen?« Sie blickte Stuart an.

»Mein Fall im Strafgericht hat Schlagzeilen gemacht – auf Seite sechzehn.« Er deutete auf drei kurze Absätze in der linken unteren Ecke.

Tara las den Artikel zweimal, bevor sie sagte: »Aber sie erwähnen nicht einmal deinen Namen.«

»Nein«, gab Stuart zu. »Mein Mandant scheint sie momentan mehr zu interessieren. Aber das könnte sich ändern, wenn ich ihn freikriege.«

»Ich hoffe, du kriegst ihn nicht frei«, warf Maggie ein, während sie ein zweites Ei aufschlug. »Ich finde, dein Mandant ist ein kleiner Gauner, der den Rest seines Lebens im Gefängnis zubringen sollte.«

»Weil er dreiundsiebzig Dollar gestohlen hat?« Stuart blickte sie ungläubig an.

»Von einer schutzlosen Greisin!«

»Aber es war das erste Mal!«

»Das erste Mal, daß er erwischt wurde, meinst du wohl?« sagte Maggie.

»Weißt du, Maggie, du würdest einen erstklassigen Ankläger abgeben.« Stuart schüttelte den Kopf. »Du hättest kein Ferienjahr nehmen, sondern Jura studieren sollen. Aber glaub mir, lebenslänglich für den Diebstahl von dreiundsiebzig Dollar dürfte nicht bei allen gut ankommen.«

»Du wurdest dich wundern, junger Mann!«, entgegnete Maggie.

Ein schwaches Plumpsen war von draußen zu hören. Stuart stand vom Tisch auf.

»Stuart hat recht«, sagte Tara, als ihre Mutter ein Omelett vor sie stellte. »Du solltest deine Zeit nicht als unbezahlte Haushälterin verplempern, dazu bist du viel zu gut.«

»Danke, mein Liebling.« Maggie kehrte an den Herd zurück und schlug ein weiteres Ei auf. »Aber ich genieße es, bei euch beiden zu sein. Ich hoffe nur, daß ich euch nicht jetzt schon auf die Nerven falle.«

»Natürlich nicht«, versicherte ihr Tara. »Aber es sind inzwischen mehr als sechs Monate vergangen, seit...«

»Ich weiß, mein Schatz. Doch ich fürchte, ich brauche noch eine Weile, bevor ich mich Washington stellen kann. Wenn das Herbstsemester beginnt, bin ich wieder in Ordnung.«

»Aber du nimmst ja nicht einmal Einladungen für Veranstaltungen an, an denen du Spaß hättest.«

»Zum Beispiel?«

»Vergangene Woche hat Mr. Moore dich ins Opernhaus zu *Fi-delia* eingeladen und du hast behauptet, du hättest an diesem Abend schon eine andere Verabredung.«

»Um ehrlich zu sein, ich kann mich nicht erinnern, was ich getan habe«, sagte Maggie.

»Ich schon. Du hast in deinem Zimmer gesessen und *Ulysses* gelesen.«

»Tara, Ronnie Moore ist ein lieber Mensch, und ich bin überzeugt, daß er in der Bank sehr gute Arbeit leistet, was immer es auch ist. Aber er braucht wirklich nicht einen ganzen Abend lang daran erinnert zu werden, wie sehr dein Vater mir fehlt. Und ich muß nicht einen Abend damit verbringen, mir anzuhören, wie sehr er seine dahingeschiedene Frau geliebt hat, wie immer sie geheißen hat.«

»Elizabeth«, warf Stuart ein, der mit der Morgenpost zurückgekommen war. »Ronnie ist wirklich sehr nett.«

»Nicht auch noch du!« Maggie schüttelte den Kopf. »Es ist höchste Zeit, daß ihr aufhört, euch um meine Freizeitbeschäftigung Gedanken zu machen.« Sie legte ein Omelett auf Stuarts Teller, das sogar noch größer war als das für Tara.

Er grinste. »Ich hätte dich heiraten sollen, Maggie «

»Du würdest auch viel besser zu mir passen als die meisten Männer, mit denen ihr mich verkuppeln wolltet.« Sie tätschelte ihrem Schwiegersohn den Kopf.

Stuart lachte und sortierte die Briefe aus, von denen die meisten an ihn adressiert waren. Zwei Briefe schob er Tara über den Tisch zu, drei andere reichte er Maggie. Seine eigene Post legte er vorerst zur Seite, um sich erst noch dem Sportteil des *Herald* zu widmen.

Maggie schenkte sich eine zweite Tasse Kaffee ein, ehe sie sich ihrer Post zuwandte. Wie immer studierte sie zunächst die Marken, bevor sie entschied, in welcher Reihenfolge sie ihre Briefe öffnen

würde. Zwei trugen George Washingtons Porträt, auf dem dritten prangte das farbenprächtige Bild eines Rieseneisvogels. Den australischen Brief riß Maggie als erstes auf. Als sie ihn gelesen hatte, schob sie ihn Tara über den Tisch zu, deren Lächeln mit jedem Absatz, den sie las, breiter wurde.

»Sehr schmeichelhaft.« Tara gab das Schreiben an Stuart weiter, und er überflog es rasch. »Ja, allerdings. Was wirst du ihnen antworten?«

»Ich werde ihnen taktvoll erklären, daß ich keine Stellung suche«, antwortete Maggie. »Aber erst nachdem ich weiß, wem von euch beiden ich dafür zu danken habe.« Sie schwenkte den Brief in der Luft.

»Nicht schuldig«, versicherte ihr Tara.

»Mea culpa«, gestand Stuart. Er hatte ziemlich bald erkannt, daß es sinnlos wäre, Maggie täuschen zu wollen. Sie fand letztendlich immer heraus, was sie herausfinden wollte.

»Ich bin im *Herald* über das Stellenangebot gestolpert und hielt die Stelle als ideal für dich. Obwohl du eigentlich überqualifiziert für diesen Job bist.«

»Ich habe das Gerücht gehört, daß der Leiter des Immatrikulationsbüros am Ende des akademischen Jahres in den Ruhestand gehen will«, stieß nun auch Tara ins gleiche Horn. »Man wird also in naher Zukunft einen Nachfolger suchen. Wer immer diese Stelle bekommt...«

»Nun hört mir mal gut zu, ihr zwei.« Maggie machte sich daran, die Teller wegzuräumen. »Ich habe jetzt mein Urlaubsjahr und beabsichtige, im kommenden August nach Washington, D. C. zurückzukehren. Ich denke gar nicht daran, meine Stelle als Leiterin des Immatrikulationsbüros bei der Georgetown University aufzugeben. Die Universität Sydney wird bestimmt leicht jemand anders finden.«

Sie setzte sich, um ihren zweiten Brief zu öffnen.

Weder Tara noch Stuart machten noch eine weitere Bemerkung darüber, als Maggie einen Scheck über 277 000 Dollar aus dem Umschlag zog, der vom Finanzminister unterschrieben war. »Ver-

sicherung für den Tod Ihres Ehemannes während eines Einsatzes für die CIA.« Wie könnten sie je verstehen, daß nichts ihr den Verlust ihres Mannes leichtermachen konnte?

Rasch öffnete sie den dritten Brief. Sie hatte ihn für zuletzt aufgehoben, da sie die alten Schreibmaschinentypen erkannte und genau wußte, von wem er stammte.

Tara stupste Stuart an. »Der alljährliche Liebesbrief von Dr. O'Casey, wenn ich mich nicht täusche«, flüsterte sie so laut, daß ihre Mutter es nicht überhören konnte. »Ich muß zugeben, ich bin beeindruckt, daß es ihm gelungen ist, dich aufzuspüren.«

»Ich auch«, gestand Maggie lächelnd. »Wenigstens muß ich ihm nichts vormachen.« Sie öffnete den Umschlag.

»In einer Stunde«, Stuart blickte auf die Uhr, »erwarte ich euch beide ausgeh bereit vor dem Haus.« Maggie blickte über den Rand ihrer Brille und lächelte. »Ich habe für dreizehn Uhr einen Tisch im Strandcafe für uns bestellt.«

»Oh, du bist so bestim mend«, sagte Tara mit schmachtendem Seufzen. Stuart wollte ihr gerade mit der zusammengerollten Zeitung einen leichten Klaps geben, als Maggie ein »Großer Gott!« entfuhr. Beide blickten sie erstaunt an. Das kam einer Blasphemie so nahe, wie sie es nie zuvor von Maggie gehört hatten.

»Was ist los, Mutter?« erkundigte sich Tara. »Hofft er, daß du ihn jetzt doch noch heiraten wirst, oder hat er sich endlich eine andere Frau genommen?«

»Weder noch. Ihm wurde die Stelle als Dekan der mathematischen Fakultät an der Uni von New South Wales angeboten. Er fliegt rüber, um mit dem geschäftsführenden Rektor zu sprechen, ehe er eine endgültige Entscheidung trifft.«

»Könnte gar nicht besser laufen«, sagte Tara. »Schließlich ist er Ire, sieht gut aus und hat dich immer angebetet. Und wie du uns regelmäßig erinnerst, ist es Dad gerade nur mit knapper Not gelungen, ihn damals auszustechen. Was könntest du mehr verlangen?«

»Stimmt, er hat gut ausgesehen und war ein großartiger Tänzer, nur war er auch ein bißchen langweilig.«

»Aber du hast mir doch immer gesagt...«

»Ich weiß, was ich dir gesagt habe«, unterbrach Maggie. »Und du brauchst mich gar nicht so anzuschauen, junge Dame. Ich bin sicher, daß du Stuart hin und wieder mit dem jungen Kellner aus Dublin ärgerst, der...«

»Mutter! Ganz abgesehen davon ist er längst...«

»Was?« wollte Stuart wissen.

»Professor am Trinity College in Dublin«, antwortete Tara. »Außerdem ist er glücklich verheiratet und hat drei Kinder. Das ist mehr, als von den meisten deiner ehemaligen Freundinnen gesagt werden kann.«

»Stimmt«, gab Stuart zu und wandte sich wieder an Maggie.

»Verrate uns doch, wann Dr. O'Casey in Australien ankommen wird.«

Maggie faltete den Brief wieder auf und las vor:

»Ich fliege am 14. von Chicago ab und treffe am 15. ein.«

»Aber das ist ja heute!« rief Stuart. Maggie nickte, ehe sie fortfuhr:

»Ich werde in Sydney übernachten und am nächsten Tag den Vizerektor treffen, bevor ich nach Chicago zurückkehre.«

Sie blickte auf. »Er wird auf dem Heimflug sein, ehe wir von unserem Wochenendtrip zurück sind.«

»Oh, das ist zu dumm!« bedauerte Tara. »Nach all diesen Jahren hätte ich den getreuen Dr. Declan O'Casey wirklich gern einmal kennengelernt.«

»Und das könntest du immer noch.« Stuart blickte auf die Uhr.

»Wann landet sein Flieger?«

»Zwanzig nach elf«, antwortete Maggie. »Ich fürchte, wir werden ihn verfehlten. Und er hat nicht geschrieben, wo er absteigt, also können wir uns nicht einmal mit ihm in Verbindung setzen, bevor er nach Hause fliegt.«

»Wo ist nur deine Energie geblieben?« rügte Stuart. »Wenn wir

in zehn Minuten fahren, können wir vielleicht noch vor seiner Maschine am Flughafen sein. Du könntest ihn einladen, mit uns zu Mittag zu essen.«

Tara blickte zu ihrer Mutter, die von dieser Idee offensichtlich nicht begeistert war. »Selbst wenn wir es schaffen, wird er wahrscheinlich ablehnen«, vermutete Maggie. »Der Jetlag wird ihm zu schaffen machen. Und er will sich bestimmt auf das morgige Treffen vorbereiten.«

»Aber wenigstens hast du es dann versucht«, meinte Tara.

Maggie faltete den Brief wieder zusammen und zog ihre Schürze aus. »Du hast recht, Tara. Nach so vielen Jahren ist es das mindeste, das ich tun kann.« Sie lächelte ihre Tochter an, verließ rasch die Küche und verschwand nach oben.

In ihrem Zimmer öffnete sie den Schrank und nahm ihr Lieblingskleid heraus. Sie wollte nicht, daß Declan in ihr eine Frau mittleren Alters sah – wirklich idiotisch, dachte sie, schließlich war sie tatsächlich in den allerbesten Jahren, genau wie er. Sie begutachtete sich im Spiegel. Passabel für einundfünfzig, fand sie. Sie hatte nicht zugenommen, aber während der vergangenen sechs Monate hatten sich zwei Falten in ihre Stirn graben.

Als Maggie nach unten kam, stapfte Stuart in der Diele hin und her. Sie war sicher, daß er längst alles im Wagen verstaut hatte und daß der Motor bereits lief.

»Komm endlich, Tara!« rief er zum drittenmal die Treppe hinauf.

Tara erschien wenige Minuten später. Stuarts Ungeduld schwand, als sie lächelte.

Beim Einsteigen sagte sie: »Ich kann es kaum erwarten, Declan kennenzulernen. Ich finde, sogar sein Name hat etwas Romantisches.«

»Genauso ging es mir damals auch«, gestand Maggie.

»Was ist schon an einem Namen dran?« Stuart grinste und lenkte den Wagen über die Einfahrt auf die Straße.

»Eine ganze Menge«, antwortete Maggie, »wenn man als Margaret Deirdre Burke aufwächst.« Stuart lachte unwillkürlich. »In

der Schule schrieb ich mal einen Brief an mich und adressierte ihn an ›Dr. und Mrs. Declan O’Casey‹. Aber es machte ihn trotzdem nicht interessanter.« Sie tupfte nervös auf ihr Haar.

»Wäre es nicht möglich«, meinte Tara, »daß sich Dr. O’Casey in all den Jahren zu einem amüsanten, robusten und weltlichen Burschen entwickelt hat?«

»Das bezweifle ich«, entgegnete Maggie. »Wahrscheinlich eher zu einem schrulligen, runzligen Tatterich, der immer noch jungfräulich ist.«

»Wie kannst du wissen, daß er Jungfrau war?« fragte Stuart interessiert.

»Weil er das jedem auf die Nase gebunden hat«, erwiderte Maggie. »Declans Vorstellung eines romantischen Wochenendes bestand darin, bei einer Mathematikkonferenz eine Trigonometrieaufgabe zu lösen.«

Tara lachte schallend. »Aber ich muß ehrlich sein, dein Vater war nicht viel erfahrener als er. Wir verbrachten unsere erste Nacht zusammen auf einer Parkbank. Das einzige, was ich verlor, waren meine Schuhe.« Jetzt lachte auch Stuart so heftig, daß er fast gegen den Randstein gefahren wäre.

»Ich habe sogar herausgefunden, wie Connor seine Unschuld verloren hat«, flüsterte Maggie nun in vorgetäuschter Vertraulichkeit. »An ein Mädchen mit dem passenden Spitznamen ›Nancy-allzeit-bereit‹.«

»Das kann er dir doch nicht erzählt haben!« rief Stuart ungläubig.

»Hat er auch nicht. Ich hätte es bestimmt nie erfahren, wenn er eines Abends nicht etwas zu spät vom Football-Training zurückgekommen wäre. Als ich nicht länger warten konnte, legte ich eine Nachricht in seinen Spind, und da fand ich Nancys Name an der Innenseite in die Tür geritzt. Aber eigentlich hatte ich keinen Grund, mich darüber zu beklagen. Denn als ich in die Spinde seiner Kameraden geschaut habe, stellte ich fest, daß Connor, verglichen mit den anderen, ein Unschuldslamm war.«

Tara konnte gar nicht mehr aufhören zu lachen und bat ihre Mutter, nicht weiterzuerzählen.

»Als dein Vater schließlich...«

Bis sie am Flughafen eintrafen, hatte Maggie sämtliche Geschichten über die Rivalität zwischen Declan und Connor erzählt und bekam allmählich ein ungutes Gefühl ob des Wiedersehens mit ihrem alten Tanzpartner nach so vielen Jahren.

Stuart hielt am Randstein, sprang aus dem Wagen und rannte nach hinten, um Maggie die Fondtür zu öffnen. »Beeil dich«, ermahnte er sie mit einem Blick auf die Uhr.

»Möchtest du, daß ich mitkomme, Mom?« fragte Tara.

»Nein, danke«, erwiderte Maggie und schritt rasch zur automatischen Tür, bevor sie es sich im letzten Moment doch noch anders überlegen konnte.

Sie blickte auf die Ankunftstafel. Flug 815 der United aus Chicago war pünktlich um elf Uhr zwanzig gelandet. Es war jetzt elf Uhr vierzig. So spät war sie noch nie gewesen, wenn sie jemanden vom Flughafen hatte abholen wollen.

Je näher sie zur Ankunftshalle kam, desto langsamer ging sie, in der Hoffnung, Declan hätte inzwischen Zeit gehabt, den Flughafen zu verlassen. Sie beschloß schuldbewußt, noch fünfzehn Minuten auszuhalten und dann zum Wagen zurückzukehren. Sie musterte die eintreffenden Passagiere, die über den Flugsteig kamen. Die Jungen, Intelligenten und Begeisterten, die Surfboards unter dem Arm geklemmt trugen; die Herren mittleren Alters, eifrig und aufmerksam, die ihre Kinder an den Händen hielten; die Alten, Langsamen und Nachdenklichen, die als letzte heranschlurften. Maggie fragte sich, ob sie Declan überhaupt wiedererkennen würde. War er vielleicht schon an ihr vorbeigegangen? Immerhin hatten sie sich seit dreißig Jahren nicht mehr gesehen. Und Declan rechnete ja auch gar nicht damit, daß jemand ihn abholte.

Wieder blickte Maggie auf die Uhr – die fünfzehn Minuten waren fast um. Sie dachte an einen Teller voll Gnocchi und ein Glas Chardonnay zum Lunch bei Cronulla, und danach wollte sie ein wenig in der Sonne dösen, während Stuart und Tara surften. Da

fiel ihr Blick auf einen Einarmigen, der durch die Ankunftshalle schritt.

Maggie wurden die Knie weich. Sie starre den Mann an, den sie immer geliebt hatte und immer lieben würde. Sie hatte Angst, in Ohnmacht zu fallen. Tränen stiegen ihr in die Augen. Sie verlangte keine Erklärung. Dafür war später Zeit, viel später. Blindlings rannte sie auf den Mann zu.

In dem Augenblick, da er sie entdeckte, zog das verräterische Lächeln über seine Züge. Wie immer sagte es aus, daß er sich ertappt fühlte.

»O Gott, Connor!« rief Maggie und streckte die Arme nach ihm aus. »Sag mir, daß es wahr ist! Lieber Gott, laß es wahr sein!«

Connor drückte sie mit dem rechten Arm fest an sich. Der linke Ärmel baumelte an seiner Seite. »Es ist wahr, Maggie, mein Darling«, versicherte er ihr mit breitem irischem Akzent. »Präsidenten haben sehr viel Macht und Einfluß. Aber wenn sie einen erst mal totgesagt haben, bleibt einem leider keine Wahl, als eine Zeitlang zu verschwinden und eine andere Identität anzunehmen.« Er ließ sie los und blickte hinunter auf die Frau, die in den Armen zu halten er sich während der vergangenen sechs Monate unentwegt gewünscht hatte. »Ich habe mich für Dr. Declan O'Casey entschieden, einen Akademiker, der in Erwägung zog, eine neue Stelle in Australien anzunehmen, weil ich mich erinnert habe, daß du mir mal erzählt hast, du hättest dir nichts im Leben so sehr gewünscht, als Mrs. Declan O'Casey zu sein. Und ich glaube auch nicht, befürchten zu müssen, daß allzu viele Australier mein mathematisches Können auf die Probe stellen.«

Maggie blickte zu ihm hoch. Die Tränen strömten ihr über die Wangen, und sie wußte nicht, ob sie lachen oder weinen sollte.

»Aber der Brief, Darling«, sagte sie. »Das schiefe »e«. Wie hast du...«

»Ja, ich dachte, das würde dir gefallen«, antwortete Connor. »Nachdem ich dein Foto in der Washington Post gesehen hatte, wo du am Grab gegenüber vom Präsidenten stehst, und später, als ich die glühenden Nachrufe auf deinen Gatten las, da dachte ich mir:

Declan, mein Junge, das konnte deine letzte Chance sein, die junge Margaret Burke von der East Side zu ehelichen.« Er lächelte: »Also, wie war's, Maggie? Willst du mich heiraten?«

»Connor Fitzgerald, du hast eine ganze Menge zu erklären«, sagte Maggie.

»So ist es wohl, Mrs. O'Casey. Und wir haben den Rest unseres Lebens Zeit dafür.«

# DAS ELFTE GEBOT

Connor Fitzgerald ist ein absoluter Profi. Träger der Ehrenmedaille, treusorgender Familienvater, Diener seines Landes. Und die tödlichste Waffe der CIA.

In seiner Laufbahn als CIA-Agent hat Connor manche Gebote mißachtet. Zum Beispiel das fünfte Gebot: »Du sollst nicht töten.« Oder das achte: »Du sollst nicht falsch Zeugnis reden wider deinen Nächsten.« Doch jetzt hat er einen Fehler begangen, der keinem Agenten jemals verziehen wird. Connor Fitzgerald hat gegen das elfte Gebot verstoßen, das da lautet: »Du sollst dich nicht erwischen lassen.«

»Jeffrey Archer ist einer der besten Erzähler der Welt.«

*Los Angeles Times*

